

Am Ur-Quell

Friedrich Krauss

GR1
.U7

v.2

Library of



Princeton University.

DR. EDUARD SELER
STEGLITZ B. BERLIN
KAISER WILHELMSTR. 8



AM UR-QUELL.

Monatschrift für Volkkunde.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

II. Band.

DE EDUARD SELER
STEGLITZ & BERLIN
KAISER WILHELMSTR. 3



Administration in Lunden in Holstein.
Kommissionverlag: G. Kramer in Hamburg.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

1891.

Printed in Germany


Mitarbeiter.



Andree, R. Dr.
A. S.
Barton, M.
Bibus, M.
Bonyhady, B.
Burger, S. Ben Benjamin
Zev.
Charap, A. J.
Coltzau, Joh.
Dragičević, Th.
Elger.
Feilberg, H. F.
Frahm, L.
Fränkel, L.
Fränkel, Rosa.
Friedemann, J.
Frischbier, H.
Gaidoz, H.
Gauder, C.
Gatschet, Alb. S.
Gillhof, J.
Gros, Joh.
Gruss, M.
Haase, K. Ed.
Hagen, v. W.

† Handelman, H.
Hensen, H.
Höft, Fr.
Hoeffler, M. Dr.
Kaindl, R. Fr.
Karłowicz, J.
Kählert, Fr. Ch.
Keleti, K.
Klein, J.
Knauthe, Karl.
Köhler, R. Dr.
Krauss, Fr. S.
Krause, Norbert.
Kupczzanko, Gr.
L—n.
Landau, M. Dr.
Lea
Lehrmann, Wilh.
Martens, J.
Martens, P. Ch.
Meyer-Markau.
Miehl, L.
Mooney, J.
Offerding, Ralf.
Paulsen, H.

Pordes.
Post, A. H.
Puntigham, K.
Rösler, M.
Sch., Th.
Schell, O.
Schierenberg, G. A. B.
Schiffer, Wolff.
Schlegel, G.
Schmeltz, J. D. E.
Sembrzycki, J.
Sohurey, H.
Sommer
Spiess, B.
Spinner, B.
Staaeke, Ida.
Sundermann, H.
Theen, H.
Treichel, A.
Volksmann, H.
Weinhold, K.
Winternitz, M.
Wislocki, v. H. Dr.



Inhalt.

(Die eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf Band I.)

1. Besondere Berichte und Aufsätze.

Gesellschaft, eine deutsche, für Volk-
kunde 33—34.
Gesellschaft, eine polnische, für Volk-
kunde 180.
Kosmogonie, die, der Cherokee 85—87.
Non olet 87—90.
Ransom by Weight 39—42, 59—61,
74—75.
Sagenforschung, zur Norwegischen 3—5,
53—55.
Volkleben, das, als wissenschaftliches
Problem 69—71.
Wort, ein offenes, an Sammler 25—26.

2. Sitten und Bräuche.

Badewasser in einen hohlen Baum ge-
gossen 21.

Bären ertränken 9.
Beschwörung des Täuflings 20.
Besen ans Fenster der Wettermacherin
gestellt 57.
Branntwein bei der Leiche nicht trinken 80.
Branntwein, drei Tropfen auf das Lager
des Täuflings 19.
Braut und Bräutigam zu Fürst und
Fürstin erhoben 138.
Braut tritt dem Bräutigam auf den Fuss 161.
Brautleute mit Roggenkörnern beworfen
161, 162.
Brautleute mit Wasser begossen 163.
Brautpfad 174.
Brot, drei Stücke auf das Lager des
Täuflings geworfen 20.
Böcke (u. Laken) bei der Aufbahrung
rasch wegnehmen 80.

- Bullenschauen (I., 129) 113.
 Bursche verkleidet 37.
 Busse für einen getöteten Hund 70, 71.
 Büchtlern den Armen geschenkt 102.
 Couvade 67.
 devleskero lincos 21.
 devleskero shelo 21.
 Dyng 9, 38, 39.
 dyngus 8, 9, 38, 39.
 dynguswanie 36.
 Eid, der im Volkleben 58—59, 120—122,
 142—143, 174.
 Eier, bemalte 38.
 Erde, erste Schaufel voll auf den Sarg
 werfen 102.
 Fastnachtbrauch (I., 129 u. f.) 113.
 Fell versaufen (I., 113, 139) 81, 147.
 Feldprozessionen 37.
 Feuer, über dasselbe springen 21.
 Fliederstrauss auf dem Maibaum 124.
 Frauenkauf bei den Südslaven 136—137.
 Gaben einsammeln 9, 37, 38.
 Geburt und Taufe in der Gegend des
 Sollinger Waldes 197—200.
 Geist des Verstorbenen sehen 80.
 Gesicht beschmieren 163.
 Gesicht der Leiche mit einem Brett be-
 decken 102.
 Gottesgericht im Herzögischen 81.
 Grünkohl essen 107.
 Haar beschneiden 34, 35.
 Hahn und Gaik 36.
 Haus mit Maien schmücken 107.
 Hede an der Thür des Wettermachers 57.
 Hede schütteln bei Regen und Schnee 57.
 Hedwichenpitschen 113.
 Hochzeithaus von bösen Geistern reinigen
 138.
 Hochzeitkuchen 138.
 Hochzeitgebräuche der Weisrussen 137
 bis 139, 161—163.
 Holzlöffel, Rinne damit graben 20.
 Honig erhalten die Brautleute 161.
 Honig den Neugeborenen geben 352.
 Katze, tote, auf dem Maibaum 160.
 Käche (Käksche) heff alles versengt
 und verbrennt 115, 164, 178.
 Kehrbesen mit Hede an dem Fenster
 des Wettermachers 57.
 Kerzen bei der Trauung 161.
 Kindtaufschmaus 199.
 Knochen auf Faden gezogen 115.
 Kohlenstaub um den Täufling streuen 20.
 Kreuz mit rotem Tuch umhertragen 9.
 Kreuze in die Luft schlagen 138.
 Krankheitgeister ausgraben 20, 21.
 Kuchen ins Haus werfen 162.
 Lactare 103.
 Leichennudeln 101.
 Leiche, für dieselbe decken 80.
 Leiche, edle Teile derselben conservieren
 102.
 Leiche auf einem Totenbrett befestigt
 101.
 Lej 38.
 Lej, der hl. 37.
 Lejeck 37, 38.
 Liebetaufe, die, bei den Polen 7—10,
 36—39.
 Liebezauber, magyarischer 55—56.
 Loskauf durch Brauntwein 9, 38.
 Maifest 107.
 Maibaum aufrichten 124.
 Maibaumraub 124.
 Maibraut 124.
 Mann, der den Wind drehen kann 169.
 Martintag, St., im Bergischen 72—73.
 Martintag, St., in Schleswig-Holstein
 200—202.
 Martintag in Düsseldorf 73.
 Martinfeuer 73.
 Mägdle in's Wasser geworfen 8.
 Mädchen, das den Mehlbrei verpfuscht
 9, 36.
 Mädchenversteigerung 38.
 Menschenblut trinken 26.
 oblej 10.
 Oblewaczka 37, 38.
 Osterfeuer 107.
 Osterguss wirkt auf die Milchmenge 9.
 Patengeschenk 199.
 Paten mit Branntwein und Brot be-
 wirtet 9.
 Pfingstblume 160.
 Polevanka 37, 38.
 Rosen den Damen gereicht 8.
 Rösche zusammenbinden 103.
 Ruten, damit hauen 36.
 Schmackostern 36, 38.
 Schmeckosterrute 38.
 Schulgaug erster 35.
 Schule, Schmückung derselben 107.
 Schweineborsten krämpeln 57.
 Seelenzöpfe (u. Meth) 102.
 Stein, warmer, fällt ins Wasser 143.
 Sternsinger 94.
 Sterben, das, in Oberbayern 90—92,
 101—103.
 Storch, Hahn, Umzüge damit 9.
 Storch holen 58.
 Taufbutterbrod mit Rosmarin schmücken
 200.
 Taufgebräuche 198—199.
 Taufseggen 20.
 Täufling auf die Thürschwelle gelegt 21.
 Täufling in die 4 Ecken der Stube ge-
 steckt 21.
 Täufling auf den Herd gelegt 21.
 Täufling auf den Tisch gelegt 21.

(RECAP)
 G. R. I.
 5

Totenkopf und Licht bei der Eidleistung 121.
 Totengebräuche 80.
 Totenbretter bemalt 101.
 Trinkgefäße in Bosnien und im Herzögischen 47—48.
 Volkum, ostfriesisches 93—95, 106—107, 124—125, 160—161, 173—174.
 Walpurgisnacht (I. 161, u. f.) 107.
 Wasser sprengen, wo ein Sarg gestanden 80.
 Weihgeschenke 74.
 Winddreher 143.
 Windmachen mit Pantoffeln 143.
 Wettermachen 56—58, 109—110, 143, 169.
 Wettermacherin in Hühnerhaus oder Storchnest gesperrt 58.
 Wurst verzehren bei der Geburt eines Kindes 198.
 wykup (Loskauf) 10, 37, 38.
 Ziegelstein zum Thränen auffangen 57, 58, 110.
 Ziegenertaufe in Nordungarn 19—21.
 Zimmer, worin eine Leiche gestanden, ausfegen 80.

Volkglauben.

Advokat, schlechter, sind Hörner aus dem Kopf herausgewachsen 121.
 Advokat, schlechter, ist vom Teufel geholt worden 121.
 Alldrücken 71—72, 103—105, 119—120, 168—169, 191.
 Alp als Maus 71, 72.
 Alp als Apfel 71.
 Alp als Birne 72.
 Alp saugt Säfte aus 72.
 Alp als altes Weib 72.
 Alp, demselben ein Geschenk geben 72.
 Alp als Mädchen 103.
 Alp als Schmetterling 104.
 Alfranken 120.
 Alfén 193.
 Antlassei in Brotteig gebacken 101.
 Antoniuskreuz auf Münzen 4.
 Baba Jaudocha-Dokia 149—151.
 Baupfer 25, 110, 189 u. f.
 Baumseele 27.
 Bäume pflanzen bei der Geburt eines Kindes 6.
 Beinklamer geht um 101.
 Bettfedern in Kreuze und Ringe geflochten 141.
 Besen an die Thür gelehnt 72.
 Besuch, nächtlicher B. in der Kirche 128.
 Bida 207.
 Blindschleiche kann eine Stunde sehen 27.
 Blumen, rote, bei Leichen 91.
 Butter- oder Quarkschnitte gegen Alp 120.

Circumcision bei den Juden 7.
 Daniel in der Löwengrube 4.
 Diebglauben 81, 125—127, 185—187, 203.
 Diebfangen 81, 125 u. f., 185.
 Dieb festmachen 125—126, 186.
 Dieb festschreiben 126.
 Dieb in den Rauch hängen 126.
 Dieb wächst ein Strohalm aus dem Munde 186.
 Diebsegen 187.
 Dieb verliert ein Auge 125.
 Dieb muss Gestohlenes wiederbringen 125 u. f.
 Dieb muss den Siebenstern anschauen 126.
 Dieb muss das Genick brechen 126.
 Dieb ausfindig machen 81, 105.
 Donar-Taranus 50.
 Donnersteine gegen Nachtmähr 120.
 Drache 205.
 Drache als feurige Besen 206.
 Ei als Baupfer (I., 33, 50), 190.
 Eierschalen als Liebezauber 56.
 Falter beim Licht fangen 104.
 Falter die Flügel verbrennen 104.
 Fenster geöffnet beim Sterben 91.
 Feuersegen 145—146, 178.
 Fescherin, de 152—154.
 Fichte, wie sie entstand 86, 87.
 Fische geopfert 194.
 Fliege, spanische, als Liebezauber 56.
 Flöte aus Totenbein 186.
 Frau, schwangere, darf nicht spinnen 115.
 Froschskelett als Liebezauber 55.
 Fusssohlen u. Brust mit Knoblauch einreiben 104, 105.
 Garbe auf dem Felde 144.
 Gegenstände verleihen nach Sonnenuntergang 113.
 Geisterglauben 155—157, 193.
 Gekreuzigter auf Bildwerken 4.
 Geld als Baupfer 190.
 Gertraudkapellen 102.
 Gertraudminne 102.
 Gesicht der Leiche, wie es aussieht 91.
 Gold als Weihgeschenk 75.
 Götterkind ausgesetzt 53.
 Grübchen in der Oberlippe des Kindes 6.
 Gürtelband über die Wiege legen 104, 105.
 Haare als Liebezauber 56.
 Hahn trägt einen Balken 185.
 Hahn um den Hochaltar getragen 102.
 Harkort, König 193.
 Heer, das schlafende 42 u. f.
 Heftmesser unter's Haupt legen 104.
 Henne, schwarze, vergraben 125.
 Hexenglaube 204—205.
 Hexen zaubern Regen 205.
 Hexenleiter 92—93, 105—106, 141—142, 157.

Hexenleiter aus Weizenstroh 93.
Hexen streifen den Tau ab 157.
Hexenkranz 141.
Hexen verwandeln sich in Katzen und Seehunde 141.
Hexenseil 92, 141.
Hexen melken die Kühe 141, 157.
Hexenspiegel 141.
Hexen als Hasen 141.
Hexenringe 142.
Hexentreppe 120, 142.
Hexen nehmen Menschen das Herz aus 144 u. f.
Hexensalbe 105.
Honig und Knechen als Liebezauber 56.
Hostie unter die Haut schieben 90.
Hörner, verschränkte auf Runensteinen 4.
Hucksteine 120.
Hufeisen als Banopfer 189.
Hulderen 193.
Hund, schwarzer 206.
Hühnerfedern, darauf kann kein Mensch sterben (I., 9), 90.

Katze vergraben 125.
Kesselprobe 81.
Kind in eine Wehle geworfen 25, 189, 190.
Kind, das, bei den Juden 5—7, 34—36.
Kind, das eingemauerte 110.
Kinder, die göden 176.
Kind, stummes zur Welt bringen 197.
Kinderbrunnen 147.
Kinde, dem neugeborenen, stehen zwei Engel zur Seite 6.
Kleidung der Leiche 91.
Knoten, gordischer, auf Krötenfibeln 4.
Kohlen auf die Gräber gelegt 102.
Körpermale auf den Brustwarzen 104.
Krankheiten etc. stammen vom Teufel 12, 13.
Kreuz in den linken Fuss eines Tieres schneiden 136.
Kröte, die 110.
Kröten auf dem Friedhof 102.
Kuckuckrufe 106.
Kullamane 193.
Läuten erleichtert das Sterben 91.
Legenden, jüdische 209 u. f.
Leiche unverändert 101.
Leichenzug und Hochzeittag dürfen einander nicht begegnen 102.
Licht mit Nadeln 92, 141, 142.
Licht bei einem Kinde brennen 193.
Lilith und Gefolge 144 u. 196.
Lilith stiehlt Kinder 6.
Loch im Ring vergrößern durch Zauberei 184.
Macherinnen 95.
Maretaken 120.
Märklatten 191.

Marvlechten 191.
Matuya wirft Fleisch auf die Erde 135.
Meineid unwirksam machen 121.
Meineidiger stirbt schwer 121, 122.
Menschenopfer 189 u. f.
Mensch auf dem Kopfe stehend 72.
Milchverkauf nach Sonnenuntergang 113.
Milchstrasse, Name dafür 87.
miré, mirje 191.
Mitternachtgeist raubt Kindern den Schlaf 6.
Mittel gegen Nachtmähr 120.
Missgestalt darf einer Schwangeren nicht begegnen 115.
Mora ist eine Hexe (Gespenst 104).
Mora muss geistern 104.
Mund, von dem M. auf in den Himmel kommen 90.
Mutter, die unentbunden stirbt, öffnet die Augen 91, 92.
Mühle am Himmel 87.
Nachtmähr kommt durchs Schlüsselloch 199.
Nachtmähr, ein rauhes Tier 119.
Nachtmähr entweicht wieder 119, 120.
Nachtmähr ein schlangenähnliches Tier 191.
Name, heil. u. profaner 7.
Namenzug eines andern im Sarg 80.
Neugeborene zum Wunderbild getragen 91.
Nisser 193.
Nuss in's Gestrüpp werfen.
Odin am Galgen 5.
Ogenverschroin 105.
Ogenverschälten 105.
Palmbuschen auf Gräber gepflanzt 102.
Pantoffeln verkehrt vor's Bett gestellt 120.
Pferdemar, Mittel dagegen 120.
Pferdekot als Zauber gegen Hexen 105.
Plejaden als Knaben 86.
Polednice (Mittagfrau) tötet Kinder 6.
Prymiwnyci (Krankheit-Beschwörerinnen) 13.
Punkte und Grübchen auf Bracteaten und Urnen 4, 5.
Quaste, geheime der Hexe 106.
Raben meiden das Haus, worin eine Leiche ist 91.
Rappen, kopflose 206, 207.
Sagen und Erzählungen aus der Grafenschaft Ruppin und Umgegend 110, 128, 175—176.
Scheidenrufer, die 202—203.
Scheintote einem Heiligen verlobt 90.
Schienbein, menschliches, zum Zaubern 186.
Schilder, zusammengeschobene auf Münzen 4, 4.
Schliekawabern 206.

- Schüssel mit Speisen dem Troll geopfert 193.
Schwalben meiden das Haus, worin eine Leiche 91.
Schwein, rotes, 206.
Seele des Meineidigen verfällt dem Teufel 174.
Seele, umgehen derselben 102.
Seele, fromme, gelangt zu den Seligen 67.
Seil mit Federn 92, 93.
 Seil, buntfarbiges 105, 106.
 Siebdrehen 126.
 Sonne als Weib 85.
 Spruch gegen die Mora 120.
 Stein unter dem Arm beim Schwören 174.
 Steine als Feuerkugeln 86.
 Steine als Lebewesen 86.
 Storch, Prophezeiung desselben 107.
 Stroh, auf demselben sterben 91.
 Strohkreuz und Ziegelstein vor das Haus eines Verstorbenen gelegt 91.
Sünden 203 u. f.
 Sündenverkauf 165—166, 181—185.
Tauben gewöhnen 130.
Teufel hat das Verlorne 186.
Thorhammer auf Münzen 4.
 Tierfabeln 1—3, 174—175.
Tocken als Mittel gegen Alp 72.
Tod, der als Reisebegleiter 66.
 Totenbretter in den Helweg gelegt 101.
 Totenbretter bei Feldkreuzen eingesteckt 101.
 Totenbretter in Krautbeete gesteckt 101.
 Totenfetische 179.
Tote ruhen die erste Nacht bei der hl. Gertraud 102.
Tote ruhen die zweite Nacht bei den Erzengeln 102.
 Toten rufen, 67, 112.
Trauring darf ein Toter nicht behalten 67.
Tränen dürfen nicht auf die Leiche fallen 101.
 Troll 193.
 Truden verursachen das Alpdrücken 24.
 Trudenfüsse an die Bettstelle genagelt 24.
 Trudenfuss 24.
 Türen öffnen nach dem Leichenschmauss 80.
 Tsharana 134.
 Tsharana-Ei in einer schwarzen Henne 135.
 Tsharana - Ei in dem Schoss eines Weibes 135.
 Tschynarki 13.
 Tshariwnyci (Zauberinnen) 13.
Tuch über den Kopf geworfen 72.
Unnererdsche 175.
Unterirdische 193.
Urnen, Schicksalfrauen der Zigeuner 133—136.
Urnen 20, 133—136.
Urnenkrankheit 135.
Urnen sind Baumseelen 133.
 Urnen, gute oder böse 133, 134.
 Urnen, wo sie leben 133.
Urnen-Königin 133.
Urnen, Halb-Ü. 133, 134.
Urnen, wie sie sind 133.
Urne umarmt einen Mann 133, 134.
Urne, wirkliche 134.
Urnen fangen 134.
Urne hat drei goldene Haare 134.
Urne, gestorbene, wird zur Espe 134.
Urnen, nach dem Blut derselben wachsen Disteln 134.
Urnen, nach dem Blut derselben wachsen Rosensträucher 134.
Urne, schlafende, küssen 136.
Vampyre ausgegraben 12.
Ylven 6.
 Vogelscheuche 92, 93.
Vögel, Stimme derselben verstehen 136.
 Volksagen, schlesische 205—206.
 Wachskerzen dem Sterbenden in die Hand geben 90.
 Wachskerzen, rote, bei der Leiche 91.
Wahlbruderschaft 49—50.
 Wahrsagerin verordnet Heilmittel 13.
 Wahrsagerin nennt den Urheber 13.
 Wahnsinnige geheilt durch Reliquien 74.
Waldrieder 191.
 Wasser, goldenes 135.
 Weib, bärtiges, eine Hexe 105.
 Wenn zwei sterben folgt der dritte 91.
 Werwölfe (I., 16).
 Windhose, die 1—3.
 Wind, steifer 67.
Wind nicht verfluchen 67.
 Widjemy (Hexen) 13.
Wöldieder 191.
 Woroschki (Wahrsagerinnen) 13.
Wöchnerin darf nicht in den Keller gehen 115.
Wöchnerin darf nicht an den Brunnen gehen 115.
Wöchnerin, aus dem Hause derselben darf man nichts verbergen (verborgen?) 115.
 Wöchnerinnen, wann viele sterben 91.
 Yggdrasil 55.
Zauber, durch denselben den Dieb auffindig zu machen 125.
 Zauberglauben 183—185.
Zauberer kriecht durch einen Baum 185.
Zauberer kriecht durch einen Stein 185.
 Zauber, vierblättriger, Klee, dagegen 185.
 Zauber, falscher Schilling, dagegen 185.
 Zauberkrantz 104.
 Zauberspruch, Merseburger 54, 55.
 Zauberseil 92.

Zaubersegen gegen die Mora 104.
Zwingmesse 102, 103.

4. Lieder und Reime.

Abzählreim 196.
Adabar du Langebèn 179.
Anna Susanna 173.
Bastlöserlein 107.
Bannspruch 20.
Canongesänge 19, 67.
Daar koom ik èn old Mientje an 160.
Fluchlied 135.
Guslarenlied 10, 136, 137.
Janmann satt up d' schönstein 160.
Janmann spann an 173.
Keier riege sträte 173.
Kinderreime 80, 179.
Liebezauber 56.
Lied der Arbeiter um Callies in Pommern 207 u. f.
Lieder am Sonntag Lactare gesungen 103.
Lieder an den Storch 106, 179.
Mairegulieder 124—125, 160—161, 173.
Maibôm, Maibôm hol di faste 161.
Martinlieder 73, 201.
Menschwerdung, die, des heil. Panteleimon 10—12.
Prinzessin, die, von England 14—15.
Reime, 8, 20, 109, 113, 122, 199.
Schicksalspruch der Urmen 20.
Sternsingerlied 94.
Susanne pope 173.
Susanne krullerwagen 173.
Tanzreime 122.
Volkreime 8, 109, 113.
Volkreim vom breiten Stein 113².
Volklieder 9, 21, 114, 172, 191.
Wenn de Rogge ware ripe 78.

5. Volkmedizin.

After, laborieren daran 130.
Anschwellung des Kuheuters 76.
Anwachsen 177.
Augen, entzündete 130.
Augenstaar 62.
Besprechungformeln 7.
Drüsen 177.
Fieber, was es ist 95.
Fieber, Mittel dagegen 95—97.
Fieber einem Baume überbracht 95, 96.
Fieber wegschreiben 96.
Fieber ins Wasser werfen 96.
Fieber vergraben 96.
Fieber wegsäen 96.
Fieber durch Sand geheilt 97.
Fieber durch Urin geheilt 97.
Gesichtrose 61.
Halsanschwellungen 45.
Krankheitsbeschwörungen bei russischen Bauern in der Bukowina 12—14, 43 bis 46, 61—63, 75—77.

Kröpfe 45.
Leichennudeln als Heilmittel 101.
Magen- und Bauchkrämpfe 62.
Nabelschnur, räuchern damit 21.
Nasenbluten 177.
Schlangensbiss (I, 18), 75.
Schmerzen, rheumatische 44.
Skropheln 44.
Sommersprossen 177.
Tollwut (I, 69 u. f., 186), 27.
Warzen 55, 130, 176—177.
Weinkampf 75.
Wutkrankheit (I, 69—71, 186), 169.
Zähnen erleichtern 130.
Zahnschmerzen 27, 129, 177.

6. Rätsel.

Rätselgeschichten 151—152, 166—168.
Rätsel: Fensterscheibe 15, Brunnen-
schwengel 15, Brot im Backofen 15,
Mann, der die Hose aufknüpft 15,
Häcksellade 15, Kuheuter 15, Knecht
mit Pflug und Pferden 15, Kirsche 15.
Mühlenflügel 15, Ei 15, Bienenstock 16,
Schnee 16, Frau am Backtrog 16,
Geldbeutel 16, Reisender mit der ge-
stohlenen Gans 151, Tauben und
Erbsen 151, 152, Frischbiss, Frisch-
schiss und lederner Arschwisch 152,
Rabe mit dem Schädel 152, Knecht,
der Menschen und Sachen wunderliche
Namen geben muss 166 u. f., Zwerg,
der nach einer Fledermaus schießt
167, Fische essender Mann im Kahne
167 u. f., Frau im Baume 168, ver-
heiratete Frau und Jungeselle 168,
zwei Kinder ohne Mutter 168; Christi
Taufe 168, jeder 168, Wolf 168, Biene
168.
Volkwitz in Rätseln 15—16, 81.

7. Sprichwörter.

Apröll, Apröll 17, 178.
Armenkasse, es giebt was aus derselben
17, 67.
Augen links 18, 178.
Beteuerungen 122.
Dar kann ick min Eed opdoun 121.
Dar kann ick op flöiken 121.
Der dredde Adder sleiht nah'n Paen 198.
Die fällt ihm rein mit den Beinen um
den Hals 18, 179.
Die haben sich schon berochen 18, 179.
Einen ausflöhen 18, 178.
Gewitter, dat slait in'e Theekätel 169.
Gesicht, en G. mäken, as wenn't dre
Dåg regen ward 169.
Glück, Büsmer 143.
He slait an'e grot Klock 146, 179.
He hett en Kind verflöikt 121.
He vergait as de Dau vār de Sünn 121.

He leht mit 'n lerrigen Rump rum 121.
 He het Seel un Selikeit verswårn.
 Hopse Kroohe kumm zum Rocka etc. 103.
 Ich will es beschwõren auf der Truhe
 des h. Petrus 142.
 Ich beschwõre dich dreimal vom Himmel
 bis zur Erde 143.
 Ich beschwõre euch dreimal bei Himmel
 und Erde 142.
 Kåke heff alles versengt und verbrennt
115, 164, 178.
 Ojej, õk kann nich mehr uthõle 18, 179.
 Ol Mann, ol Narr 78, 179.
 Petersilli verhågeln 169.
 Prost, seggt Jost 98, 179.
 Redensarten 58, 114.
 So wahr mir der Himmel und Erde 142.
 Sprichwort, wålisches 6, 1.
 Sprichwörter 178—179.
 Sprichwörter deutscher Juden 26—27.
 Sprichwörter galizischer Juden, 66, 112,
131, 163, 178, 196.
 Sprichwörter, ostpreussische, Volkreime
 und Provinzialismen 16, 19, 46—47,
63—64, 77—79, 97—98, 108—109,
122—123, 146, 159—160, 171—172,
194—195, 210—111.
 Teufel holt einen Freimaurer 67.
 Unvervårn mit Will'n 146, 179.
 Unwedder, nu ward U. 169.
 unweddersch utsehn 169.
 Wedder, dat, bang 'n måken 169.
 Wetterregeln 115.
 Wer gerecht schwõrt, erstirbt vor Schreck
152.
 Wer falsch schwõrt, erstirbt in der Spur
142.

8. Sonstiges.

Abderiten von heute 117—119, 154 bis
155, 169—170.
 Abderiten in Senegambien 118.
 Blindschleiche, was sie spricht 27.
 Bobkekram 18.
 Bronzetafeln 206.
 Buchstabieren 18.
 Båsumer bringen einen Mühlstein aufs
 Schiff 191.
 Båsumer finden einen Frosch 191.
 Båsumer holen ein Pferd vom Aussen-
 deich 191.
 Båsumer verlieren einen beim Baden 192.
 Båsumer holen den Mond aus den
 Brunnen 192.
 Dingsdag, geel 107.
 Dingsdag, all-op-pten D. 107.
 Dnnersdag, grn 107.

Finger, Namen derselben 80.
 Fockbecker Durheit 154—155.
 Fockbecker ertränken einen Aal 169.
 Fockbecker finden den Grasfresser 170.
 Fockbecker finden ein Pferdcei 170.
 Fockbecker versenken eine Uhr 170.
 Fockbecker jagen den Storch aus dem
 Flachs 170.
 Fuchs und Hahn 174.
 Halbunier rücken einen Berg abseits 118.
 Halbunier wollen eine Republik gründen
118.
 Halbunier wollen Wallnüsse aus einem
 Krug nehmen 118.
 Halbunier wollen den Mond wieder ge-
 winnen 118.
 Hauwicker bauen eine Wassermühle auf
 einem Berg 118.
 Hlken 201, 202.
 Jander 64.
 Kinderspiele 50, 51, 114, 164.
 Lebensbaum 77.
 Löwen, vom Löwen zu Handschuhsheim
 118—119.
 Montag, blau 107.
 Montag, eiertrllen M. 107.
 Midwk, wit 107.
 Saterdag, husen-busen S 107.
 Schangefhl 180.
 Schaf und Wolf 175.
 Schimpfwörter 110—111, 139—141, 157
 bis 159, 172—173, 195, 208—209.
 Septemberlaube 108.
 Snndag, hicken-bicken S. 107.
 Sprachweisen, geheime 22—23, 48—49,
65, 79—80, 98—99, 111—112, 127 bis
128, 143—144, 163.
 Sprechübungen 114.
 Storch und Frosch 175.
 Tierfabeln 1—3.
 Tiersprache 27.
 Waghals erschießt einen Kloss 170.
 Wiesel und Iltis 1—3.

9. Nachrufe.

Birlinger, Anton 180.
 Handelsmann, H., Professor 164.
 Kopernicki, Professor Dr. Isidor 210.
 Krauss, Wilhelm 84.
 Wilken, Dr. G. A. 212.

10. Berichtigungen.

131, 147.

11. Büchertisch.

27—32, 51—52, 67—68, 81—84, 99—100,
115—116, 131—132, 147—148.



AM UR-QUELL.

MONATSSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volkstum ist der Völker Junghrannen.“

I. Hft. II. B.

Bezugspreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.

1891.

Die Windhose.

Ein Mythos der Modoc-Indianer; dargestellt von Albert S. Gatschet
in Washington, D. C.

Nachstehende Erzählung, die anscheinend eine Tierfabel ist, erlangte ich im Frühjahr 1885 von einem Modoc-Indianer im nordöstlichen Winkel des Indianer-Territoriums, nördlich vom Unterlaufe des Arkansas-Flusses. Die Centralregierung der Vereinigten Staaten sandte nämlich die überlebenden Teilnehmer am Modoc-Aufstande von 1873 dorthin ins Exil. Sie kommen in diesem für sie allzu nassen und warmen Klima nicht gut fort und haben sich von 145 Personen auf etwa die Hälfte vermindert, wobei auch der Mißbrauch von Spirituosen mitgewirkt hat. Der Stamm besitzt eine überraschende Menge von Uebersetzungen, Mythen und Tierfabeln, die von großer Phantasie zeugen und oft auch von künstlerischem Werte sind. Diese Erzählung schrieb ich im Modoc-Dialekte selbst nieder, der eine Mundart der Klamathsprache bildet, und fügte gleichzeitig eine Interlinear-Uebersetzung bei. Bei der aphoristischen Weise, in welcher die Indianer solche Geschichten in ihrer Sprache erzählen, wäre eine wörtliche Uebersetzung der Texte für Deutsche völlig unverständlich; ohne die nötigen Beisätze und Erklärungen ist die mündlich fortgeplanzte Volksliteratur dieser und der meisten anderen Indianer für Europäer absolut ungenießbar und rätselhaft.

Ich erzähle euch etwas; hört mal zu!

Iltis sagte zu seinem jüngeren Bruder Wiesel: „Geh hinaus und sammle Sumpfrohr ein, doch halte dich nicht am Wege auf, und betritt unterwegs keines Menschen Haas!“ Wiesel erstaunte ob dem barschen Befehle seines Bruders, gehorchte aber und sammelte die Sumpfrohre; Thränen vergießend, band er die Rohre zusammen und machte sich dann auf den Heimweg. Nichtsdestoweniger überdachte er, weshalb er wohl von dem weisen Bruder gemahnt worden sei, bei Niemandem vorzusprechen. „Ich will wenigstens dem Seeufer entlang nach Hause gehen“ sagte er zu sich.

Da sich unterdessen ein Wirbelwind erhob, beschloß Wiesel diesem auszuweichen und auf einem andern Wege nach Hause zu kehren. Dabei gelangte er zu „Dickbauch's“ Wohnstätte und trat ein. „Weßhalb kommst du hierher?“ fragte ihn dieser. „Wohnst du denn hier?“ fragte Wiesel seinerseits. „Du mußt mit mir ringen, denn Jeder, der in mein Haus kommt, muß mit mir einen Ringkampf bestehen. Ich bin wohl alt und schwach, aber ringen mußt du doch mit mir.“ Darauf entgegnete Wiesel: „Wenn es durchaus so sein muß, so ringen wir zusammen; mache dich bereit!“ Sie faßten sich an; der Alte warf Wiesel zu Boden, nachdem sie sich eine Weile während der Kampfesanstrengung herumgedreht hatten. Wiesel machte sich über seine eigene Niederlage lustig, ebenso über den Alten, lachte ihn aus, und rief, während er noch am Boden lag: „Du alter Kerl, du hast ja gar keine Kraft mehr!“ Nun erhob sich Wiesel, „Dickbauch“ ergriff ihn gleich wieder, warf ihn von Neuem, hielt ihn dann fest und legte sich flach auf ihn, damit er nicht wieder loskomme. Jammernd schrie dieser: „Laß mich los! laß mich doch gehen, ich muß ja ersticken!“ „Nein, dich laß ich nicht los!“ antwortete der Sieger.

Da ließ sich eine vorbeisliegende Lerche auf einem nahen Baume nieder und rief Wiesel zu: „Gehe ihm mit beiden Füßen zu Leibe und stoße ihm den Bauch ein!“ Wiesel befolgte den willkommenen Rat, und stieß mit beiden Beinen gegen das schwer auf ihm liegende Ungetüm. Wirklich fielen auch die Eingeweide desselben auf die Erde und „Dickbauch“ tat seinen letzten Atemzug. Sobald Wiesel dies merkte, befreite er sich von der Last, erhob sich und fand, daß „Dickbauch“ von Knochen angefüllt war. Erstaunt rief er: „Was hast du denn da in deinem Wanst? Ein sauberer Kunde bist du, der du mit mir gerungen hast.“ Nun konnte Wiesel frei aufatmen und ungehindert zu seinem Bruder Iltis zurückkehren und brachte auch seine Bürde von Rohren auf dem Rücken dorthin. Dieser fragte ihn: „Warum bleibst du so lange aus? wer hat dich aufgehalten?“ Darauf erwiderte Wiesel: „Der Alte hielt mich auf und hat mit mir gerungen.“ Lügnerisch setzte er hinzu: „Er selbst bot mir den Ringkampf an; erst wollte ich nichts davon wissen, wir packten uns dann doch an und ich schmiß ihn zu Boden.“ Damit ist die Geschichte zu Ende.

Die alte Heimat dieser Modoc-Indianer ist der vulkanische Landstrich, der sich im Süden Oregons und im Norden Californiens östlich von der Cascade-Bergkette etwa hundert englische Meilen weit bis zum Goose-Lake hinreckt. Es ist ein trockener, von Gras bewachsener und von einigen Seen bewässerter Landstrich, und dorthin ist auch der Schauplatz obiger Erzählung zu verlegen. Die Erzählung enthält einen elementaren Naturmythos, nicht eine Tierfabel. „Dickbauch“ oder Tschitschatschä-ash in der Modocsprache, auch der „Alte“, Kemütch, genannt, ist die Personification des Wirbelwindes oder der Windhose, welche dort oft in eilendem Laufe Koth, Staub, Steine, dürres Gras und Holz aufwirbelt, mit sich in die Höhe reißt und später wieder fallen läßt. Dieß sind die Knochen oder Gebeine, welche dem sterbenden Ungetüm aus den Eingeweiden fallen. Der Name des Zauberers, „Dickbauch“, spielt auf die regenbeladene, gewitterschwangere, dunkelfarbige und bauchige Nimbuswolke an, aus welcher die Wind- und Wasserhose herabhängt und die Wirksamkeit des Ungetüms stellt sich der

Phantasie des Modoc-Indianers dar als das Spiel eines ungeheuren Kreisels (schükasch), der alles, was herumliegt, in seinen Bereich zieht. Durch sein Gewicht die Erde beinahe erdrückend, wird er schließlich durch den Blitz zerrissen und in Atome zerstückelt, wobei die rasselnden Gebeine das Geräusch des Donners nachahmen. Wer den „Dickband“ von ferne erblickt, ist zu einem Umwege genötigt, will er sich nicht dem Verderben aussetzen und wer davon überrascht wird, ist zum Kampf mit dem furchtbaren Ungeheuer gezwungen. Wiesel ringt mit ihm und wirft sich auf den Boden; dadurch hat der Wirbelsturm den Griff auf ihn verloren und weiterhin eilend zerplatzt derselbe und wird unschädlich.

Ittis und Wiesel sind in den Modoc-Mythen unzertrennliche Gefährten und Wiesel vollführt stets die Wünsche und Befehle seines ältern Bruders. Sie treten meist feindlich gegen Naturmächte auf und kommen oft schlecht dabei weg, doch nach wiederholten Kämpfen bleiben sie siegreich. Sie selbst repräsentiren personificirte Naturmächte, erscheinen als Tiere und als Menschen von verschiedenem Alter, sind an einäugige Weiber verheiratet und haben Kinder. Sie stellen bald Genien der Jahreszeiten, bald Astralgottheiten dar, und einer der Gründe, warum gerade Ittis und Wiesel ihnen zur Maske dienen, ist die Eigenschaft letzterer Tiere, beim Wechsel der Jahreszeiten die Färbung ihres Felles zu ändern, was den Indianern als wunderbar, weil durch die Tiere selbst hervorgebracht, vorkommt.

Zur Norwegischen Sagenforschung.

Von F. Handelman in Kiel.

Die Anzeige des Herrn Kauffmann¹⁾ gab mir den Anstoß zu wiederholtem Eingehen auf die Studien des Herrn Bugge zur Götter- und Heldensage, nachdem ich schon vor acht Jahren meine Sympathie für diese norwegischen Bestrebungen beiläufig angedeutet hatte.

Meine Gedanken gehen hier denselben Weg wie in meinem neulichen Aufsatz über den *limes Saxoniacus*²⁾, wo ich die karolingische Grenzlinie durch Hinweis auf die vorhandenen vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen zu erläutern und zu belegen versuchte. So meine ich auch, daß man in dieser Frage anknüpfen muß an die festen Denkmäler in Bild und Skulptur, welche der heidnische Normann im christlichen Europa zu Gesicht bekam. Was ihm gelehrte und ungelehrte Christen von diesen Bildwerken zu erzählen wußten, das hat die fruchtbare Phantasie des Wikingers weiter ausgeführt und umgestaltet. Den etwaigen Einfluß der apokryphen Literatur, die doch auf mönchliche Kreise beschränkt blieb, kann ich dagegen unmöglich so hoch schätzen³⁾. Jedenfalls haben diese neuen Gedanken den absterbenden alten Glauben des Nordens durchdrungen — wie das ja auch in andern Zeitperioden ähnlich ergangen ist.

¹⁾ In Paul und Braune: „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur“, Bd. 15, S. 195 u. ff.

²⁾ Im Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1890.

³⁾ Erst nachträglich sehe ich, daß schon Herr Schullerus (Paul und Braune: „Beiträge“, Bd. 12, S. 267—68) in ähnlicher Weise argumentirt hat: „nicht Buchgelehrsamkeit, sondern mündliche Berichte!“ Aber der Erzählung ist selbstverständlich die Frage und dieser die Anschauung christlicher Bildwerke voran.

I. In diesen Kreis gehört die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Antouins-Kreuz und Thorshammer. Ich verweise auf meine Ausführungen in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1886, S. 316 und 1888, S. 77, 122, denen ich für jetzt nur hinzuzufügen habe, daß in dem neuen „Catalogue of English coins in the British Museum: Anglo-Saxon Series“ Bd. I noch mehr Münzen mit eben diesem Symbol vorliegen.

II. Auch habe ich auf einer ovalen Gewandnadel (Krötenfibel) der Wikingerzeit das auf deutschen Münzen häufig wiederkehrende Symbol der christlichen Dreieinigkeit, den sogenannten Gordischen Knoten, nachgewiesen in den Verhandlungen der V. A. G. 1882, S. 26¹⁾. Dazu paßt die nordische Trinität der beiden Edda's, der „Hohe“, der „Gleichhohe“ und der „Dritte“, an deren christlichem Ursprung gleichfalls nicht wohl zu zweifeln ist²⁾.

III. Für noch durchschlagender halte ich den von mir angetretenen Beweis, daß das Bild des Daniel in der Löwengrube auf den Krötenfibeln ganz besonders beliebt wurde³⁾. Die allmähliche Entstellung bis zur Unkenntlichkeit zeigt sich dabei ähnlich wie z. B. bei den karolingischen Münzen von Dorestad.

IV. Und wie hätte nun die Darstellung des Gekreuzigten,⁴⁾ welche sich überall wiederholte, ohne Eindruck auf die Normannen bleiben sollen? Ich kann deshalb den Gedanken Bugge's von einem heidnischen Gegenbilde nicht so schnell und leicht hin fallen lassen.

Wenn wir mit Herrn Kaufmann die bekantnen vier Strophen 138—41 als ein „Odinsbeispiel in Müllenhoff's Sinne“ aus dem Zusammenhang der Havamal lösen und als Illustration zum zwölften Runenvers (Galgenzauber Str. 157) betrachten, so erscheint es mir ebenso berechtigt, mit Müllenhoff die überzähligen Zeilen der Str. 138 fallen zu lassen.⁵⁾ Damit fällt auch jeder Hinweis auf den „Baum aus geheimnißvoller Wurzel“ (Yggdra-

¹⁾ Hierher rechne ich auch als unverstandene Nachahmungen die drei verschränkten Hörner auf dem Runenstein von Solöv und die drei zusammengeschobenen Schilde auf englisch-nordischen Münzen. (Die Auffassung des Herrn Henry Petersen ist anderer Art.)

²⁾ Ich will nicht unerwähnt lassen, daß Worsaae schon die öfter vorkommenden drei Punkte oder Strüßchen auf Goldbracteaten, Urnen u. s. w. als Symbol einer älteren Götterdreiheit bezeichnet hat; jedoch ich vermag seinen mythologisch-symbolischen Ausführungen überhaupt nicht zu folgen.

³⁾ Siehe Correspondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1881, S. 8.

⁴⁾ Der Gekreuzigte im Tabu-Pause. Es ist ein sehr merkwürdiges Zusammenreffen; daß in der Sitzung des Anthropologischen Vereins zu Kiel vom 17. Mai der Direktor des hiesigen Museums für Völkertunde, Herr Dr. Schepzig, eine 1,80 m hohe geschnitzte und colorirte Holzfigur mit beiderseits weit ausgestreckten Armen vorlegte, welche neuerdings von einem Maschinenisten der Kaiserlichen Marine, Herrn H. Osterwald, auf den Fischer-Inseln erworben und der Sammlung geschenkt ist. Dieselbe gehört zu der Kategorie, welche auf Neu-Neckienburg (Neu-Island) häufig in den Tabu-Häusern gefunden und Kulap genannt wird; vgl. die Abbildungen bei Finsch: „Belegstücke“, wo aber kein Exemplar mit ausgebreiteten Armen vorkommt. Mir macht diese Figur — ob sie nun als Götterbild anzusprechen ist oder nicht — den Eindruck, daß dem Schnitzer dabei ein Crucifix als Vorbild gebient oder vorgeschwebt hat. So hätten wir in der Süsee einen gewissen Parallelismus zu dem Norwegischen Odin am Galgen; hier war es der Dichter, dort der Holzschneider, welcher das christliche Motiv des Gekreuzigten für seinen eignen heidnischen Ideenkreis verarbeitete.

⁵⁾ Vgl. deutsche Altertumskunde, Bd. V, 1, S. 270 und 104.

sitz-Gesche) hinweg, welchen der Compiler mit dem „wurzellosen Baum“ — dem „rütless tree“ des Schetländischen Liedes — d. h. dem Galgen identifizirt hat. Wir brauchen dann weiter nichts „heranzuzugeheimnissen“, sondern es bleibt einfach Odin am Galgen.

Die vier sechszelligen Strophen lauten also:

- | | |
|--|--|
| <p>1. Ich weiß, daß ich hing
Am windigen Baume
Neun ganze Nächte,
Mit dem Speer verwundet
Und dem Odin gegeben,
Ich selber mir selbem.</p> | <p>[3.⁹) Neun Hauptlieder
Erhielt ich von dem berühmten Sohne
Balthors, des Vaters der Besta;
Und ich bekam einen Truul
Des teuren Meths,
Geschöpft mit Odrerir.]</p> |
| <p>2. Mit Brot labten sie mich nicht,
Auch nicht mit dem Trinkhorn;
Spähte ich nieder,
Nahm ich heraus Knoen,
Schreiend nahm ich;
Ziel ich wieder herab.</p> | <p>4. Da begann ich zu gedeihen
Und weise zu sein,
Zu wachsen und mich wohl zu befinden;
Wort mir vom Worte
Wort schuf,
Wert mir vom Werte Wert.</p> |

(Schluß folgt.)

Das Kind bei den Juden.

Ein Bericht von Dr. M. Winternitz in Oxford.

Seit October 1888 erscheint in London (D. Nutt) eine Vierteljahrschrift, „The Jewish Quarterly“, welche nebst rein theologischen Aufsätzen auch einige wichtige Beiträge zur Volkskunde der Juden bringt. So befinden wir uns gleich in den ersten Nummern auf ethnographischem Gebiet, indem unser berühmter Landsmann Dr. Neubauer die Frage behandelt, wo sich die verschollenen zehn Stämme der Juden befinden (Where are the Ten Tribes? Hefte 1—4). Das erste Heft des zweiten Jahrgangs dieser Zeitschrift (October 1889) beginnt mit einem höchst lehrreichen Essay von S. Schechter über das Kind in der jüdischen Literatur. (The Child in Jewish Literature.) Der gelehrte Verfasser entwirft hier, hauptsächlich nach talmudischen Quellen, eine Schilderung des Lebens des Kindes vom ersten Augenblick seines Daseins an bis zum Eintritt ins Mannesalter. Einige Mittheilungen aus Schechters hochinteressanter Studie dürften den Lesern des „Urquell“ nicht unwillkommen sein. Kenner des Werkes von Ploß „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker“ (2. Aufl. Leipzig 1884) werden manche bekannte Züge bei den Juden wiederfinden.

Kinder zu besitzen, galt dem Juden stets als das größte Glück. Sowie der Jüder es als eine Schuld an die Väter betrachtet einen Sohn zu erzeugen, so erklärten die Rabbis den kinderlosen Mann für todt, und den Cabbalisten des Mittelalters galt der Mann, der keine Nachkommenschaft hinterließ, als einer, der seine Mission in dieser Welt veräußert hat, und sie

⁹) Die dritte Strophe zeichnet sich vor den anderen durch eine besonders reiche mythologische Ausschmückung und Etalengelehrsamkeit aus. Die erste Hälfte ist nur eine weitere Ausführung von Str. 2, Zeile 4, indem sie die Knoenkunde als entlehnt von Odins mütterlichen Ahnen bezeichnet; von solchem Mythos wissen wir sonst nichts. Die zweite Hälfte klingt an das zweite „Odinsbeispiel“ an; doch weisen Müllenhoff, Bugge und Kaufmann übereinstimmend den unmittelbaren Zusammenhang ab. Meinerseits möchte ich diese dritte Strophe für später eingeschoben halten.

glaubten, daß er noch einmal auf die Erde zurückkehren werde, um seine Pflicht zu erfüllen.

Zahlreiche Legenden gibt es über das Leben des Embryo. Es wäre allerdings wertvoll zu wissen, was an diesen Legenden volkstümlich und was theologische Speculation ist. Die oft pessimistisch ausgelegte Tatsache, daß wir weinen, wenn wir geboren werden¹⁾, erklärt die rabbinische Legende in folgender Weise. Dem ungeborenen Kinde stehen zwei Engel zur Seite, die es nicht nur die ganze Thora lehren, sondern es auch alle Freuden des Paradieses und alle Qualen der Hölle schauen lassen. Da es aber doch nicht angeht, mit solchen Kenntnissen ausgestattet, auf die Welt zu kommen, so schlägt ein Engel das Kind, bevor es die Welt betritt, auf die Oberlippe, und alle Weisheit verschwindet. Von diesem Schlage rührt das Grübchen in der Oberlippe her, und das ist auch der Grund, warum die Neugeborenen weinen.

Die jüdische Legende weiß auch viel von Wunderfindern zu erzählen. Während nach der Legende der Buddhisten der Bodhisattva fünf Monate nach der Geburt sich in philosophische Betrachtungen versenkte, wird uns von David erzählt, daß er Psalmen verfasste, bevor er zur Welt kam. Sonst hören wir von einem Rabbi, der sich genau an die Hebamme erinnerte, die ihn in diese Welt versetzte, von einem andern, der mit einer Prophezeiung auf den Lippen geboren ward, worin er das Schicksal aller Völker der Erde vorher sagte, von einem Cabbalisten, der drei Jahre alt war, als er über den Decalog einen Vortrag hielt, der drei Tage dauerte.

Ploss hat (a. a. O. I, 78 ff.) das Pflanzen von Bäumen bei der Geburt eines Kindes bei verschiedenen Völkern nachgewiesen. So glaubt man in der Schweiz, daß das Neugeborene ebenso gedeiht, wie das Bäumchen, das man in seiner Geburtsstunde zu setzen pflegt, und man setzt Apfelbäume für Knaben und Birn- oder Nußbäume für Mädchen. Dieselbe Sitte weist Schechter bei den Juden nach. Man pflanzte eine Ceder für einen Knaben, eine Fichte für ein Mädchen, und schnitt Zweige von diesen Bäumen für den Hochzeits-Baldachin.

Der Glaube an Unholde, welche dem Kinde nachstellen, der sich bei allen Völkern der Erde findet, fehlt auch bei den Juden nicht. Die Lilith, das Nachtgespenst, des Teufels Mutter, hatte man stets in Verdacht, daß sie Kinder stehle und töte. Ebenso glaubt man in Rußland an den „Mitternachtsgeist“, welcher den Kindern die nächtliche Ruhe und den Schlaf raubt, in Persien an die Fee Kal, welche in der Nacht erscheint und das Kind tötet, während die „Bolednice“ oder „Mittagsfran“ in Böhmen Mittags herumgeht und den Kindern gefährlich wird. Gleiches glauben die Südslaven auch von den Bilen²⁾. Zahlreiche Belege findet man bei Ploss I, 111 ff. Leider enthält sich Schechter — in diesem Falle mehr Theolog als Forscher — genauerer Angaben über die Vorsichtsmaßregeln, welche gegen

¹⁾ „Wenn wir geboren werden, weinen wir,
Daß wir die Narrenbühne Welt besiegen müssen.“

In Wales kennt man ein Sprichwort, das noch herber ist:
The one wise act I've done 'twixt birth and dying,
Is that I came into the world a-crying.

²⁾ Vgl. Krauß: Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven. Münster 1890, S. 98 ff.

die Pestilenz getroffen wurden. Dieser Glaube an Kinder-Dämonen hat wohl seine natürliche Ursache in der Tatsache, daß die Sterblichkeit in den ersten Lebensstagen am größten ist, eine Tatsache, die einem der alten Rabbis den Ausruf erpreßte, daß es leichter sei, einen ganzen Wald von Oliven aufzuwachsen zu sehen, als ein einziges Kind großzuziehen. Bei den Juden kann man vielleicht noch die Kinderkrankheit, die unter dem Namen eines Unholdes versteckt ist, entdecken. Wenn in gewissen Besprechungsformeln der Dämon Svagraha als Hund, „Hündchen“, „Kläffer“ angeredet wird, so möchte man wohl an Keuchhusten denken. (Vgl. auch Ploß II, 210 ff.)

Die Ceremonie der Circumcision, deren ursprünglich durchaus profanen Character Ploß (I, 368 ff.) so überzeugend nachgewiesen hat, erhielt bei den Juden ein streng religiöses Gepräge. Es war nicht nur ein Familienfest, sondern ein religiöses Fest, an welchem die ganze Gemeinde teilnahm, so sehr, daß schon in früher Zeit die ganze Ceremonie aus dem Hause in die Synagoge verlegt wurde. Die Hauptpersonen bei dem feierlichen Akte waren ursprünglich der Vater des Kindes und der Volksherr der Ceremonie (Mohel oder Gozer). Mit dem zehnten Jahrhundert taucht eine dritte Persönlichkeit auf, der Sandek oder Gevatter. Er hatte die Aufgabe, das Kind während der Ceremonie auf den Knien zu halten. Auch erwartete man von ihm ein Geschenk für das Kind. Der Sandek ist der Synteknos der griechischen Kirche. Schon in sehr alter Zeit ward die Ceremonie mit einem Festmahl beschlossen. Mit der Circumcision war auch die Ceremonie der Namensgebung verbunden. In manchen Ländern wurde diese Ceremonie im Elternhause wiederholt und zwar an dem Sabbath, an welchem die wiedergeborene Mutter zum ersten Mal die Synagoge besuchte. Freunde und Verwandte versammelten sich bei dieser Gelegenheit um die Wiege des Kindes und hoben es dreimal auf, jedesmal den neuen Namen rufend. Dies war der „profane Name“, während der in der Synagoge gegebene der „heilige Name“ war. Die Ceremonie wurde mit einem Festmahl abgeschlossen. Bei Mädchen war die Ceremonie der Namensgebung von um so größerer Wichtigkeit, als es die einzige Aufmerksamkeit war, welche ihnen von der Synagoge zu Teil wurde.

(Schluß folgt.)

Die Liebestaufe bei den Polen.

Von Jan Karłowicz in Warschau.

[Dem Andenken Oskar Kolberg's gewidmet.*]

Die Sitte, daß Frauen Männer, und Männer Frauen am zweiten Oftertage begießen, ist in Polen ziemlich alt, ebenso sind es die Namen dafür. Schon in den Statuten der Synode der Posener Diöcese lesen wir aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts (1420) einen eigenen (XXXIV) Abschnitt, betitelt *Dingus prohibetur*, der wie folgt lautet: „Item prohibeatis, ne feria secunda et tertia post festum Paschae masculi foeminas et foeminae

*) Der Leser wird wahrnehmen, daß die meisten Citate dieses Aufsatzes den Werken des am 3. Juni d. J. verstorbenen hochverdien. en polnischen Ethnographen Oskar Kolberg entnommen sind. Möge meine kleine Studie, die ich aus der reichen Saat des unermüdblichen Sammlers zusammengestellt, als ein bescheidener Kranz auf seinem frischen Grabe Platz finden.

masculos praesumant pro ovis et aliis muneribus depactare, vulgariter dyngowacz, nec ad aquam trahere, cum tales insolentiae et stragulationes non sunt sine gravi peccato et sine divini nominis offensa.“¹⁾

Dies ist die älteste mir bekannte Notiz über diesen Gebrauch in Polen. Viel später finden wir bloß das Wort dyngus metaphorisch gebraucht in der Bedeutung Regenguß, in einem alten Buche (1608), welches Wetterprognosen enthält.²⁾ Man liest dort die Verse:

Das Holz will nicht brennen, die Köchin klagt,
Der Rauch erstickt in der Küche, so daß die Arme stöhnt:
Es kommt bald der Dyngus!

Kurz nach diesen Prognostica erschien (1624) ein Büchlein in Versen: „Szmigurzt na wesole Zmartmychwstanie Pańskie“ (Schmachostern zur fröhlichen Auferstehung des Herrn), der Beschreibung des Begießens gewidmet.³⁾ Man sieht aus dem Titel, daß Anfangs des XVII. Jahrhunderts neben dem Worte dyngus in derselben Bedeutung szmigurzt erscheint, welches heute smigus lautet.

Aus den Starożytności Warszawy (Warschauer Altertümer) von Wejnert⁴⁾ erschen wir, daß es gegen Ende des XVII. Jahrhunderts in Warschau Sitte war, dem Cantor an der Cathedralkirche daselbst ein Geschenk zu geben, das szmigus hieß; szmigus ist dasselbe Wort wie smigus.

Aus derselben Epoche besitzen wir eine Nachricht vom Ostergusse in Polen durch das Tagebuch des Italiensers Johann Fagginioli (vom Jahre 1690 ab)⁵⁾; am 16. April 1691 notirt er: „Am heutigen Ostertage ist es ein altertümlicher Brauch hier zu Lande, daß Männer den sog. Dyngus den Frauen bereiten, indem sie dieselben begießen, und das geschieht besonders unter den Liebenden. Am zweiten Feiertage aber pflegen die Frauen dies zu erwidern, indem sie die Männer begießen, und solch gegenseitiges Baden dauert bis zu Pfingsten.“ Hant, ein polnischer Oekonomiker des XVII. Jahrhunderts, berührt diese Sitte, indem er sagt, daß bei dem smigurzt junge Leute den Damen Rosen reichen dürfen.⁶⁾

Zum Schluß erinnern wir an Kitowicz's Denkwürdigkeiten aus der Zeit August III. Aus dem Kapitel Ueber den Dyngus⁷⁾ erfährt man, daß seiner Zeit am Ostermontag in allen Schichten der polnischen Gesellschaft Frauen von Männern mit Wasser begossen wurden, am Dienstag aber und an folgenden Tagen umgekehrt die Frauen die Männer besprengten, indem sie sich dieses Recht bis Pfingsten wahrten. Die Dorfburschen griffen die Mägde auf, schleppten sie an einen Teich oder Fluß, hielten sie an Händen und Füßen fest und warfen sie in's Wasser oder legten sie in einen Trog am Brunnen und gossen Wasser auf sie, so lange es ihnen gefiel.

1) Archiv für slav. Philologie V, 687—88. Depactare bedeutet spoliare. Dyngowacz, in heutiger Schreibung dyngowac, ist noch heute im Gebrauch, wovon unten ausführlicher. Eine Erwähnung vom Begießen im XVI. Jahrhundert siehe in Zbiór wiadomości do antropologii III, 15.

2) Judicium astrologicum für das Jahr 1608, vom Professor der Krakauer Akademie Wolfowicz. Siehe Zbiór wiad. do antrop. VI, 197.

3) Mir nur aus Kolberg's *Razowosze* I, 342—43 bekannt.

4) Ebenda S. 139.

5) Dodatek do Czasu XI, 298.

6) Skarbiec ekonomji, Ausg. von 1693, S. 71; ich citiere nach Eide.

7) IV Bb., S. 80.

Nun wollen wir untersuchen, in welchen Gegenden, wie und mit welchen Ideenassociationen sich dieser Brauch bis jetzt in Polen erhalten.

I. Dyngus. Unter diesem Namen ist das Begießen in Großpolen und Masowien bekannt. Lufaszewicz z. B. erzählt in seinem Bild der Stadt Posen⁸⁾ fast dasselbe, was wir aus Kitowicz erfahren haben, mit dem Zusatz, daß je mehr ein Jüngling seinen Schatz liebt, er die Maid desto mehr begieße (dynguże). In einigen Dörfern im Posenschen geschieht der Dyngus gleichzeitig mit dem sog. Ertränken des Bären, d. h. man wirft einen als Bären verkleideten Burschen ins Wasser.⁹⁾ Aus dem Volksbuche des Pfarrers Tomicki ersieht man, die Mädchen seien überzeugt, daß nur die von ihnen im selben Jahre heiraten werden, welche begossen wurden und daß man beim Gießen dyngus! dyngus! ruft.¹⁰⁾ In einigen Dörfern derselben Provinz denkt das Volk, daß der Osterguß gut auf die Milchmenge wirkt; nachmittags am Ostermontag gehen Burschen aus, um den Dyng für das Begießen der Mädchen zu bekommen. Dieser Dyng besteht aus zwei Fladenstücken und einem Glas Brauntwein für je eine Person. Dabei wird ein überall in Polen bekanntes Lied gesungen:

My biegamy po dyngusie
I śpiewamy o Jezusie . . .

D. h. Wir laufen von wegen des Dyngus und singen zu Ehren von Jesus. In den darauf folgenden Strophen wird nämlich das Leiden Christi erzählt; die Schlußstrophen appelliren an die Freigebigkeit der Wirthinnen.¹¹⁾ Aus einem Dorfe des Kreises Adelnau wird berichtet, daß die Burschen, beim Umgehen nach dem Dyngus ein 1 bis 2 Ellen langes Kreuz tragen, worauf ein rotes Tuch nach Art einer Fahne befestigt ist.¹²⁾ Eine um fünfzig Jahre ältere Quelle giebt an, es sei in Großpolen Sitte gewesen, daß die Burschen an jenem Tage mit einem Musikanten herumgingen; der eine stellte einen Storch vor, ein anderer trug einen lebendigen Hahn, ein dritter einen Bratspieß auf der Schulter.¹³⁾ Noch andere Einzelheiten finden sich in der Beschreibung des Königreichs Polen,¹⁴⁾ die aus dem Posenschen folgende Notizen enthält: „Am Abend des ersten Ostertages bestiegen die Dorfjungen das Dach des höchsten Hauses und proclamirten laut, daß das Mädchen N. N., weil es während der Fastenzeit mehrere Male den sauren Mehlbrei (zur) verpfluscht d. h. schlecht eingerichtet hatte, so viele und so viele Male mit so viel und so viel Eimer Wasser begossen werden muß. Am nächsten Tage werde das Urtheil vollzogen; diejenigen Mädchen aber, die schon einen Liebsten hatten, wurden durch ihn losgekauft, indem er für die Freunde eine oder zwei Flaschen Brauntwein kaufte. Des Abends gingen Burschen umher „nach dem Dyngus“ (po dyngusie) und sammelten kleine Gaben. Am folgenden Tage kam die Reihe an die Mädchen, welche den Burschen mit gleicher Münze heimzahlten; der Loskauf war auch dabei üblich.“

⁸⁾ Obraz m. Poznania II, 130.

⁹⁾ Kolberg Poznańskie I, 134, 136, 139. II, 350.

¹⁰⁾ Mądry Bach, Pojn 1866, S. 179.

¹¹⁾ Kolberg Poznańskie II, 68.

¹²⁾ Ebenda, 200.

¹³⁾ Zbiór wiadom. do antrop. VIII, 70.

¹⁴⁾ Nach Kolberg's Poznań. III, 42—43.

In der Gegend von Futusk heißt der Dyngus oblej; man sagt von Einem, der begossen wurde, daß er den oblej bekommen hat. Das Sammeln der kleinen Gaben heißt wykup = Loskauf.¹⁵⁾

(Schluß folgt.)

Die Menschwerdung des hl. Panteleimon.

Ein Guslarelied der Altgläubigen in Bosnien.

Von Friedr. S. Krauß und T. Dragičević.

Kirchliche Legenden in den versifizierten Volksüberlieferungen der Südslaven aller drei Confessionen sind verhältnißmäßig selten, am häufigsten jedoch unter den katholischen Bauern anzutreffen. Bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts war die breite Menge der bäuerlichen Bevölkerung des Lesens und Schreibens gänzlich unkundig, die kirchliche Literatur war aber ausschließlich das Vorrecht der Geistlichkeit, welche, namentlich im Bosnisch-Herzöginischen, keineswegs der Lehrer des Volkes war. Am wenigsten bei den Altgläubigen, bei denen Predigten in den Kirchen bis in die Neuzeit nicht üblich waren. Nur im zufälligen Gespräche, z. B. an laugen Winterabenden, erfuhr der Bauer vom Popen manche Legende, wie man sonst Sagen und Märchen, Schnurren und Rätsel einander zum Besten gibt. Halb verstand der Pöpe die Legende nicht, halb begriff sie der Bauer nicht, aus dem Rest legte sich der Guslar seine eigene Geschichte zurecht, anknüpfend an Motive, die sowohl ihm als seinen Zuhörern geläufiger waren. So einen Ursprung dürfte auch nachfolgende Legende haben. Die Nachbildung eines Menschen behufs Zaubereien beruht auf fetischistisch-animistischen Anschauungen, welche dem südslavischen Volksglauben, gleich dem aller Völker eigen sind. Die goldenen Hände und silbernen Füße des Heiligen sind kein besonderes Merkmal; denn bekanntlich werden Reliquien solcher Art in Gold und Silber verwahrt. Unsere Legende hat mit den griechischen und lateinischen Legenden über das Leben des hl. Pantaleon, der zur Zeit Kaiser Maximinus als Arzt in Nikomedia in Bithynien wirkte und den Märtyrertod verstarb, nicht einen Zug, soviel ich sah, gemein.¹⁾ Vielleicht wurzelt unsere Legende anderswo und das Wunder ist nur durch einen Irrtum des Erzählers auf den, bei den Altgläubigen sehr volkstümlichen Heiligen übertragen.

Rodio se sveti Pantelija.

Dvije sestre brata ne imale

pa po sebi brata ogradili
ot kovilje i bijele svile:
živo srce ot šimsira drvece
a glava mu od zlata jabuka
a crn perčin tura ibrišima,
obrice morske pijavice,

Wie der hl. Panteleimon geboren wurde.

Zwei Schwestern eink, die hatten keinen Bruder.

da machten sie sich selber einen Bruder
aus Friesengräsern und aus weißer Seide
und sein lebendig Herz aus Buchsbaummarke;
sein Haupt gebaut aus einem gold'nen Apfel,
der schwarze Paarzopf eine Seidenquaste,
die Augenbrauen Egeln aus dem Meer,

¹⁵⁾ Rosberg *Matrosze* IV, 126.

¹⁾ Vrgl. *Acta Sanctorum Julii ex latinis et graecis aliarumque gentium monumentis-collecta, digesta, commentariisque et observationibus illustrata* a J. B. Sollerio, J. Pinio, C. Cupero, P. Boschio, Tom. VI. Antverpiae 1729. S. 397—427: De S. Pantaleone Martyre etc.

sitni zubi dizije bisera,
dva obraza dva knjige tabaka,
trepavice krila lastavice,
dvije ruke dvije šipke zlatne,
dvije noge dva srebrna stupa.

Donose mu piva i jestiva;
usta mrtva jesti ne mogahu,
jezik mrtav govorit ne more.

To gledala dva božja angela,
gledajući Bogu odocnili,
odocnili Bogu na večeru.

Bog je pito svoje dvije sluge:
— Što ste meni sluge odocnili?

— Odocnili čudo gledajući,
gledajući na zemljici crnoj.

Dvije sestre brata ne imaše

pa po sebi brata ogradiše
ot kovilje i bijele svile:
živo srce ot šimšira drve
a glava mu od zlata jabuka
a crn perčin tura ibrišima,
obrvice morske pijavice,
trepavice krila lastavice,
dva obraza dva knjige tabaka,
sitni zubi dizije bisera,
dvije ruke dvije šipke zlatne,
dvije noge dva srebrna stupa
Donose mu piva i jestiva;
jezik mrtav govorit ne more,
usta mrtva jesti ne mogahu.

Bog govori svôma dvôma slugam :

-- Čujete l me moje dvije sluge

(dvije sluge dva božja angela)
pa spanite na zemljicu crnu,
živijem ga duhom zadahnite,
lijepo mu ime izdjedite,
izdjedite ime Pantelije;
neka bratac sestre poudade,
poudade pa će pohoditi,
i življeće čet' est godinâ,
ondare će Bogu dolaziti.

U mlagjega pogovora nejma;
spadoše na zemljicu crnu,
živijem ga dukom zadaknuše
i lijepo ime izabraše,

die kleinen Zähne sind aus Perlfenreihen,
die beiden Wangen aus Papier zwei Vögen,
die Augenwimpern einer Schwalbe Flügel,
die beiden Hände, je ein golden Rütchen,
die beiden Beine, je ein Silberbarren.

Sie warten auf mit Speisen und Getränken,
der tote Mund vertrug doch keine Nahrung,
die tote Zunge ist nicht redelundig.

Zwei Engel Gottes schauten das Begiinnen,
verspäteten im Schau'n zu Gott die Feimkehr
und kamen spät zu Gott nach heim zum
Nachtmahf.

Und Gott befragte seine beiden Diener:
— Was habt Ihr euch, o Diener, so ver-
spätet?

— Im Schauen eines Wunderbings verspätet,
im Schau'n versunken auf der schwarzen Erde.
Zwei Schwestern wohl, die hatten keinen
Bruder,

da machten sie sich selber einen Bruder
aus Pfiemeugräsern und aus weißer Seide
und sein lebendig Herz aus Buchsbaummarke;
sein Haupt gebaut aus einem gold'nen Apfel,
der schwarze Paarzopf eine Seidenquaste,
die Augenbrauen Egeln aus dem Meere,
die Augenwimpern einer Schwalbe Flügel,
die beiden Wangen aus Papier zwei Vögen
die kleinen Zähne sind aus Perlfenreihen,
die beiden Hände je ein golden Rütchen,
die beiden Beine je ein Silberbarren;
Sie warten auf mit Speisen und Getränken,
die tote Zunge ist nicht redelundig,
der tote Mund vertrug auch keine Nahrung.

Da sprach Herr Gott zu seinen beiden
Dienern:

O hört Ihr wohl, Ihr meine beiden
Diener

(die beiden Diener, beide Engel Gottes),
so laßt euch nieder auf die schwarze Erde,
behauchet ihn mit wahren Lebensodem,
er sei von euch begabt mit schönem Namen,
begabt ihn mit dem Namen Panteseimon.
Das Brüderlein die Schwestern soll verheuren,
verheuren soll er sie und dann besuchen,
und vierzig Jahre soll sein Leben wahren,
dann wird zu Gott er seine Eintekehr halten!
Wer jünger ist darf nimmer widersprechen;
sie senkten auf die schwarze Erd' sich nieder,
behauchten ihn mit neuem Lebensodem,
sie wählten für ihn einen schönen Namen,

izabraše ime Pantelije.

Ondar brate sestre poudade.

Živio je četerest godinâ;
ondar je se prestavio momak
i samome Bogu odlazio.

ſie wählte ihm den Namen Pinteſeimon.

Darauf verheuerte's Brüderlein die Schwes-
ſtern,

verheuerte ſie und machte die Beſuche.

Sein Leben währte volle vierzig Jahre;
dann iſt er unbeweibt von hier verſchieden
und hat zum lieben Gotte ſich begeben.

Mit welcher tiefer Weiße dieſe Legende das Gemüt des Guſtaren erfüllte, merkte ich aus nachfolgender „Wärze“ (začinka), welche er, ohne abzusehen, an das Lied anſchloß: spremi mene mati | u drvašca brati | pa me srete, mati | momče neženjeno; | pa me stade, mati, | po čelu pipati. | Ja esapljam, mati | dukat će mi dati | a kat stade, mati, | po grlu pipati | ja esapljam, mati, | gjerdan će mi dati; | ja, kat stade, mati | po njedrim pipati | ja esapljam, mati | joj mati, mati | po njedrim pipati, | ja esapljam mati, | jabuku će dati. | A kat stade, mati | po pasu pipati | ja esapljam, mati | čemer će mi dati; | a kat stade, mati | noge podizati | ja esapljam, mati | čizme će mi dati; | a kat stade, mati | na bat nabijati, | ja esapljam, mati | voda će mi stati. | Ope moga', mati | grđtom nasmijati. Die Verdeutschung muß aus Raumangel vorläufig unterbleiben. Zur Legende steht die Wärze in einem schroffen Gegensatz. Uebrigens ist ſie ſowohl inhaltlich als ihres eigenartigen, in den ſüdſlavischen Volksliedern faſt vereinſelt vorkommenden Rimes wegen, eine der artigſten und auch anſtändigſten Wärzen, welche ich zu hören bekommen.

Der Guſtar iſt ein Altgläubiger namens Mičo Koſović, welcher aus Gado im Herzögthum vor etwa 20 Jahren nach Roſević an der Drina in Bosnien eingewandert iſt. Vrgl. Am Urquell I, S. 30 u. S. 61.

Volksméizin.

Krankheitsbeſchwörungen bei ruſſiſchen Bauern in der Bukowina.

Von Gregor Kupeczanko in Wien.

Die in dieſer Studie angeführten Beſchwörungsformeln habe ich noch in meiner erſten Jugendzeit, welche ich im Hauſe meiner Eltern im Dorfe Berhomet am Prut, in der nördlichen Bukowina, zugebracht habe, nach dem Diktando meiner ſeligen Mutter vorgemerkt. Andere kundige Bäuerinnen in jener Gegend weigerten ſich entſchieden, mir ihre Krankheitsbeſchwörungsformeln zu diktiren, indem ſie befürchteten, daß letztere in Folge deſſen ihre Heilkraft einbüßen würden.

Der Bauer glaubt, daß alle Krankheiten und ſchädlichen Ereigniſſe durch den Teufel mit Hilfe böſer Menſchen bewirkt werden. Selbſt die alltäglichen Erſcheinungen, wie Zwiſtigkeiten in der Familie, Hang zum Trinken, Stehlen oder Raufen, unmoralischer Lebenswandel, Verheirathung mit einem ungeliebten Manne oder mit einer ungeliebten Frauensperson u. s. w., ſchreibt man allgemein dem Einfluß böſer Menſchen zu.

Es kommen heute noch Fälle vor, wo die Leichen der Selbſtmörder oder der ſogenannten „Vampyre“ (Opyri) nächtlicherweiſe ausgegraben, mittelſt einer zugespitzten Stange aus Eſchenholz durch die Bruſt gebort und in den nächſten Bach oder Fluß hineingeworfen

werden, „damit sie in den Nächten nicht unter den Lebenden herumwandern und die Menschen an ihrer Gesundheit schädigen“. Ich sah zu meiner Mutter, welche für eine „sehr geschickte“ Krankheitsbeschwörerin galt, tagtäglich aus den entferntesten Gegenden russische Bauern und Bäuerinnen und selbst gebildete Leute, wie Lehrers- und Pfarrersfrauen, deutsche Kolonisten und sogar Juden kommen, um Hilfe zu suchen! . . .

Die gefürchtesten alten Weiber sind die Tschynarki (von tschynyty = tun, antun, die Tschariwnyci (von tschary = Zaubereien), und die Widjmy (Hexen). Weniger gehasst oder gefürchtet, aber um so mehr gesucht und in Anspruch genommen sind die Woroschki (Wahrsagerinnen), an welche man sich in Krankheits- und Unglücksfällen nicht nur um ärztliche Mittel, sondern auch um Ratschläge und speciell um Auskunft darüber wendet, wer Einem diese oder jene Krankheit oder diesen oder jenen Schaden zugefügt. Am meisten gesucht, geachtet und geliebt sind aber die Pryniwnyci (Krankheits-Beschwörerinnen) und zwar, weil sie den Mitmenschen nur Gutes tun und ihr Werk nach der Ansicht des Volkes nicht wie die Wahrsagerinnen, Zaubereien, Hexen und Vampyre mit Hilfe des Teufels, sondern mit Hilfe Gottes und aller Heiligen ausüben.

Erkrankt Jemand in der Familie oder ereignet sich ein anderes Unglück, so begibt sich gewöhnlich die Hausmutter zu der Wahrsagerin, um zu erfahren, wer es dem erkrankten Mitglied „angetan“ oder wer das Pferd, die Kuh u. s. w. gestohlen. Nachdem die Wahrsagerin alle Details über den Fall erfahren, schlägt sie Karten auf oder sieht in ein dickes Buch hinein, welches sie häufig gar nicht versteht oder worin sie nicht einmal lesen kann. Dann bezeichnet sie eine „schwarze, blonde oder rote, grosse oder kleine, dicke oder magere, alte oder junge Nachbarin“ als diejenige, welche das Unglück veranlasst hat oder sie bezeichnet den Dieb und sagt, nach welcher Richtung, d. h. ob gegen den Sonnenaufgang, den Sonnenuntergang, den Mittag oder die Mitternacht, er mit dem gestohlenen Tier oder Gegenstand entflohen sei. Gegen die Krankheiten gibt die Wahrsagerin allerlei von ihr selbst zubereitete Wässer, Pulver und Kräuter und erteilt Instruktionen, wie die Mittel anzuwenden sind und wie die Kranken sich im Allgemeinen und gegenüber dem Weibe, welches die Krankheit verursacht, im Besonderen zu verhalten haben. Bei der Zubereitung und der Ausfolgung der Heilmittel rezitirt die Wahrsagerin gewöhnlich einige Beschwörungsformeln, in welchen aber nie und äusserst selten die Hilfe Gottes angerufen wird. Auch die Zaubereien, Hexen und Vampyre erwähnen bei ihren Zaubereien, Hexereien und anderem Hokuspokus nie den Namen Gottes, sehr häufig aber den des Teufels, in Folge dessen im Volke sich der Glaube befestigt hat, dass diese Leute direkt mit dem Teufel verkehren und von ihm Ratschläge und Mittel empfangen. Daher wenden sich die Kranken oder Unglücklichen an die Zaubereien, Hexen und Vampyre nur in den seltensten und äussersten Fällen, wo weder die Beschwörerin, noch die Wahrsagerin helfen kann. Häufig wird auch die Hilfe des Dorfpfarrers in Anspruch

genommen, indem man ihn „dem Kranken das Wasser weihen“ und „aus dem Kranken den bösen Geist austreiben“ lässt.

Am allerhäufigsten wendet man sich in Krankheitsfällen an eine Beschwörerin und dies um so lieber, als letztere sich mit den geringsten Gaben als Entlohnung für ihre „Kur“ begnügt oder jede Bezahlung oder Beschenkung mit der Begründung zurückweist, dass sie nur ihre christliche Pflicht dem leidenden Nächsten gegenüber tue und dass ihre Kur nichts helfen würde, wenn sie dafür sich zahlen liesse. Die Wahrsagerinnen und besonders die Zauberinnen, Hexen und Vampyre heischen dagegen für ihre Ratschläge und Kurmittel oft sehr hohe Geldsummen oder sehr kostbare Geschenke, wohlwissend, dass die Kranken in ihrer Notlage zu allen Opfern bereit sind. Und die Leute geben diesen Betrügern oft hunderte von Gulden, während sie dem Arzte nicht einmal einen Gulden gerne leisten. „Wem die Beschwörerin nicht helfen kann, dem wird auch ein Arzt nicht helfen“ oder „welchem Kranken es von Gott bestimmt ist zu genesen und zu leben, der wird auch ohne Arzt gesund“, hörte ich sehr häufig meine Landsleute reden. Und der Rat und die Hilfe der Beschwörerin wird in jedem Falle schon aus dem Grunde eingeholt, damit man sich später keine Gewissensbisse machen könne, man habe nicht „Alles“ angewendet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Prinzessin von England.

Eine Volksballade der Slovaken.

Von Friedrich S. Kraus.

Tom prešporskem poli
hoscineček novi;
don ho saschadzaju
šeljaki pani.

Ked sa poschadali,
za stol posedali:

— „Šenkarička mila,
nalej holbu vina;
jak nam ne naleješ,
naleje nam jina!“

Šenkarka nalala,
devenka ho nesla,
od zlata, ot strjebła
ručenka satrasla.

— „Šenkarička mila,
volil bih s nu spati,
veru ti volim
tri sto zlatych dati!“

Šenkarka ne dbala,
hned loženku stlala,
ked bi bola rada
tri sta zlatych mala.

Dort auf der Preßburger Haide
die kleine Schenke neu;
da kommen zu ihr geritten,
wildfremde, fremde Herrn.

Als sie vom Roß gestiegen,
sie setzten sich an den Tisch:

— Du liebste, milde Wirtsfrau,
füll an eine halbe Wein:
falls du uns das Maas nicht anfüllst,
füllt uns eine Andere ein!

Es füllte sie voll die Wirtsfrau,
das Mägdelein trug sie herbei;
ihr Händchen mit Gold und Silber
behangen erbebte dabei.

— O liebste, milde Wirtsfrau,
wie ruht' ich gern mit der Maid,
bei meiner Treu, ich gab' dir
Dufaten drei hundert Stück!

Die Wirtin von bösem Gemüte,
gleich deckte sie auf das Bett,
weil sie gar sehr begehrte
Dufaten drei hundert Stück.

Dzevenka počula
žalostne plakala:

— „Ne ni som tu na to
a bych s nima spala;
leš som ja devenka
englickeho krala.“

— „O ceruško moja,
dže sam i tu zala!
tri roki ta chladam,
s kona ne zechadzam.“

Diese Ballade zeichnete ich auf von dem in Wien mit Zwiebeln hausierenden Slovaken Martin Solović, welcher vorgab, das Lied vor drei Jahren in Lubina im Neutraer Comitatz in Ungarn gehört zu haben. Zur Erläuterung bemerkte der Bursche, man habe ihm erzählt, die Prinzessin von England wäre auf ihrer Flucht aus dem Vaterhause von ihren treulosen Dienern an die Wirtin um eine Portion Heu für die Pferde verkauft worden (za seno za obrok konom).

Das Mägdelein hörte den Handel,
fieng traurig zu weinen an:

— Ich bin nicht für solche Sachen
mit diesem Herrn zu ruh'n;
ich bin ja das feine Prinzesschen
des Königs von England!“

— O herzallerliebste Tochter,
so fand' ich dich allda!
Ich forschte nach dir drei Jahre,
nie stieg ich vom Rosse herab.

Volkswitz in Rätseln.

(Aus Stapelholm.)

Von P. Volksmann in Christiania.

- | | |
|---|---|
| <p>1. Flick an Flick
un Raet an Raet;
hett doch binah keen
Snieder maect.
Drage.</p> <p>3. En Stall vull brune
Fael'n;
keen een kann se mit de
Pietsch ruthael'n.
Drage.</p> <p>5. Wat achd'r fritt
un vær sch—.
Drage.</p> <p>7. Vær leevt,
in'e Mær dout,
wat achd'r gait mag
Kees un Brout.
Drage.</p> <p>9. Loupt veer lütje
Dierns achd'ru
am'r här,
hebbt all en widd'u
Blaed'n vær.
Kleinje.</p> | <p>2. Je läng'r, je leew'r,
je dick'r, je stiew'r;
wenn he ringait, so
wüppyt he, wenn he
rutgait, so drüppyt he.
Drage.</p> <p>4. Tain Tüddlers
de toug'n een Loufack
rop na Brüdd'lvags
Hues.
Drage.</p> <p>6. Twisch'n twe Schink'n
daer stah't veer Fink'n;
je stiew'r as se stah't,
je leew'r de lütt
Dierns darnah gaht.
Drage.</p> <p>8. Jek gung mael aw'r
de Hæf, dou jæk'n mi
de Klæf, dou jeeg ick
cu lütje roude Ding',
dat maect, dat mi de
Jæk verging'.
Drage.</p> <p>10. Daer kummt en
Tünn ut Hamborg
här, daer is keen
Tapplock un keen
Spundlock in,
un doch is tweelerslag
Beer darin.
Drage.</p> |
|---|---|

11. Achd'r unser Hues
daer stait en Kunk'lfues;
se puept d'r'in, se pist d'r'in,
de Vuer de stiptt sien Brout d'r'in.
Drage.

13. Ik sta vær di, dat sües du;
ik will in (op?) di, dat weets du;
ik will di pimp'rnill'n,
dat di schall de Buef opswill'n.
Kleinsee, Drage.

12. Daer kummt en oul Mann vun
Rück'n
mit huan'rt un duejen Flic'k'n;
he kunn de ganze Welt bedect'n,
kann awers doch ni awer't Wad'r
reck'n.
Drage.

14. Daer stund'n en Mann achd'r
de Gardien
un beseeg sien.
He muut noch en bäet sitew'r staen,
suns kann ik ni na de Bruet
hingäen.
Kleinsee.

Auflösungen: 1. Fünsterschieß (Fenster-scheibe.) 2. Sodswang'n (Brunnenschwengel.) 3. Bactab'nd mit Brot. (Bactab'nd = Bactosen, Fael'n = Füllen.) 4. Tain Tüdders = 10 Finger, Tonsack = Hose, Brüdd'lvags Hues = der Unansprechliche 5. Sackelschlaed (Säckellade). 6. De 4 Litt'n au't Kouhjuill'r (Die 4 Rigen am Kuhenter). 7. Vuer, Plong un Päer (Wauer, Pflug und Pferde.) 8. Kirsch (Kirsche). 9. Mael-round'n (Mühlensflügel). 10. Hönerai (Hühnerrei), tweel'rslag = zweierlei. 11. Immenstoc (Bienenstoc). 12. Snee (Schnee) 13. Frau værn Bact-trog (Frau vor dem Bacttrog). 14. Mann mit 'u Geldbüed'l (Mann mit Geldbeutel).

Literaturnachweise: Zu 3: Wegener, Volkstümliche Pieder zc. II, S. 131. Zu 6: Bosfeld, Volkstümliches aus Mecklenburg zc., Nr. 42. Niederländische Volkskunde, I, S. 19 (Antwerpen). Das Volksleben I, S. 8. Zu 7: Wegener, volkstümliche Pieder usw. II, S. 134. Niederländ. Volkskunde, I, S. 207. 3. ten Doornlaaf-Koosmann, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache, III, S. 4. Zu 9: Wegener, volkstümliche Pieder zc. II, S. 130. Chr. Johannsen, die nordfriesische Sprache, Kiel 1862, S. 66. Zu 10: Maunhardt, germanische Mythen, S. 414 u. f. Wegener, volkstümliche Pieder zc. II, S. 123 (Nr. 406—408). 3. Diermissen, „ut de Musfist“, Kiel 1862, S. 73. (Holstein). C. Lembke, Volkstümliches aus Ostpreußen, I, S. 141. F. F. W. Raabe, Volksbuch, Wismar und Ludwigslust, S. 98. Müllenhof, S. 506. Zu 11: Niederdeutsches Korrespondenzblatt I, S. 85 (Ravenberger Mundart); VII, S. 86 (Paderborn); S. 87 (Hamburg); VIII, S. 23 (Münster). Schüge, volsteinisches Idiotikon, Hamburg 1861, II, S. 178 (Holstein). Schambach, Göttingisch-grubenb. Idiotikon, Hannover 1858, S. 116. Wegener, volkstümliche Pieder zc. S. 126. (Magdeburger Land.) Ehlers, Schleswig-Holsteinisches Rätselbuch, Kiel 1865, Nr. 14. Zu 12: Am Urdsbrunnen, IV, S. 243 (Lüneburgischem: Mann ut Hügel). Wegener, volkstümliche Pieder zc. II, S. 115 (Vertingen: Männel'n van Aal'n, Mieste: Männel'n van Hal'n). Niederdeutsches Korrespondenzbl. I, S. 85 (Ravensberg: Mann von Waken). F. F. W. Raabe, allgem. platd. Volksbuch, S. 98 (Mecklenburg: Männel'n von Aken). Am Urquell, I, S. 18 (Dithm.: Mann ut Braken). Zu 14: Wegener, volkstümliche Pieder zc. II, S. 131 (Vehlingen). Das Volksleben I, S. 7.

Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen.

Gesammelt von J. Sembrzycki, Königsberg in Ostpr.

Die trefflichen Arbeiten des Rectors H. Frischbier zu Königsberg in Ostpr. „Preussische Sprichwörter und volkstümliche Redensarten“ (I. Ver-

lin 1865, II Berlin 1876) — „Preussische Volksreime und Volksspiele“ (Berlin 1867) — „Herenpruch und Zauberbaum“ (Berlin 1870) — „Preussisches Wörterbuch“ (Berlin 1882–83) sind allgemein bekannt und geschätzt. Durch sie ist der Schatz des altpreussischen Volkes an Sprichwörtern, Reimen und Provinzialismen im Großen und Ganzen erschöpft. Wenn ich trotzdem noch eine Nachlese halten konnte, die ich nunmehr den Freunden des „Urquell“ darbiete und die, wie ich glaube, nicht ganz werthlos ist, so liegt das daran, daß Frischbier, wie es ja nicht anders sein konnte, nicht in allen Gegenden der Provinz helfende Sammler fand, die eine ebensolche Aufmerksamkeit und ein gleiches Verständniß für die Sache besaßen, als er selbst. Nächsteheende Sammlung, die ich im Laufe mehrerer Jahre zusammengetragen habe, entstammt zum allergrößten Theile den Gegenden von Tilsit, Memel und Insterburg, sämmtlich in Litauen belegen; der Rest gehört Königsberg selbst an. Es sind einige recht derbe Sachen darunter; ich habe aber geglaubt, dieselben nicht unterdrücken zu dürfen, weil Sprichwörteransammlungen ein nach allen Seiten hin vollständiges und getreues Bild des Volkscharacters geben sollen. Anders wären sie für Fachmänner — die ja ausschließlich sich um den „Urquell“ gesammelt haben — werthlos. „Solche Sachen unterdrücken, hieße den „Urquell“ filtriren, und dann wäre er eben kein „Urquell“ mehr“ — sagte mir in Bezug darauf ein hochverehrter Freund. Ich habe, als Apotheker, bei Sammlung dieser Sprichwörter gehandelt, wie ich bei Sammlung von Pflanzen einer Gegend verfahren würde; in ein getreues Bild der Flora einer Gegend gehören neben den lieblichen und duftenden Pflanzen auch die stinkenden und häßlichen. Für Dilettanten und Prübe schreibe ich nicht; diese mögen die folgende Arbeit überschlagen.

1. De geiht op Awendgrosche üt. Von Priesterinnen der Venus vulgivaga und ihren abendlichen Spaziergängen.
2. Dat sett hide wat aff: e Räsck oder e Bräsck oder e Loch önnne Kopp. cf. Frischbier I, 19.
3. Wi bøde ähue söck: min Marsck on din Augesöck.
4. Da wär Alles, Kröck öf Awestel, mau de Bessern tom Utkarre fehl! Von einer Gesellschaft, in der Krethi Plethi beisammen war. — cf. Frischbier I, 38. II, 1609.
5. Herrke, Appelsinke, Citronke! Sull öck roppkäme? Deck wär' öf de Schlorres unde läte! (Königsberg.) Wird den jungen Apfelsinenverkäuferinnen in den Mund gelegt, da dieselben häufig zugleich der Venus vulgivaga dienen.
6. Apröll, Apröll, de gröne Döll, öck kann di narre, wie öck wöll!
7. Wer Lust und Lieb' zur Arbeit hat, der ist sich auch zu Hause satt. Der braucht nicht in der Ferne sein Glück zu suchen.
8. Etwas aus der Armenkass' kriegen. D. h. eine Ohrfeige; denn die vertheilt man ganz gerue gratis.
9. Krüp' önnne Marsck, söndst kën Dery, wäre di de Hund nich bite. cf. Frischb. I, 143.
10. He öß en ölet Opgerempel. Ist ein unnützer, langweiliger Mensch.

11. Augen links, kömmt e Bäckerbud'.

12. Gah' du nich na' Kulowöne, da warscht di e Läs ver-
dene! Lokalspott. — Kulowönen, Dorf im Kreise Insterburg.

13. Der hat ausgepupst! Mit seiner Großthuerer, mit seinem
Gelde ist es nun alle geworden.

14. Das ist ein ausgezogener! Der hat die hohe Schule (der
Betrügerei, der Immoralität) durchgemacht.

15. Einen ausflöhen. Ihn listig alles abnehmen, was er besitzt,
besonders vom baaren Gelde.

16. Djei, öck kann nich mehr üthöle! Hierauf wird lakonisch
geantwortet: „Na, denn hól' ön!

17. De kann nich mehr äw're Bart spucke! So abgelebt und
kraftlos ist er.

18. De Bäre sön ök all so klök wie Wönsche! Zu dem, der
geringschätzig vom Bauernstande spricht.

19. Die fällt ihm rein mit den Weinen um den Hals! Ist
allzu liebenswürdig.

20. De hett söck benüzelt (besoffen)

21. Die haben sich schon berochen! Sie haben sich schon ken-
nen gelernt. — Von den Hunden hergenommenes Bild

22. Besäpe öß noch bëter wie öm Marsch geträpe. Entschul-
digend.

23. Deck mott Enne doch ök mal besäpe! Wortspiel, statt
„besäpe“; wird meist sehr übel genommen.

24. Laß er sich bewissen! Mag er sich wissen.

25. Du wirst mich nich bezwecken! Wirst mich nicht übertöl-
peln. (Königsberg.)

26. Fried, bläs', önne enge Gaf öß Fier. (Sinn mir unbe-
kannt geblieben).

27. Bobketram. Ein kleines Krämchen, wo mit allen möglichen,
geringwerthigen Sachen gehandelt wird (cf Peterkettentram). „Bobki“
(Böbuchen) ist der polnische Ausdruck für Schaf- und Ziegenkoth, der ja be-
kanntlich von kleiner Form ist. Dieser Ausdruck ist von den Ostpreußen
übernommen worden, welche geringfügige Sachen als „Bobkes“ allgemein
verächtlich bezeichnen.

28. Geh' in Bocks Loch! Zu lästigen Kindern

29. Branwin, Branwin, edle Saft, stärkst mi mine
Glieder; wo de dickste Dreck öß, da knöckst du mi nieder.

30. Brükt je nich! (Königsberg). Höhnender Zuruf an solche,
die sich weigern, etwas zu thun, was schließlich zu ihrem eigenen Vortheil
gereichen würde.

31. Buchstabiren. R—e—m—m, Könn' em!

Zet—i—em—pel, Läpel!

32. He mäkt e Puckel, wie e Rüp, wenn se ope Wöm tröppt.
Rägenbuckelt.

33. Puckel öß kën Dreschdel, öß böel umgedrescht. Ich mache
mir nichts aus Prügeln. — cf. Frischbier II, 448.

Canon-Gesänge.

34. Käs' on Brot, dat schmeckt göd, one Kanuke Bér dató, dat schmeckt göd!"

35. Wi wolke, wi wolke, dem Volle, dem Volle, dem Bidel, dem Bidel affschuide, affschuide."

36. Ich danke, ich kann auch steh'n! Durchaus stereotype Antwort, wenn man Jemand aus den niederen Ständen auffordert, Platz zu nehmen.

37. Jetzt denkt he — ei wat mög ye nich erscht wölle! Wenn man den Schlucken hat, so ist das ein Zeichen, daß an fernem Orte Jemand unser gedenkt. — Obiges sagen Mädchen mit Bezug auf ihren Liebsten. — Vergl. Nr. 165.

38. De hett bim Kurschies op de Schmelz gedent; dem sine Soldate máke ömmer: ö, ö, ö. (Memel.) Höhnische Antwort, wenn man Jemand fragt, ob ein Dritter Soldat gewesen, welcher aber nicht gedient hat. Kurschies, ein Schweinezüchter auf dem Vororte Schmelz bei Memel.

39. Wat si öck nich, on wat kann öck nich noch wäre?! Dreck si öck on Schit wárd nt mi wäre!" Sagt man von Jemandem oder auch geradezu zu Jemandem, der sich ungeredertiger Weise sehr viel einbildet.

40. Sou Dróm gößft nich! Sagt man Jemandem, der Lustschlösser baut, „pia desideria“ ausspricht, Unerfüllbares verlangt.

(Fortsetzung folgt.)

Zigeunertaufe in Nordungarn.

Von Dr. Heinrich v. Blisodi in Budapest.

Die in den gewaltigen Karpathenhöhenzügen Nordungarns ausfälligen Slovaken, Russen, Rumänen und Zigeuner haben noch viele ureigentümliche Züge in Sitte und Brauch bewahrt, die bei ihren Stammesgenossen in der Ebene vor vielen Jahrzehnten schon dem Volksbewußtsein entschwunden sind. Man denkt sich den Gang des Lebens dieser Menschen in der Regel viel zu einfach und geistverlassen. Die Ueberfeinerung unserer Zeit ist wohl in diese Gegenden noch nicht gedrungen, deshalb stoßen wir hier selbst unter den Zigeunern noch auf Gebräuche, die wir bei den Zigeunern der Ebene oder der Täler Siebenbürgens vergeblich suchen würden. So kennen z. B. die Zigeuner Ungarns nur noch in diesen Strichen die Taufgebräuche, Sprüche und Lieder, die obwohl auf christlichen Stamm gepfropft, dennoch auf Zeiten vor Annahme des Christentums zurückweisen. Ich will an dieser Stelle kurz jene Gebräuche mitteilen, welche die Zigeuner der nordungarischen Karpathen vor und nach der Taufe ihrer Kinder beobachteten ¹⁾

Einige Stunden vor dem Kirchgang versammeln sich die Verwandten und Paten in der Hütte des Täuflings, wo sie mit Branntwein und Brot bewirtet werden. Der Vater läßt aus einem Gefäße drei Tropfen Branntwein auf das Lager des Täuflings auströpfeln, und segnet ihn:

¹⁾ Vgl. mein Aufsatz im „Globe“, Bd. LI, Nr. 16, Jahrg 1887: „Gebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner bei Geburt, Taufe und Leichenbestattung“, S. 249 ff.

Yek te dny ca trin,²⁾
Baçtales o cavo hin!
Odoy trin Urne avnás,
Shukaripen th' ávehás!
Shukas piyen, piyen yon,
Pivalyo akana som!

Ein und zwei sind drei,
Schuldig stets du sei!
Die drei Urmen waren hier,
Gaben dir der Schönheit Zier!
Da um Jede trinken mag,
Wirt bin ich am heut'gen Tag!

Die Urmen sind Geburts- und Schicksalsfräulein, von denen gewöhnlich drei in der Nacht vor der Taufe beim Kinde unsichtbar erscheinen und ihm sein künftiges Schicksal bestimmen. Nun opfert auch die Mutter dieses Schicksalsfräulein, indem sie drei Stückchen Brot auf das Lager ihres Säuglings wirft mit dem Spruch:

Odoy trin Urne avnás,
Shukaripen th' ávehás!
Shukar th' ávehás cavo,
Sasto th' ávehás cavo!
Láces çan, te çán mosht yon,
Pivalyeskro romni som!

Die drei Urmen waren hier,
Gaben dir der Schönheit Zier!
Schön, gemud sollst stets du sein,
Süßes, liebes Bäckchen mein!
Jede Fre jetzt essen mag,
Bin Wirtefrau am heut'gen Tag!

Hierauf trägt die älteste der anwesenden Frauen den Täufling ins Freie, legt ihn auf die Erde und beschwört, mit einem neuen Holzlöffel rings um das Kind ein kreisförmiges Kinnjal in die Erde grabend:

Sár e pçuv ac sorales,
Ande lime baçtales!
Náni t're vodyi dukhát,
Sar ciriklo mindig sál!

So wie diese Erde,
Stark und groß du werde!
Wird' dein Herz von Kummer frei,
Frohlig wie ein Vöglein sei!

Nun streut sie ins Kinnjal rings um das Kind herum etwas Kohlenstaub und murmelt den Bann:

Miseç yakha tut' dikhen
Te von taysa madaren!
Dad, dayori the soven,
Ac ando pocivipen!
Taysa tu bärvalyova,
Ac pro devla na pro bengal!

Falsche Augen, die dich sehn,
Sollen bald zu Grunde gehn!
Schlafen Vater, Mutter dein,
Sollst du still und ruhig sein!
Wachse, wachse und gedeih',
Gott nur, nie dem Teufel sei!

Zu bemerken ist, daß dem Volksglauben der Zigeuner zufolge, die Erde dem Kinde Kraft und Stärke zu verleihen vermag; der Kohlenstaub soll das Kind vor dem „bösen Blick“ und vor den Krankheitsgeistern bewahren, welche die Eingeweide des Menschen verwirren und dadurch Schmerzen verursachen. Verhält sich das Kind während dieser Zeit ruhig, so ist dies ein gutes Zeichen, denn es wird sein Kindesalter ohne schwere Krankheit überleben; weint es aber, so ist dies ein Zeichen, daß die Krankheitsgeister sich schon in seinem Leib befinden und nun vertrieben werden müssen. Um diese Austreibung zu bewerkstelligen, reicht die alte Frau dem ältesten anwesenden Manne über das Kind hinweg die Hand, worauf die Mutter ein Stückchen der aufbewahrten Nabelschnur in ein Kohlenbecken wirft, welches sie unter die Hände der Alten hält. Während der Rauch in die Höhe steigt, beten alle drei (die beiden Alten und die Mutter):

Dela, dela sastyar men.
Trada tu jiangiben,
Ando gav, ando foros;

Gott, du siehst, gib uns Heil
Und beschüt' nur allweil,
Überall du uns errette;

²⁾ Was die Orthographie anbetrifft, so entspricht e dem Late tseh, ç = ch, j = dsch, ñ = nj, sh = sch, y = j. Vgl. mein Werk: „Vom wandernden Zigeunervolke u. s. w.“ (Hamburg, 1890) S. 311 und meine „Sprache der transkaukasischen Zigeuner“ (Leipzig, 1884) S. 3.

Das amen bare láncoš,
Pčandá láhá nascipen,
The miseça mudaren!

Geben dir die schwere Kette,
Fessele du das Uebel schnell,
Daß es weicht von dieser Stell'!

Dieser Spruch wird gewöhnlich neunmal hergesagt, worauf die Mutter den Inhalt des Kohlenbeckens in ein fließendes Wasser lertt. Unter der Kette ist hier die Nabelschnur gemeint, die nach dem Volksglauben der Zigeuner die Kraft besitzt, böse Geister vom Kinde ferne zu halten; deshalb wird auch das Kind, sobald es krank ist, mit einem Stückchen von der aufbewahrten Nabelschnur geräuchert. Die Nabelschnur nennen die nordungarischen Zigeuner: *devleskero láncoš* = Gottes Kette oder *devleskero shelo* = Gottes Seil.

Darauf treten die Geschwister des Täuflings (wenn solche vorhanden) oder fremde Kinder heran und indem sie sich die Hände reichen, drehen sie sich um den Säugling im Kreise herum und singen das Lied:

Ciriklo ande besha
Bute, bute silaba!
Cigno, cigno cavares
Ligren ando gav siges;
Rashay leske del pañi,
Devleske den akhori;
Sako e akhori del,
Devla cavares karel!

Vöglein du, dort in dem Wald,
Singe, daß es weithin hallt!
Jetzt ein kleines, kleines Kind
Tragen sie ins Dorf geschwind;
Pfaff' ihm Wasser geben muß,
Geben Gott d'rum eine Ruß;
Jeder eine Ruß ihm giebt,
Weil er dieses Kindchen liebt!

Dann wirft jedes Kind eine Ruß oder Haselnuß in ein Gestrüpp und wird dafür von den Eltern des Täuflings mit Brot und Speck, bisweilen auch mit Geld beschenkt.

Der Täufling wird nun gebadet und in neue, nicht gebrauchte Windeln gehüllt und dann von den Paten und seinen Eltern in die Kirche getragen; das Badewasser aber gießen die Frauen, die bei dieser Handlung ihre Schürzen hinten auf den Rücken binden, in einen hohlen Baumstamm, um dadurch das Wachstum des Kindes zu befördern. In einigen Gebirgsdörfern Oberungarns zünden (laut Mitteilung des Zigeunermusikanten Floris in Rosenau) die Weiber während der Taufhandlung ein kleines Feuer vor der Hütte an, über welches die Mutter mit dem getauften Kinde hinwegschreiten muß, damit ihr während der Zeit des Säugens die Milch nicht versiege. Hierauf legt die Patin den Säugling mit den Füßen in die Hütte gekehrt, auf die Türschwelle und sagt:

Sastes ac tu taysa,
Na jia miseçensa!

Bleib' du hier gesund und heil,
Nicht geh' du mit dem Uebel weg!

d. h. du sollst nicht von Krankheit weggerafft werden. Nun steckt der Pate den Täufling in die vier Ecken der Stube und sagt hierbei jedesmal:

Káte laces tu sova,
Miseçes tradel devla!

Ruhig schlaf' du immer hier,
Gott abwend' das Uebel von dir!

Er tut das Kind auf den Herd oder auf die Feuerstätte mit dem Segen:

Tates taysa ac tute,
Tatipen oh devla de!

Wärm du es stets hier habe,
Gott mit Wärme dich erlabe!

Zuletzt setzt er den Täufling auf den Tisch hin und spricht:

Marikli te laco mas,
Bute tute the avlas!

Nie an Fleisch und weißem Brot
Sollst du Patchen, leiden Not!

Nun wird das Kind von allen Anwesenden geküßt, um „ihm langes Leben einzuhauhen“ (*bare jipen del oder bare jipen the pçurdel*). Den Beschluß macht der Taufschwanz.

Geheime Sprachweisen.

Eine Enquête von F. S. Krauß.

Wie hilft sich der einsprachige Mann im Volke, wenn er gelegentlich in Gegenwart mehrerer Leute, jemandem eine besondere Mitteilung laut zu machen hat, welche nur vom Angeredeten verstanden werden soll? Er verabredet mit dem Betreffenden vorher eine nur ihnen verständliche Sprach- oder Sprechweise und übt sie mit ihm ein. Die geheimen Sprachweisen dienen in gleicher Weise wie Geheimsprachen, von welchen man sie übrigens genau zu unterscheiden hat. Die geheimen Sprachweisen sind sehr leicht zu verstehen, sobald man den Schlüssel dazu kennt. Bisher habe ich eine Reihe angedeuteter Sprachweisen bei den Deutschen und den Südslaven erhoben. Ich bin zur Annahme berechtigt, daß solche Sprachverunstaltungen bei den verschiedensten Völkern vorkommen und richte daher an unsere Leser die Bitte, uns Beiträge für diese Rubrik einzusenden zu wollen.

1. Die s. g. „rätselhaften Aufschriften“ der Wib- und Familienblätter wurzeln ursprünglich in einer volkstümlichen geheimen Sprachweise. Bei letzterer wird die relative Unverständlichkeit durch die Zerreißung der Worte in Silben, in willkürlicher Aneinandergliederung derselben und durch sprachwidrige Accentuirung der neuen Lautgruppen gewonnen. Dadurch erzielt man auch leicht scherzhafte Wirkungen. Darauf gehen auch die s. g. „fremden Sprachen“ der Kinderwelt zurück, z. B. Di Curentum Serum (Die Kuh rennt um (den) See 'rum). Mehr Beispiele bei H. Frischbier: Preussische Volksreime und Volksspiele, Berlin 1867, S. 99, Nr. 435—445.

Folgende bosnische Sprachweise dieser Art notirte ich i. J. 1885. Der Ton liegt stets auf der ersten Silbe: jasemaj mihukad ismiga tata forzaku camuga, onni dazapu cemuga, damu bijemzavu cemuga, damu čuvam zaki cemuga, ode zaki cemtiga aja jamizapu cemuga, dau bizavu cemuga. Den Sinn dieser dunklen Rede erklärte mir der Bauer so: udario vuk u koze, dao mu pušku, sprda se Posaven (Ein Wolf brach in die Ziegenherde ein, er gab ihm ein Gewehr, so verspottet man den Saveländer). Um diesen Wib zu verstehen, muß man wissen, daß die Bewohner einiger Dörfer im unteren bosnischen Savelande, allen Accentgesetzen der serbischen Sprache wie zum Troße in jedem Worte die letzte Silbe zum Träger des Hauptaccentes machen, wie dies im Türkischen der Fall ist. Zudem nennt der Bauer in obiger Rede scherzweise den Wolf zavuce mu ga (er schlich sich zu ihm ein) statt vuk, und die Ziegen zakice mu ga statt kozice.

2. Be-Sprache. Scheint in Oesterreich allgemein verbreitet zu sein. Probe: Ibich wümbünsch Ibmineben eibeneben gubuteben Ababebend (Ich wünsche Ihnen einen guten Abend).

Lulu in Niederösterreich.

V. Nicht.

3. Be-Sprache: ibesen willbesen dirbesen wabesen sabesen (ich will dir was sagen). Der Ton immer auf der ersten Silbe.

Derselbe.

4. Be-Sprache: Gubuteben morborgeben wümbünsche ibich. — Für „ich“ wird stets „ibich“ gesagt.

Wien.

M. Bibus.

5. Pe-Sprache: Zwapei Zepeschsprüpichepe. Dieie Eperdepe ipist apeim gepeshöpöhleper Repecheper. Daparipiim schopäunt apals Trupunk dapas Meeper; Deper Hipimmepel sepelbeper ipist deper Zepedeper, Eper bopengt sipich dupuristipig drupibeper heper. Upum nipit deper Soponnepe glüpihependepen Lipipen. Dapas Meeper vopen Grupund apans apenzupunipipepen. (Zwei Zepeschsprüche.) Die Erd ist ein gehöhter Becher usw. usw. Der Ton stets auf der drittletzten Silbe.

Bresburg.

Karl Puntigham.

6. Gänseprache wird folgende geheime Sprachweise im Jungbunzlauer Kreise am Fuße der Tafelfichte genannt: Ichicherfich liebiberfieb dichicherfich ausanferfas Herzzerferfergrundunderfund, wieierfie derererfer Dohsöcherferföchs dasaserfas Heuenerferbundunderfund. (Ich liebe dich aus Herzensgrund, wie der Dohs das Heubund). Ein anderes Beispiel: Dunnerfu konstousterfons jaerfa gorvorerfo nischischerfisch eieierfei derererfer Schulerfu. Doverfo thätererfät ichicherfich nichicherfich dochocherföch schamamerfam. (Du konst ja gor nischicht ein der Schul, do tät ich mich doch schamen).

Friedland i. B.

M. Köster.

7. Kozarski jezik (Sprache der Ziegenhirten). Jedem Worte wird ein sr vor, und ein ser nachgesetzt, z. B.: srbioser srjedanser srčobanser srpaser srislaser sršnjuser srvejekser srjednaser srčobanicaser (es war einmal ein Hirte, mit dem gieng immer eine Hirtin). Der Ton stets auf der vorletzten. Aufgezeichnet im Bogutovo selo im bošn. Savelande nach der Rede der Bäuerin Jelena Batić.

I. Dragičević.

8. Kozarački. Angeblich stara bosnačka (altbosnische Sprachweise) nach der Rede des Mohammedaners Mula Osman Salepčić in Brča. Die erste Silbe des Wortes losgetrennt, dem ganzen Worte nachgesetzt, trägt den Accent, z. B. vicamr liko kazens licatr. vicauo ruba siko lamaupo duvo sino kiljuusi gijubele stekota (mrvice koli ženska trlica, udovica baru kosi, u polama vodu nosi, u sikilju belegiju, tako jest).

J. S. R.

9. Zittersprache. Vor sechzig Jahren bedienten uns wir Talmund-Thoraschüler in Bonyhad in Ungarn einer eigenen geheimen Sprachweise, der Zittersprache. Ich besaß darin eine große Geläufigkeit und habe die Weise nicht vergessen. Wir sprachen einen besonderen Namen eines jeden Lautes aus und zerdehnten so die Worte. Die Vokale a, e, i, o, u, ö behalten die Lautnamen. Y ist gleich i. Dagegen heißen die Consonanten in der Zittersprache: b = bop, d = dot, g = g'wek (geh weg?), k = kwiss, m = mom, p = pop, r = ror, t = tot, x (ks) = kwissis (ge- wiß ist?), c (z) = zitt, f = finf (fünf?), h = her, j = jot, l = lol, n = non, q (k) = kwiss, s = sis, v (w) = vop. Z. B.: gwekutotēnon momororgwekēnon (guten Morgen). Der Ton stets auf der vorletzten.

Budapest.

Benjamin Bonyhadu.

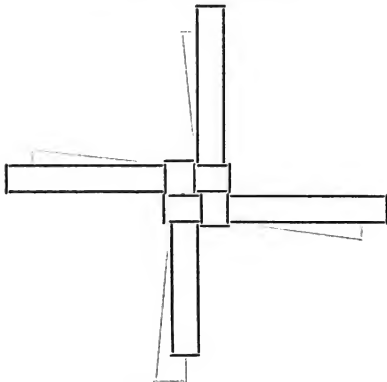
10. Poslovački (Buchstaben für Buchstaben aussprechend) heißt in Gusslarenliedern häufig die geheime Sprachweise der des Lesens und Schreibens kundigen Ritter. Es werden die Buchstabennamen des cyrillischen Alphabets eingesetzt, a = az, b = huky, v = vjedje, g = glagoli, d = dobro, e = jest, ž = živjete usw. Eine Probe bei Kranjs: Smailagić Meho, Ragusa 1885, S. 152.

(Fortsetzung folgt.)

Volksglauben.

I. Der Trudenfuß.

(Förster bei Landeshut, Bayern)



„Es ist der Charfsamstag. Wir sind auf dem Friedhof einer Dorfkirche. Ein kleines Feuer flackert auf einem freien Platze zwischen den Gräbern und eine Schaar Bauersleute umsteht dasselbe, währenddem einige von Zeit zu Zeit einen Pfahl oder stärkere Weidenruthen in das Feuer stecken, das für geweiht gilt, und das Ende verkohlen lassen; was dabei nicht ohne einige lustige Vorfälle abgeht. Ein übermütiger Bauernjunge, dessen Weidenstock, oder vielmehr Pfählcheneude bereits lichterloh brennt, da er es zu lange im Feuer ließ, steckt ihn in einen Wehwasserkübel, worauf er die andern prächtig bespritzt. Ein anderer jagt die ängstlichen Mädchen mit einem glimmenden Holzstücke in Angst, bis gewöhnlich der würdige Küster den lustigen Späßlein ein Ende macht. Der Bauer weiß hingegen seinem Tun einen Ernst beizubringen, indem er das Holz schält und aus der Weidenrinde Trudenfüßlein (vergleiche die Abbildung) fertigt. Dann schnitzt er sich noch etliche Kreuzlein, spaltet deren oberes Ende und steckt in jedes einen Trudenfuß. Nachdem ein paar Tage verstrichen, begibt er sich auf seine Felder, wo er in seine Acker überall ein Kreuzchen mit Trudenfüßchen steckt. Darüber im festen Glauben, daß seine Ernte vor allem bösen Einfluß gesichert ist, tritt der Ehrliche zufrieden seinen Heimweg an.

Auch im Hause spielt der Trudenfuß eine bedeutende Rolle. Da dem Bauern die Ursache des Alpdrückens fremd ist, schreibt er das den Hexen und (?) Truden zu, die sich nachts auf seine Brust setzen, um ihn nach Herzenslust zu drücken. Um davor sicher zu sein, nagelt er drei Trudenfüße an seine Bettlade und schließt im Gefühl der Sicherheit nachts seine Müden Augen.“ Mitteilung des Herrn Klostermajer.

Sagen.

II. Kind in eine Wehle geworfen, hemmt den Deichbruch.

Ostlich von Schwienhufen finden sich nahe der Eider die Ueberreste eines großen Deichbruchs. Durch keine Mühe und Arbeit, heißt es, wollte es gelingen, den gewaltigen Bruch zu hemmen. Alles, was man den Tag über hineinbrachte, war am andern Morgen wieder fort. Der Böse, glaubte man, habe damit sein Spiel. Bis denn endlich ein gewisser Grossermann aus Delve auf den Gedanken kam, etwas Lebendiges heimlich hineinzuwerfen, um den Bösen dadurch zu versöhnen. Von einer armen Witwe kaufte er für 200 Mk. ein Kind, baute sich über der Wehle eine Wippe, legte auf dem über dem Wasser sich befindenden Teil der Wippe ein Weißbrot und lockte das Kind da hinauf, welches dann auch ertrauf. Gleich darauf erschien an der Oberfläche des Wassers ein schreckliches Ungetüm, welches das Kind in den Armen und grinsend dem Grossermann zeigte. Der Deichbruch war nun leicht zu hemmen. Grossermanns Wirtschaft ging aber gänzlich zurück und endlich hat ihn der Teufel geholt.

Nach einer andern Sage hat man ein altes Schiff gekauft, in die Wehle es versenkt und so den Bruch gehemmt.

Bei Heiligenstedten am Stördeich opferte man ebenfalls ein Kind. Müllenh. 242. Vgl. Krauß: Volksglauben (Ganopfer.)

5. Volkmann.

Ein offenes Wort an Sammler!

Mitte der sechziger Jahre legte der Gymnasialprofessor Ignaz Petters in Leitmeritz eine Anleitung zur Sammlung mundartlichen Forschungsmaterials für den Umkreis des Deutschböhmisches vor, die allen ähnlichen Unternehmungen als vollgiltiges Muster dienen könnte. Leider besitzen wir für die Methode, aus einem landschaftlich eng umgrenzten Gebiet folkloristischen Stoff zusammenzutragen, zu sichten, zu gliedern und mitzuteilen, noch keinen wirklich allseitig stichhaltigen Handweiser.¹⁾ Und gerade hier wäre ein wegzeigender Führer besonders von nöten, weil eben hier: Hunderte von völlig unberufenen Lenten ins Handwerk pfuschen und dem emsigen und zielbewussten Fachmann störend ins Gehege kommen. Nicht bloß darin wird unglanblich gefrevelt, daß tatsächlich volksmäßige Kunde in entstellter Gestalt und verballhornter Bearbeitung dargeboten werden, sondern gar viele versündigen sich an der Wahrheit der Wissenschaft und an der Heiligkeit des Volksgemüts durch absichtliches Unter-

¹⁾ Soweit der Tadel den Mangel an Anleitungen zur methodischen Verarbeitung ausgehämelter Materialien betrifft, ist er gewiß berechtigt. An vortrefflichen Anleitungen für Sammler fehlt es aber doch nicht, ebensowenig an Zeitschriften, aus welchen man etwas rechtes lernen kann. Fragebögen gibt es für die Franzosen z. B. von Sébillot, für die Deutschen von Blos (lithogr.), für die Südslaven von Krauß, (darnach sind verfaßt Fragebögen von Gittée für Belgien, von Chalatiang für die Russen und Armenier u. s. w.), für die Polen von Grabowski. Eine gute Uebersicht der deutschen Fachliteratur hat U. Jahn zusammengestellt. Die besten Fachzeitschriften sind Vitré's Archivio, Gaidozrus Mélusine, die Revue des trad. pop., Karłowicz's Wisla, die Londoner und Newyorker englischen folklor-Journale u. s. w. Im Ganzen kennen wir 16 Spezialzeitschriften für Volkskunde und 21 wissenschaftliche Zeitschriften, welche nebenbei mit Vorliebe die Volkskunde pflegen. Eine Liste von hundert der besten Bücher zur Volkskunde wäre leicht zu liefern. Fälscher wirken auf allen Gebieten. Nur die Volkskunde sollte von diesen Leuten am ehesten verschont bleiben. Ann. der Red.

schieben von Dingen, die, wenn einigermaßen geschickt zugestutzt, sogar der Kenner nicht sofort als Borg aus gedruckten Quellen oder gar als Selbstfabrikat zu entlarven vermag. Da heißt es, die ersten Anhänger einer auf festem Untergrunde ruhenden und planvoll gepflegten Volkskunde müssen der eindringenden Dilettantenschar scharf auf die federfesten Finger passen. Wer die geeignete Form der Darlegung nicht findet, der stelle lieber das ermittelte Neue an Sagen, Märchen, Liedern, Bräuchen nackt und ungeschminkt den Fachgenossen zur Verfügung, damit es geprüft und richtig verwertet werde. Ja, wenn da nur nicht fast immer die mit Neid verquidete Eitelkeit im Spiel wäre, die dann so oft den ganzen Gewinn von vornherein vernichtet, ja nicht selten die eigene Ehrlichkeit untergräbt. Einige klassische Belege aus meinen Erfahrungen in den aufgeklärtesten Strichen Mitteldeutschlands sollen gelegentlich diese nach beiden Seiten gerichtete Mahnung und Warnung beleuchten.

Peipis.

Edwig Fränkel.

Kleine Mittheilungen.

1. **Menschenbluttrinken.** Die Serben haben einen seltsamen Brauch: dusmanin se tvoje krvi napio! (Ein Feind soll sich an deinem Blut satt trinken.) Unter dusmanin verstand ich ein reißendes Tier, weil mir auch die Variante bekannt war: vuk ti se tvoje k. u. (Ein Wolf soll usw.). Da war ich aber bisher im Irrtum; denn es scheint tatsächlich Brauch zu sein, das Blut des getöteten Feindes zu trinken. Ueber einen klaffischen Fall berichtet die Belgrader Ztg. *Erpska Nezavisnost* Nr. 76 von d. J. Am 22. Juni 1890 trug sich im Dorfe Čovdjin im Pozarevacer Kreise ein graufiges Schlachten zu. Die Habitaten, d. h. die Anhänger der serbischen Regierungspartei, überfielen unter Anführung des Dorfschullehrers die liberale Minorität des Ortes und lynchten eifrig Personen, darunter auch den Kaufmann Milenko Gvozdenović. Letzterer wurde zuerst mit Stangen und Steinwürfen totgeschlagen, dann verurteilte ihn „das Volksgericht“ zu fünf- und zwanzig Stockstreichen, welche der Leiche sogleich aufgestrichen wurden, und zum Schluß stach man ihm mit einem Messer ein Loch in den Leib, die Bauern ließen sich in die hohle Hand Blut laufen und tranken es hinunter. Nach der Mitteilung des *Rasa Doba* (Neujahr 1890, Nr. 53 vom 6. (19.) Juli 1890) hat die hohe serbische Regierung von diesen Dingen keine Notiz genommen.

2. **Sprichwörter deutscher Juden.** (Aus einem Briefe). . . „Unsere Familie ist schon seit hundert Jahren in Altserbien, wir reden aber noch immer deutsch, und unsere Eidame, welche Spaniolen sind, haben von den Frauen deutsch gelernt. Wann einer von uns nach Istanbul in Geschäften fährt, so kauft er für uns Alle schöne deutsche Bücher ein. Auch Ihre Monatschrift „Am Nr.-Quell“ kaufen wir in Pera. Wir freuen uns sehr viel über den Volksglauben. Das ist alles wie bei uns und bei den Arnauten und bei den Bulgaren. Wir sagen: „Die ganze Welt ist eine Stadt“. Die Menschen sind überall gleich geschneidert und gleich klug. Ich schreibe für Ihre Monatschrift einige Sprichwörter auf, welche wir sehr häufig im Gebrauch haben. Hier sind sie:

Neben anem gold'n Nägele, sind't man an gold'n Nägele.

Trink ich, hint ich; trink ich nicht, hint ich auch, also trink ich.

Für alles Geld in der Welt soll man kein armer Mann sein.

Baar Geld lacht, hat der Kürschner gesagt.

Borgele lachete, zahlete, wanete, hat die alte Jüdin gesagt.

Nebbeleben, Nebbeleben, was tut man nicht der Panösse z'wegen? h. d. a. J. a. (Barnasah hebr. Erwerb, Einkommen).

Es zerreißen sich die Möchlim (Advokaten), wenn der Dajin (Richter) nicht will.
Vor was man sich fürcht't, das pflegt einem zuzukommen.

Von schmaler Lins bekommt man keinen bräuten Tachés (Gesäß).

Vor mehreren Jahren war der russische Consul aus Salonichi hier und fragte die Bauern viel aus. Wenn er freundlicher gewesen wäre, er hätte bessere Lieder zu hören bekommen. Er war sehr aufgeblasen und die Bauern lachten über ihn. „Ein freundlich Wort, find't einen guten Ort“ sagen wir. Die Bauern haben lieber eine brüderliche Rede als Silbergeld. Kommen Sie zu uns, Sie werden es schön haben bei uns“.

(Zpet am 20. V. 1890.)

E. Ben Benjamin Zev Burger.

3. **Vollkmedizin.** Der Segen auf S. 187, 3. 1—2 des I. B. ist eine Entstellung der Psalmenworte 35, 7—8: homines et jumenta salvabis Domine: quemadmodum multiplicasti misericordiam tuam, Deus.

Weimar.

Reinhold Köhler.

4. **Baumseife.** (Vergl. Am Urquell I, S. 19.) Im Bergischen sagt man, wer mit Zahnschmerzen behaftet ist, löse von einer alten Weide einen Streifen Rinde los, schneide einen Splitter aus dem Baume, stechere damit in den Zähnen bis sie bluten, bringe dann den Splitter an seinen Ursprungsort und binde den Streifen Rinde darüber fest. Sogleich verschwinden die Schmerzen. (Vergl. v. Frischbier: Fegenspruch und Zauberbann. S. 101 f. Nr. 10—11.)

Chell, Eiberfeld.

War noch ein Knabe und wohnte in Kleinsee in Stapelholm, als ich besonders viel von Zahnschmerzen zu leiden hatte. Da las ich eines Tags in einem alten Buch folgende Sympathie gegen Zahnweh: Geh' stillschweigend zu einem Hollunder, löse einen Streifen Rinde, schneide einen Splitter aus dem Baum heraus, stechere damit in dem kranken Zahn, so daß etwas Blut darauf zu sitzen kommt; dann bringe den Splitter wieder an seinen Ort, lege die losgelöste Rinde darüber und binde sie mit einem Seidenfaden fest. Gehst du nun stillschweigend wieder nach Haus, so wird dein Zahnschmerz verschwinden.

H. Volksmann.

5. **Tierprache.** (Vergl. I, 189.) Die Blindschleiche (Süundrang) sprach einst:

Kunn id sehn
as mien Brod'r Cen¹),
jo wull id stael'n
dörch (dær) en hart'n Klintsteen.

Ostorf i. Dänischen Wohld.

Ober: Kunn id sehn
twischen twölf un een
as mien Brod'r Kassen (Kartzen),
den wull id staelen
dörch den hartsten Klintsteen
dat de schull bassen (barszen).

Seit der Zeit kann die Blindschleiche eine Stunde am Tage und zwar in der Mittagsstunde sehen.

Scheffedt i. Schleswigischen.

H. Volksmann.

Vom Büchertische.

1. **Hardy, Dr. Edmund,** ao. Prof. a. d. Univ. Freiburg i. B.: Der Buddhismus nach älteren Páli-Werken. (Nebst einer Karte „Das heilige Land des

¹) Schlange.

Buddhismus). Münster i. W. 1890. Aschendorff'sche Buchhandlung. VIII a. 168 S. gr. 8^o. Preis 2 M. 75 $\frac{1}{2}$. — Prof. Hardy gibt eine Sammlung von „Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religions-Geschichte“ heraus und eröffnet, wie billig, den Reigen mit seinem eigenen Werke. Von Dr. Hardy, dem Verfasser der Schrift „Die allgemeine vergleichende Religionswissenschaft im akademischen Studium unserer Zeit“ (Freiburg 1887) erwartet man von vornherein eine Leistung, welche sachlich und methodisch allen Ansprüchen gerecht wird. Dieses Werk übertrifft noch die Erwartungen: denn es ist eine in jeder Hinsicht ausserordentlich gewissenhafte, scharfsinnige, tief wissenschaftliche und dabei herrlich schön deutsch geschriebene Leistung. Es ist eine gewaltige Literatur mit minutiöser Sorgfalt darin zu einem abgerundeten Ganzen verarbeitet. Die Beweise und Belege sind derart einfach und durchsichtig aneinander gegliedert, dass der Leser mit dem Autor in einem Zuge zu den gleichen sachlichen Ergebnissen gelangen muss. Bei dieser Art nüchternen Forschungsweise ist kein Raum für Deuteleien und parteiische Auslegungen möglich. Die Gestalt Gotama Buddhas ist mit einer psychologischen Wahrheit und Treue so natürlich und lebenskräftig gezeichnet, dass man den Gründer der Religion, welche die meisten Anhänger zählt, in seiner edlen Einfachheit und Menschenliebe vor sich neu erstehen sieht. Dieser Lebensabriss ist ein Cabinetsstück gelehrter und dabei künstlerischer Schilderung. Er ist aber auch unbedingt notwendig, um die Lehren des älteren Buddhismus (III. Cap.) und Buddha's Orden (IV. Cap.) zu verstehen. Ein grosses Verdienst Hardy's ist es, dass er mit unwiderleglichen Beweisen die beliebten Entlehnungstheorien älterer Forscher in nichts auflöst und den angeblichen Einfluss des Buddhismus auf das Christentum endgiltig als Köhlerglauben phantasiereicher Gelehrten feststellt. Mit weiser Vorsicht beschränkt sich Hardy nur auf die Pāli-Quellen. In dieser Einschränkung liegt in der That ein wichtiger Vorzug dieses Werkes gegenüber anderen einschlägigen Büchern. Der Vorzug ist aber ein zweifacher, einmal durch den Ausschluss der Sanskrit-Literatur und dann durch die ziemlich strenge eingehaltene zeitliche Begrenzung bis einschliesslich Aśoka's Zeit. Daher sind das V. Cap. (Buddhismus und Jainismus) und das VI. (Ein Schirmherr des Buddhismus im 3. Jahrh. v. Chr.) für sich abgeschlossene Untersuchungen, in welchen alles überflüssige Rankengewirr indischer Mythen weggelassen ist, dafür jedoch nichts übersehen, was zum Verständniss der grossen Bewegung notwendig ist. Schon die gediegene Einleitung bereitet uns darauf vor und so lernen wir naturgemäss diese religiöse Entwicklung in ihrem nächsten Zusammenhange mit den Culturverhältnissen Indiens und den übrigen sektirerischen Bestrebungen gründlich kennen. Das VII. Cap. behandelt mit einer bewunderungswürdigen Unbefangenheit den Buddhismus im Verhältniss zum Christentum. Der durch beide Religionen geschaffene Fortschritt der Menschheit wird ohne jede Uebertreibung, vielleicht stellenweise etwas zu trocken, gewürdigt und abgewogen. Dieses Cap. hätte ausführlicher sein dürfen. Der Anhang gibt eine Statistik des Buddhismus, ein Verzeichniss der Schriften der Pāli-Tradition, buddhistische Termini, eine Literatürübersicht und ein Namensregister. Nachdem man das Werk zu Ende gelesen, fängt man mit Befriedigung wieder von vorne an; denn dieses gedankenreiche Buch will eingehend durchdacht sein. Für die Einführung in das Studium des älteren Buddhismus ist Hardy's Werk das vorzüglichste und beste, welches bisher geschrieben steht. Wer Volksreligionen studirt, wird es nicht missen können; denn es vertieft und erweitert unsere Kenntniss vom indischen Volkstum.

Krauss.

2. **Krauss, Dr. Friedr. S.:** Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven. Vorwiegend nach eigenen Ermittlungen. Münster i. W. 1890. Aschendorff. XVI u. 176 gr. 8°. Pr 3 M. — Das ist der II. Band der zuvorgedachten Darstellungen. Mein Buch von einem Freunde in unserem Blatte besprechen zu lassen, widerstrebt meinen Schicklichkeitsbegriffen, es soll aber auch nicht unbesprochen bleiben; denn auf meiner literarischen Production fasst allein die Berechtigung für meine Herausgeberschaft dieser Monatsschrift und das eigentliche Recht, über die Werke der Fachgenossen ein der Berücksichtigung werthes Urteil abzugeben. Weil ich dieses Buch für meine ausgereifteste Arbeit halte, widmete ich es dem Andenken meiner Mutter. Wenn einmal meine Auslegungen und Erklärungen des Volksglaubens auch veralten sollten, so wird das Werk immer noch als eine Quelle gut beobachteter Erscheinungen des Volksglaubens für den Forscher von Nutzen sein. Meine Arbeit ist bloss ein ernster Versuch, bestimmte Ueberreste des nichtchristlichen und nichtmohammedanischen Volksglaubens der Südslaven unter gewissen, nach dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft feststehenden Grundanschauungen zusammenzufassen und zu beleuchten, um sichere Anhalte für weitere Forschungen zu schaffen, welche den Zustand der Südslaven in volksreligiöser Beziehung endgiltig klar legen sollen. Von den Mythologien älterer slavischer Gelehrten unterscheidet sich mein Werk dadurch 1) dass meine einzige und fast ausschliessliche Quelle, die lebendige, der Ueberprüfung noch immer zugängliche Volksüberlieferung in Glaube, Sitte und Brauch ist; 2) in der annähernd allseitigen Behandlung der Erscheinungen eines engeren geographischen Bezirkes nach den leitenden Lehren der Religionswissenschaft als einer Zweigwissenschaft der Entwicklungsgeschichte der Menschheit (im Sinne Bastian's) und 3) in der völligen Ausserachtlassung der modernen Nationalitätsbewegung als einer mit unserer Wissenschaft in gar keinem inneren Zusammenhange stehenden Bestrebung. Im Vorwort habe ich mich darüber eingehender ausgesprochen. Das I. Cap. beschäftigt sich mit dem Nachweis, dass die einen angeblichen altslavischen Sonnen- und Mondcult behandelnden Mythologien gar keinen wissenschaftlichen Wert besitzen; denn die Südslaven kennen keinen solchen Cult. Das II. Cap. bespricht den Schicksalsglauben, das III. die Baumseele und die Krankheitsgeister, das IV. die Pestfrauen, das V. den Vilenglauben (S. 69—109), das VI. den Hexenglauben, das VII. die Zwerge und Riesen, das VIII. die Grab- und Totenfetische, das IX. die Opfer und Opferdivination. Für die Reichhaltigkeit des Inhalts zeugen schon die 18 Spalten Schlagworte am Schlusse des Buches. Ich habe dieses Werk mit Lust und Liebe geschrieben. Es ist nicht langweilig.

3. **Il volgo di Roma.** Unter diesem Titel beabsichtigt Herr Francesco Sabatini im Verein mit andern „Volkskundigen“ (Folkloristen)¹⁾ eine Reihe von kleinen Arbeiten zur Geschichte der Sitten und Gebräuche, der Ueberlieferungen und Dichtungen des römischen — Pöbels herauszugeben, von denen mir das erste Heft vorliegt. Der Leser wird sich vielleicht wundern, dass ich das Wort Pöbel und nicht Volk gebrauche, aber das „römische Volk“ bedeutet uns etwas mehr als man gewöhnlich unter Volk versteht. Wir denken sogleich an Volk und Senat, an das SPQR, an die Eroberer der Welt. Und übrigens übersetzt auch das Wörterbuch *Volgo* mit *vulgus, plebs*.

¹⁾ „Geben Sie mir einen Regenschirm“, sagte jemand in einer Handlung. „Aber warum sprechen Sie nicht deutsch, sagen Sie doch Parapluie“ antwortete der Kaufmann — so müssen auch wir, u. a. verständlicher zu sein, Volkskundige mit Folkloristen — verdeutschern.

Von dem nun vorliegenden ersten Heftchen dieser Sammlung (Rom, Ermanno Loescher & Co. 1890) nimmt beinahe die Hälfte — 33 von 80 Seiten — ein sehr interessanter Aufsatz von Herrn Philipp Chiappini über „Gaetanaccio“ ein. Dieser „grosse Kajetan“, der im Jahre 1832 in Rom starb, dessen Andenken jedoch bei den niedern Klassen der ewigen Stadt noch fortlebt, war ein armer Teufel, den aber die Natur mit einer reichlichen Dosis von Mutterwitz und satirischer Laune ausgestattet hatte. Er fand seinen Unterhalt indem er mit einem Kasten voll Marionetten eigenen Fabrikats in Rom herumwanderte und auf Strassen und öffentlichen Plätzen seine Vorstellungen gab, wofür er von Zuhörern und Zuschauern, wenn sie gerade zum geben aufgelegt waren, mit einigen Kupfermünzen belohnt wurde. Manchmal wurde er aber auch in reiche und vornehme Häuser gerufen, und selbst Maria Louisa, die Exkönigin von Etrurien, napoleonischen Fabrikats, beehrte einige Mal diese Vorstellungen mit ihrer Gegenwart. Es scheint aber nicht, dass diese vornehme Kundschaft die Vermögensverhältnisse Gaetanaccio's besserte, denn er starb arm und elend im Hospital.

Was zeichnete ihn nun vor andern Puppenkomödianten aus, das ihn der Aufmerksamkeit weiterer Kreise würdig macht? Das war seine satirische Ader. Er legte seinen Puppen allerlei witzige Ausfälle gegen die Regierung, höhere Klassen und einzelne Personen, die ihm selbst verletzt hatten, in den Mund und erwarb sich damit den Beifall seiner Zuschauer, mitunter aber auch eine kleine Abstrafung seitens der Polizei.

Man kann Gaetanaccio gewissermassen als einen lebendigen Pasquino betrachten, und was uns Herr Chiappini von seinem Lebenslauf und seinen boshaften Witzen mittheilt, bildet einen hübschen Beitrag zur Kenntniss des römischen Lebens im ersten Drittel unseres Jahrhunderts.

Mehr der eigentlichen Volkskunde angehörig sind die andern drei Aufsätze des Heftes von den Herren Sabatini, Parisotti und Menghini, welche vom römischen Volksgesange handeln. Ersterer spricht demselben alle Originalität ab, die beiden Andern beschäftigen sich vorzüglich mit den Melodien, deren Wert für die Volkskunde ich nicht verkenne, über die ich aber das Referat einem Musikverständigen überlassen muss. Nur auf einige Bemerkungen Parisotti's zu Goethe's römische Ritornelli (Italienische Reise, Fragmente) möchte ich aufmerksam machen, da sie für Goetheforscher nicht ohne Interesse sind.

Wien.

Dr. M. Landau.

4. Wislocki, Dr. Heinrich v.: Vom wandernden Zigeunervolke. Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner. Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie. Verlagsanstalt und Buchdruckerei Aktien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter). 1890. Dieses Werk ist ein lebendiges Zeugniß rühmlichen ausdauerndsten Fleisses. Jeder Volksforscher kennt die reichhaltigen Mittheilungen, die Wislocki seit einer Reihe von Jahren aus der erstaunlichen Fülle seiner an Ort und Stelle gemachten Aufzeichnungen spendet. Es sei hier namentlich auf die Aufsätze W.'s in der „Germania“ und in Koch's „Zeitschr. f. vergl. Literaturgesch.“ 1889 hingewiesen. Nachdem W. in drei Heften der bekannten Virchow-Holtzendorff'schen Vortragsammlung die drei kulturgeschichtlich anziehendsten Stämme seiner engeren Heimat einer gut unterrichtenden Darstellung nach folkloristischen Gesichtspunkten unterworfen hat (N. F. 36: Zur Volkskunde der transilvanischen Zigeuner, N. F. 36: Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen; N. F. 81: Aus dem Leben der Siebenbürger Rumänen), wendet er sich nun einer umständlicheren Schilderung der Lebens- und Bildungsverhältnisse der Zigeuner

seines Vaterlandes zu. Er entwirft auf 390 Seiten ein vielseitiges farbenreiches Gemälde jener Nationalität, deren ethnographische Stellung trotz jahrzehntelangen Untersuchungen noch von zahlreichen Rätseln umgeben ist. Wir müssen W.'s rastlosen unnermülichen Eifer bewundern, der ihn 10 Jahre auf diesem dornigen Felde der Forschung pflügen hiess, ja oft monatelang den Nomadenscharen an die Fersen heftete. Er behandelt in drei Abschnitten das aufgespeicherte Material: Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie. Jedes Capitel bringt einen ungemeinen Reichtum neuer sachlicher Hilfsmittel, mit dem bisher verfügbaren Stoffe geschickt verwoben, und frische Gesichtspunkte der Betrachtung. Ich weiss sehr wohl, dass manche hochgelahrte Herren dem Dr. W. Puscherei und Ausschachtung seiner Funde vorgeworfen haben. Das stört mich nicht, das entsagungsgeübte Verdienst dieses wahrhaft Sachkundigen rühmendst anzuerkennen.

Dr. Ludwig Fränkel, Leipzig.

5. **Kolberg, Oskar:** Chelmskie. Obraz etnograficzny. (das Volkstum der Chelmer. Eine ethnographische Darstellung. Mit Bildern nach Zeichnungen von Valerius Elijasz). I. B. herausg. mit Unterstützung der Akademie der Künste in Krakau. 1890. VII u. 371 gr. 8^o. Unser verewigte Altmeister hat diesen Band, den 33. seiner Sammlung noch selber bis auf die letzten Zeilen corrigirt. Fünf Tage nach seinem Ableben ist das Werk erschienen. Kolberg war in seiner eigenen Schule ein Ethnograph geworden. Sich selber unausgesetzt bildend, rastlos tätig, von einer fabelhaften Wissensbegierde bis zum letzten Augenblicke, wurde er ein klassischer Schriftsteller der Polen und ein Klassiker unter den Ethnographen Europa's. In diesem Bande sind gleichsam alle ausgezeichneten Vorzüge des gewiegten Meisters vereinigt: Schärfe der Beobachtung, eine erdrückende Menge tatsächlicher Mitteilungen in denkbar schönster Uebersichtlichkeit, gründliche Belehrung und gefällige Unterhaltung. Das Volkstum tritt plastisch hervor. S. 1—14 beschreibt Kolberg das Land, 15—67 die religiösen Verhältnisse, die Mundart, die Tracht und Trank und Speisen, 68—108 Dorf, Haus, Gehöfte und Gerätschaften, 109—324 Sitten und Gebräuche jeder Art, 345 ff. gibt er uns Nachträge und Erläuterungen. Die Bilder in diesem Bande sind ausnehmend gelungen. Zum Erben seines Nachlasses setzte er seinen treuen Freund, den berühmten Anthropologen und Volksforscher Prof. Dr. Isidor Kopernicki ein. Der gütigen Mitteilung Herrn Prof. Kopernicki's verdanken wir die Kunde, dass Kolberg bei neun weitere Bände fast druckfertig hinterlassen (über das Volkstum der Chelmer, der Mazuren, der Kalischer, Przemysler und der Sanocker Bevölkerung) ausserdem noch zahlreiche ungesichtete Aufzeichnungen in Stößen von Heften. Letztere sollen in den polnischen Mitteilungen zur heimischen Anthropologie veröffentlicht werden. Berufener und würdiger diesen Schatz der Forschung zu vermitteln ist niemand mehr als Prof. Kopernicki, der nicht bloss ein ausgezeichnetester Sammler und grosser Gelehrter, sondern auch ein hervorragender Kritiker ist.

Krauss.

6. **Wislocki:** Volksdichtungen der siebenbürgischen und südingarischen Zigeuner. Gesammelt und aus unedirten Originaltexten übersetzt. Wien 1890. Carl Graeser. XVII u. 431 ff. 8^o. Preis 3 fl. „Was auf dem Gebiete der Zigeunerforschung in den letzten Jahren geschehen, ist so gewaltig und dabei so neu, daß alles Vorhergehende, jede Leistung, sei sie ihrer Zeit noch so sehr angestaunt und bewundert worden, klein, arm, veraltet erscheinen muß“, sagt W. in dem Buche vom wandernden Zigeunervolke. Daß diese Worte zur Wahrheit geworden, verleiht unsere Wissenschaft in erster Reihe eben



Wlislöcki, dessen Verdienste Dr. Fränkel in der vorigen Besprechung mehr andeutet als gebührend würdigt. Das wäre in so wenigen Zeilen auch gar nicht möglich; denn man muß Wlislöcki's Arbeiten selber zur Hand nehmen und daraus Belehrung schöpfen. Das erstere Werk ist gelehrt, vergleichend, eindringend, vor allem für den Fachgenossen berechnet, letzteres aber eine Materialienammlung mit knappen Erläuterungen für einen größeren Leserkreis bestimmt. So manches Stück ist aus dem ersteren Buche in dieses zweite übergegangen, doch birgt es dabei so viel neues und ausnehmend schönes, daß es als unerläßliche Ergänzung zum 1. Buche dient. Es enthält Lieder, Kinderlieder und Reime, Balladen und Romane, Zauber- und Besprechungsformeln, Räthel, Sprichwörter, und 100 Märchen und Sagen. Diese Sammlung ist geradezu reizend schön. Im großen und ganzen sind diese Uebersetzungen mit den slavischen, germanischen und romanischen identisch und öfters muß man sich gestehen, daß Wlislöcki in seinen Commentaren mehr insicheres herausdeutet, als dies die schlichten Erzählungen vertragen. Es ist nicht immer gut, wenn der Sammler glaubt, alles erklären zu müssen. Krauß.

7. **Sbornik za narodni umotvorenijsa**, nauka i kuiznina (Sammelwerk für Ergänzungen des Volksgeistes, für wissenschaftliche und schöngestigte Literatur) herausg. vom Ministerium für Volksaufklärung I B. Sofija 1889, S. X u. 765, II. B. Sofija 1890, S. VI u. 843, gr. 4^o. Sammlungen bulgarischen Volkstums sind sehr wenige veröffentlicht worden, von den wenigen war nur ein geringer Teil wissenschaftlich brauchbar, und selbst diese spärlichen Werke waren nur unter den größten Schwierigkeiten für den abendländischen Forscher zu erlangen. Urtyplich sind nun durch die Initiative der hohen kaiserlichen Regierung alle Hebel in Bewegung gesetzt worden, um die bulgarischen Volksüberlieferungen sammeln zu lassen und kritisch gesichtet zu veröffentlichen. Durch die vorliegenden zwei Bände sind die älteren Sammlungen überholt und fast überflüssig. Das bulgarische Volkstum ist nicht um ein Haar minderwertiger als das uns bekanntere serbische, vielmehr ihm ebenbürtig. Genau besehen ist es, unwesentliche formelle und sprachliche Verschiedenheiten abgerechnet, ein und dasselbe Volkstum haben wie drüben. Eigentlich gewähren uns auch diese zwei Bände wenig positiv neue Einblicke in die Völkerseele, sie erweitern mehr unser Wissen vom Bulgarentum insbesondere als sie unsere Erkenntniß im allgemeinen zu vermehren geeignet sind. Aus diesen Materialien geht es sonnenklar hervor, daß das Beda der Bulgaren eine abgeschmackte Fälschung und daß in Mazedonien kein Serbentum zu suchen und noch weniger zu finden sei. Die Sammlungen berücksichtigen fast alle Seiten des Volkstums. Das Materiale ist köstlich zusammengestellt. Häufigere Erläuterungen wären freilich willkommen, ebenso Register. Unser Urquell wird späterhin so manche wertvolle Mitteilung aus diesen Bänden deutsch bringen. Es werden uns auch drei wissenschaftliche Abhandlungen bescheert: Dr. J. D. Nismanov schreibt über die Bedeutung und Aufgabe der Ethnographie (sehr fleißig), Mich. Dragomanow über die slavischen Sagen von der Geburt Konstantin des Gr. (Vortrefflich. Würde selbst einer deutschen Fachzeitschrift zur Zierde gereichen). G. Karanov liefert bibliographische Nachweise und Dr. V. Miletič bespricht mit rühmlichem Sachverständniß die Sammlung Liev's. Angesichts dieser Leistungen muß man freudigst anerkennen, daß die junge bulgarische Nation schon eine Reihe bewunderungswürdig tüchtiger Sammler und Forscher aufzuweisen hat und daß unsere Volkswissenschaft eine feste Heimstätte in Bulgarien besitzt.

Krauß.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII, Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Druck von H. Timm in Lunden. Kramer's Verlag in Hamburg.

Preis der Monatsschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

AM UR-QUELL.

MONATSSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.“

II. Hft. II. B.

Bezugspreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.

1891.

Eine Deutsche Gesellschaft für Volkskunde

ist in Berlin in Bildung begriffen. An die Spitze stellen sich Männer von einer ruhmreichen wissenschaftlichen Größe Weinhold, Steinhilber, Lazarus, Meißner, Schwarz und ihnen verwandte Geister, die allein schon eine sichere Bürgschaft für das Aufblühen der Volkskunde in deutschen Landen gewähren. Das lange genug mißachtete Nischenbrödel Volkskunde wird nun zu Ehren kommen. Es ist die heilige Pflicht eines jeden deutschen Sammlers und Volksforschers, unserer Gesellschaft sich anzuschließen. Die Gesellschaft wird auch eine neue Zeitschrift für Volkskunde in Vierteljahrsheften herausgeben. Reichfrei wollen wir uns darüber von Herzen freuen; denn was jene gutes schaffen und fördern mag, wird uns allen zum besten ausschlagen. An der neuen Zeitschrift wird unser „Urquell“ einen starken Bundesgenossen haben in der Bemühung, die Volkskunde auf sichere Grundlagen zu bringen.

Aus dem von Weinhold versandten Aufruf wiederholen wir hier die wichtigsten Gesichtspunkte: „Wenn sich die Gesellschaft auch eine Deutsche nennen wird, so soll doch die wissenschaftliche Erkenntniß nicht bloß des deutschen Volkes, sondern der sämmtlichen Germanen, nicht minder der Romanen, Slaven, Finnen, überhaupt der geschichtlichen und geographischen Verbände, die den Namen Volk verdienen, von uns gefördert werden.“

„Der Schwerpunkt wird für uns allerdings in dem Germanentum liegen, und wir werden mit besonderer Freude den Anschluß der Niederländer, Vlaeminge, Friesen, Engländer und der Skandinavier an uns begrüßen. Aber wir würden unser Ziel, das zuletzt die vergleichende Volkskunde sein muß, nicht zu erreichen glauben, wenn wir uns auf die germanischen Volksgruppen beschränkten. Wir wissen, welche bedeutende Förderung namentlich die romanische und die slavische Volkskunde, sowie die finnische, der germanischen überall gewähren können, und wir wissen, daß nur auf allgemeinem Zusammenwirken die Hoffnung auf die reife Ernte liegt.“

„Strenge Parteilosigkeit, die nur Wert und Unwert der Leistungen abwägt, Parteilosigkeit und Unbefangenheit auch in allen nationalen Fragen wird unser Grundsatz sein.“

So sei denn zu guter Stunde des Herolds Ruf durch die Lande ausgegangen, daß sich um die Vorkämpfer und Herzöge der Volkssorschung rüstige Kämpen und Knappen aus allen deutschen und den Nachbarländern scharen mögen zum vielerlesten Streit und Wettbewerb auf dem weiten und breiten Plan der Volkskunde! Es ist mehr als ein Preis zu gewinnen! Es sind viele, glanzvolle Namen auf diesem Gebiete der Wissenschaft noch zu erringen!

Kraus.

Das Kind bei den Juden.

Ein Bericht von Dr. M. Winternitz in Oxford.

(Schluß.)

Einer merkwürdigen Sitte, bekannt unter dem Namen Chalaka begegnen wir bei den Arabischen und Palaestinischnen Juden. Es war dies das erste Haarschneiden, welches bei dem Knaben, nachdem er sein viertes Lebensjahr zurückgelegt hatte, feierlich vollzogen wurde. Freunde und Verwandte versammeln sich im Elternhause, der Knabe wird in seinen besten Kleidern herbeigebracht, und jeder der Anwesenden damit betraut, einige Haare abzuschneiden, was man sich zu großer Ehre anrechnet. Die Ceremonie wird, wie gewöhnlich, mit einem Festmahl beschlossen. Eine interessante Parallele zu diesem Brauch finden wir bei den alten Indern. Unter dem Namen caula oder cüdakarana wird in allen Grihhasütren die Ceremonie des Haarschneidens ausführlich geschildert. Sie wird an dem dreijährigen, zuweilen auch schon an dem einjährigen Knaben vollzogen, wobei Opferspenden dargebracht und heilige Sprüche hergesagt werden.¹⁾ Der Name der Ceremonie bedeutet eigentlich „Das Schopfmachen“ (cüdä, der Haarschopf). Wie nämlich nach biblischer Vorschrift die Ohrlocken von der Scheere verschont bleiben, so bleibt auf dem Scheitel des indischen Knaben ein Haarbüschel stehen. Ploß (I, 289 ff.) hat dem „Haarschneiden“ ein eigenes Capitel gewidmet, worin er nachgewiesen hat, daß die Sitte über den ganzen Erdkreis verbreitet ist, die erste Tonsur beim Kinde als Familienfest zu feiern. Häufig ist die Ceremonie mit der Namengebung verbunden, so bei den Römern. Bei den alten Chinesen fand es im dritten Monat statt. Andere Völker feiern das Haarschneidefest dreißig oder vierzig Tage nach der Geburt des Kindes. Bei den alten Peruanern fand es statt, wenn das Kind zwei Jahre alt war. Zur selben Zeit finden wir es auch in Marokko; hier läßt man auch am Scheitel des Kopfes eine Locke stehen „und bei den Kindern in Beni-Amer außerdem an der rechten Seite des Kopfes einen Streifen von Haaren in Form eines Halbmondes.“ (Ploß I. 294.) Höchst interessant ist die Sitte der Basutos in Südafrika, welche dem Kinde nach der Geburt den Kopf rasiren bis auf die Mitte des Schädels „Hier bleibt, je nachdem zu welchem Stamme das Kind gehört, ein runder oder ovaler Büschel Haare

¹⁾ In der Regel wird die Ceremonie nur für Knaben vorgeschrieben. In zwei Stellen (Gobhita II, 9, 22 und Sänth. I, 28, 22) wird auch das Haarschneiden von Mädchen erwähnt, wobei aber keine Sprüche herzusagen sind.

stehen". (Woss I, 294). Dies ist deshalb merkwürdig, weil auch bei der indischen Tonjur die Form des Haarschopfes, je nach dem Geschlechte, welchem der Knabe angehört, (y. tharsni), wechselt. Diese Uebereinstimmung bei so ganz verschiedenen Völkern muß in Betracht gezogen werden, bevor wir die von Pastian und Taylor ausgesprochene Ansicht, daß man in der feierlichen Tonjur ein „ittelvertretendes Opfer“ zu sehen habe, annehmen können. Zuweilen finden wir das Scheren des Haupthaares auch bei der Feier des Eintritts in die Pubertät, so bei den Japanen und Ainos. (Woss II, 436) Die Sitte kommt auch bei den Südslaven vor, wo sie durch den orientalischen Einfluß eingebürgert wurde. Man nennt sie: si-sano kumstvo (geschorene Gevatterschaft). Vgl. Kraus: Sitte und Brauch der Südslaven. Wien 1885, S. 609 fg.

Von besonderen Feierlichkeiten begleitet war, besonders bei den Juden des Mittelalters, der erste Schulgang des Knaben. Am Morgen des ersten Schultages — der Knabe stand zwischen dem fünften und siebenten Lebensjahr — wurde der Held des Tages zunächst in die Synagoge gebracht, wo ein besonderer Abschnitt aus der Bibel (die Geschichte der Offenbarung) gelesen wurde. Von der Synagoge wurde er ins Haus des Lehrers geführt, der ihn in seine Arme nahm und ihm eine Schiefertafel reichte, auf welcher das Alphabet nebst zwei Bibelversen und den Worten „Die Thora soll mein Beruf sein“ geschrieben standen. Der Lehrer las die Buchstaben, welche der Schüler wiederholte. Hierauf wurde die Tafel mit Honig beschmiert, welchen der Knabe ableckte, angeblich mit Rücksicht auf Ezechiel III, 3: „Und sie (die Rolle) war in meinem Munde so süß wie Honig.“²⁾ Der Junge bekam ferner einen süßen Kuchen, auf welchem Bibelverse geschrieben standen. Schließlich wurden Engel angerufen, das Herz des Knaben zu öffnen und sein Gedächtniß zu stärken.

Mit dem zwölften Jahre bei Mädchen und mit dem dreizehnten bei Knaben galten die Kinderjahre für abgeschlossen. Das Fest der „Confirmation“ (Barmitsvach), mit welchem der Eintritt in die pubertas bei Knaben gefeiert wird (die Mädchen gehen leer aus), ist nach Schechter verhältnismäßig jungen Datums. Spuren davon finden sich erst, als römischer Einfluß sich geltend zu machen begann. Obwohl die Einführung in das religiöse Leben der Hauptzweck der „Confirmation“ war, so begannen die Knaben doch schon viel früher, an den religiösen Rechten und Pflichten teilzunehmen. Schon in der ältesten Zeit nahmen die Juden ihre Kinder, sobald sie nur gehen konnten, auf ihre Wallfahrten nach Jerusalem mit. Späterhin nahm man sie in die Synagoge mit, sobald sie das vierte Lebensjahr erreicht hatten. In diesem Alter begann auch schon die religiöse Erziehung.

Dies dürfte so ziemlich alles sein, was für den Folkloristen von Interesse ist. Die übrigen von Schechter behandelten Punkte sind wohl nur für den Theologen von Wichtigkeit. Wir hoffen dem Verfasser noch

²⁾ Man vergleiche jedoch auch den bei verschiedenen Völkern vorgefundenen Brauch, dem Neugeborenen Honig und Zucker zu geben. Die alten Germanen strichen dem Neugeborenen Honig in den Mund. In der orientalischen Kirche pflegte man früher dem Täufling Milch und Honig zu lassen zu geben. Die heidnischen Egypen tränkelten Honig auf die Lippen des Kindes. (Woss I, 285). Der Brauch, dem Neugeborenen Honig zu geben, findet sich auch in vielen deutschen Abzählreimen angedeutet. C.

öfter auf folkloristischem Gebiete zu begegnen. Es steckt gewiß noch vieles in der talmudischen Literatur, was für die Volkskunde auszubeuten der Mühe wert wäre. Und niemand wäre für eine solche Aufgabe besser geeignet als Scheckter, der mit einer gründlichen Kenntnis des Talmud einen weiteren Gesichtskreis vereinigt, als gewöhnlich bei Theologen zu finden ist.

Die Liebestaufe bei den Polen.

Von Jan Karłowicz in Warschau.

(Schluß.)

Sehr ähnlich sind die Ostergebräuche in Rußland.¹⁾ Beim Ausrufen auf dem Dache knüpft man ziemlich derbe Bemerkungen an die Namen der Mädchen an, so z. B.: „Spannt die Pferde und die Ochsen an; wir werden den Schmutz der Maria M. hinausfahren; nehmt vier Fuder Sand, fünf Fuder Waschkraut und zwanzig Kübel Seifenwasser, um sie zu waschen.“ Nichtsdestoweniger nehmen es die Mädchen, deren Namen gar nicht angerufen werden, obgleich sie dabei nicht recht glücklich davongekommen wären, sehr übel auf, als eine Art Vernachlässigung, daß man ihrer nicht gedacht. Wenn ein Mädchen losgekauft werden soll, dann ruft man von einem benachbarten Dache als Antwort zu: „M. fürchtet nicht, weil M. (Namen eines Burschen) für sie mit Branntwein einsteht.“

Wir wollen jetzt unseren Blick auf Masovien und die Masuren richten. A. Petrów sagt in seiner Beschreibung des Dobrzyner Landes²⁾, daß am zweiten Ostertage die Männer „nach dem Dyngus“ mit Wasser gießen, Rutenschlagen und Reben gehen; am Dienstag tun die Mädchen dasselbe, aber nur sehr kurze Zeit, nämlich „so lange die Schweine aus dem Stall nicht herausgelassen sind.“ In anderen Teilen Masoviens ist es Sitte am Ostermontag, außer dem Begießen, daß die Burschen „mit dem kleinen Hahn“ und die Mädchen mit dem „Gaik“ umgehen³⁾, wobei gesungen und gesammelt wird; die beiden Umgänge heißen dyngusowanie. Gleiches wird aus der Umgegend von Łęczyska berichtet, wo auch der kleine Hahn herumgerollt wird⁴⁾; desgleichen aus dem Czarsker Land⁵⁾ und aus der Umgegend von Sieradz⁶⁾.

Bezüglich der Masuren besitzen wir eine kurze Erwähnung des Brauches in dem Werke Töppen's, der da sagt: „Am Ostermontag, aber auch wohl schon am Ostersonntag, ist das bekannte Schmačkostern üblich. An denselben Tagen begießen Mädchen und junge Leute einander, was ebenso, wie das Schmačkostern, als eine Art von Aufmerksamkeit gilt.“⁷⁾ In dem Marienburger Lande begeht die polnische Bevölkerung am zweiten Ostertage den sog. szmaguster: man haut sich mit Ruten und begießt sich

¹⁾ Kolberg Rużany I, 215—216; II 267.

²⁾ Zbiór wiadom. do antrop. II, 17.

³⁾ Mazowjsze von Kolberg I, 139, 143, 144. Der „kleine Hahn“ wird aus Holz gemacht und auf einem kleinen Wagen gerollt; Gaik ist ein mit farbigen Bändern geschmückter Busch von Grün.

⁴⁾ Kolberg Łęczyskie, 28—29.

⁵⁾ Rozłowski iud Mazowjsza Czarskiego, 194—197.

⁶⁾ Wiśła III, 495.

⁷⁾ Aberglauben aus Masuren, 1867, S. 69—70.

gegenseitig; Kinder der ärmeren Bauern gehen herum, um kleine Gaben zu bekommen; das heißt „um den Szmaguster“ gehen.⁸⁾

Das Wort szmaguster kommt vom deutschen Schmačkostern, gleich wie das Wort smigus; da es aber unabhängig von smigus aus dem Deutschen entlehnt ist und geographisch zu der Provinz des dyngus gehört, so haben wir es unter Dyngus stehen lassen.

II. Smigus. Jetzt gehen wir über auf das Gebiet des smigus. Das Wort kommt vor in den Formen szmigurzt, szmigus und smigurst, die alle drei im XVII Jahrhundert erwähnt werden. Heute ist in gebildeten Kreisen nur die Form smigus in Gebrauch; das Volk gebraucht auch die Formen smigust und szmigust.

Die geographische Provinz dieses Namens des hier in Rede stehenden Brauchs ist Kleinpolen.

Im Radomer Lande werden noch beide Namen hie und da gebraucht.⁹⁾ In folgenden Gegenden kennt das Volk anschlieflich den Namen smigust, als Bezeichnung für das Begießen wie auch für den Umgang. So bei Pińczów, Siewierz, im Lubliner Lande, besonders am Weichselströme; in mehreren Ortschaften des Lubliner Gouvernements heißt der Brauch nasser szmigust; die Erwachsenen begießen den Frauen bloß die Finger; das erlaubt man sich bis zu Pfingsten.¹⁰⁾ In der Gegend von Kielce sind am Ostermontag vor Sonnenaufgang Feldprocessionen im Gebrauch; man singt dabei geistliche Lieder und besprengt die Aecker mit Weihwasser. Die Teilnehmer dieser Gänge heißen smigusciarze, weil sie, nach der Procession, von Haus zu Haus „mit dem smigust“¹¹⁾ gehen. Bei Krakau kennt man auch den smigust¹²⁾; als Zigeuner und Soldaten verkleidete Burschen streifen im Dorfe herum, singen und sammeln kleine Gaben ein; beim Abzug ergreifen sie mit dem Ruf: „Smigust, woda, chlust!“ alle möglichen Gefäße, füllen sie mit Wasser und begießen alle Hausbewohner damit.

In einigen Gegenden Polens findet sich die Sitte des Begießens unter andern Namen. So treffen wir sie in einigen Gegenden des Radomer Landes unter dem Namen Lejek.¹³⁾ Im Lufower Kreise heißt der Tag „der heilige Lej“. Von derselben Wurzel stammen auch die zwei Namen: Oblawaczka im Kreise Łęczycza und Polewanka bei den Podhalanen.¹⁴⁾ Eine mir bekannte Benennung gibt am genauesten die ursprüngliche Bedeutung des Dyngus wieder: sie ist im Kreise Radzymin üblich und lautet „po wykupie“ (subauditur chodzie) = des Löskaufs wegen (gehen). Hier ist keine Rede vom Begießen: die Gaben, die man den umziehenden Burschen schenkt, sind in eigentlicher Wortbedeutung ein

⁸⁾ Wisła III, 733. Vgl. auch Frischbier's Preuß. Wörterbuch f. v. Schmačkostern und Schmačkosterrute.

⁹⁾ Kolberg Radomskie I, 104—105. Tygodnik ilustrowany 1864 R. 230.

¹⁰⁾ Zbiór wiadom. do antrop. IX, 24. Federowski Lud ofolic Żarek, 158—159. Kolberg Lubelskie I, 117.

¹¹⁾ Zbiór wiadom. do antrop. III, 15.

¹²⁾ Zawiliński 3 etnografji frajowej, Krakau, 1882, S. 11. Vgl. Kolberg Krakow. I, 288—89.

¹³⁾ Zdrowie (Medicinische Zeitschrift) 1878 No. 5, S. 63. Lejek, wie das folgende Lej, kommt von lac = begießen.

¹⁴⁾ Kolberg Łęczycza 28. Debowski Spiš wyrazów używ. na Podhalu, S. 10.

Wykup d. h. Loskauf vom Begießen, Wykup aber ist eine getrer Uebersetzung des alten Dyngus, wie wir es gleich sehen werden ¹⁵⁾)

Wir eruähren schon oben von einigen Loskaufsarten durch Branntwein und Gebäck; es scheint aber, daß noch vor einigen Decennien die bemalten Eier den Hauptartikel des Loskaufs der Mädchen bildeten. ¹⁶⁾) Wenn wir diese Nachricht mit dem Loskauf durch Eier bei der sog. Mädchenversteigerung ¹⁷⁾) zusammenstellen, dann nähern wir uns immer mehr der ursprünglichen Bedeutung des Dyngus

Zum Schluß unserer Abhandlung müssen wir die Benennungen näher betrachten.

Daß die Worte Lejek, sw. Lej. Oblewaczka und Polewanka echt polnisch und nach der Hauptaction des Gebrauchs gebildet sind, das ist klar; ebenso, daß diese Benennungen, wegen ihrer geringen Verbreitung, nicht ursprünglich, sondern nur eine Uebersetzung oder Nachahmung des ursprünglichen Namen sind. Ursprüngliche Benennungen sind vielmehr Dyngus und Smigus; neben der ersteren haben wir noch eine weniger verbreitete Nebenform Dyng und einige Ableitungen. ¹⁸⁾) Smigus ist eine Volksetymologie an das polnische smigać = schmeißen, schmissen; frühere Formen lauteten: smigust, szmigurst, vgl. szmaguster.

Dyngus und smigus sind Lehnworte aus dem Deutschen. Das erstere in der Form dyng kommt vom heute ungebräuchlichen deutschen Dingnus, Dingnis, dieses aber von dingen; das letztere bedeutet nicht nur „verhandeln, feilschen, mieten“ (Grimm), sondern auch „brandschätzen“ (Lexer), so daß Dingnus u. dgl. Brandschätzung, Geldzahlung zur Abwehrung von Plünderung heißt ¹⁹⁾): es erhellt daraus, daß ursprünglich in Polen Dyngus die Bedeutung hatte; das Sammeln von Gaben, (von Mädchen, vielleicht hauptsächlich in Gestalt von bemalten Eiern), die man als Loskauf vom Begießen betrachtete; diese Bedeutung gibt ganz genau das Adzyminer „po wykupie“ wieder.

Smigus, wie man es aus den älteren Formen szmigurst und dgl. und aus den volkstümlichen smigust und szmaguster ersehen kann, kommt vom Deutschen schmackostern, schmackostern, schmagoftern, schmaguster ²⁰⁾) = mit der „Schmackosterrute“ am Ostermontag schlagen.

Das Schlagen mit einer Weidenrute an diesem Tage ist auch allgemeine Sitte in Polen. Es ist daher kein Wunder, daß diese drei Gebräuche, die am zweiten Ostertage geübt werden, nämlich 1) Das Begießen, 2) Das Herumgehen wegen der „Dingnis“ oder Loskaufs vom Begießen und 3) Das Schlagen mit der Rute, auf dem Wege der Ideenassociation in Eins verschmolzen und daß das Wort, welches eine der obigen Ope-

¹⁵⁾ Kolberg Mazowŝe III, 77.

¹⁶⁾ Zbiór wiadom. do antrop. VIII, 70. In Ost-Galizien ist es noch allgemeine Sitte. Kolberg Potucie I, 150.

¹⁷⁾ Wiśła II, 444; III, 168.

¹⁸⁾ Es ist merkwürdig, daß die polnische Sprache noch zwei Ableitungen der deutschen Wurzel ding besitzt, nämlich: dyngarz (*Dinger) = Gedinghauer und Giedynk (Gedinge) = Vertrag.

¹⁹⁾ Archiv für slav. Philol. V, 688.

²⁰⁾ Freischbir Preuß. Wörterbuch i. v.

rationen bedeutet, auch beide anderen ausdrücken kann. Infolge dieses Zueengang konnte *dyngus* und *dyng* nicht nur den Verkauf, sondern auch das Begießen ausdrücken, *smigus* aber nicht nur das Schlagen, sondern auch das Begießen und das Sammeln von Gaben bedeuten.

In dieser bescheidenen Skizze wollten wir nur das Material in eine Rubrik sammeln und einige Wörter deuten; das Vergleichen mit dem Gebrauch anderer Slaven so wie anderer arisientropäischen Völker behalten wir uns vor für eine künftige Studie.

Ransom by Weight.¹⁾

By Professor Henry Gaidoz.

In the *Mabinogi* of "Branwen, the daughter of Llyr," when Matholwch, King of Ireland, is returning to his own land at enmity with the Britons, owing to the insult he received from Ebnissyen, Bendigeid Vran says (I quote from Lady Guest's translation, iii. 109): "Arise, Manawyddan son of Llyr, and Heveydd Hir, and Unic Glew Ysgwyd, and go after him [Matholwch], and tell him that he shall have . . . as an atonement for the insult, . . . a staff of silver, as large and as tall as himself, and a plate of gold of the breadth of his face."

In her note on this passage, Lady Guest says: "The compensation here offered to Matholwch is strictly in accordance, except as regards the size of the silver rod, with what was required by the Laws of Hywel Dda, where the fine for insult to a king is fixed at 'a hundred cows on account of every cantrev in the kingdom, and a silver rod with three knobs at the top, that shall reach from the ground to the king's face when he sits in his chair, and as thick as his ring-finger; and a golden bason, which shall hold fully as much as the king drinks, of the thickness of a husbandman's nail, who shall have followed husbandry for seven years, and a golden cover, as broad as the king's face, equally thick as the bason.' In another MS. the payment, instead of being only partly in gold, is said to have been entirely in that metal: thus, 'A golden rod as long as himself, of the thickness of his little finger, and a golden tablet as broad as his face, and as thick as a husbandman's nail.'"²⁾

The lives of the British saints will furnish us with examples of this custom. Let us take the *Vita S. Brioci*, "Life of Saint Briuc," to call him by his French name, who was the founder and is the patron of the Breton town, Saint-Briuc,

¹⁾ Diese Studie drucken wir mit Genehmigung des Verfassers aus der in London erscheinenden anglo-walisischen Zeitschrift der Honourable Society of Cymmrodorion „*Y Cymmrodor*“ (B. X. 1889) ab, welche ausserhalb ihrer Heimat und dem kleinen Kreise der Keltenforscher wenig bekannt ist. Der Aufsatz bildet den ersten Teil einer Reihe von Untersuchungen unter der Ueberschrift: „Comparative notes to the *Mabinogion*.“ Wir belassen den Beitrag unseres gelehrten Fachgenossen, in der englischen Sprache des Originals, weil wir annehmen dürfen, dass die allermeisten unserer Leser als Volksforscher auch des Englischen kundig sind. Anm. d. Red.

²⁾ See the *Ancient Laws and Institutes of Wales*, edited and translated by Aneurin Owen, vol. i., London 1841, pp. 6—7, and 778—779. "Gold," says the Venedotian Code, "is paid only to the King of Aberffraw." The *Gwentian Code* has *gwialen aryanant*, "a gold rod."

in France. This life, which is very old and is preserved in MSS. of the tenth or eleventh centuries, was published by the Rev. Father Plaine, of the Benedictine Order, in the *Analecta Bollandiana*, vol. ii. (Brussels, 1883), p. 161—190. St. Brieuc was from Cardigan, *Coriticianaë regionis indigena*.³⁾

Brieuc's father, Cerpus, and his mother, Eldruda, were pagans. Yet an angel appears to Eldrada in her sleep, and foretells her that she will conceive a son, who will be a great saint, Brioccius by name. And he adds:—

"You will therefore make three staves. Two shall be of silver. one for your husband and one for yourself; the third, for your son, shall be of gold. You will deposit them in your treasure-chamber until his birth. When the child is born, you will send him to the city of Paris, to the holy man Germanus, its bishop, that he may educate him in liberal branches of knowledge, and train him to right living by good discipline."⁴⁾

Later on the young Brieuc is sent to Paris with the three staves of silver and gold to the holy Germanus, who educates him.

Another instance of the same custom is found in the life of another British saint, Samson, Bishop of Dol in Brittany. St. Samson's father was from Dyved, in South Wales (*Demetiano ex genere*). In an ancient life of the saint, edited by the same Rev. Father Plaine, Ammon and Anna despair of ever having children, but a holy man to whom they go for advice and prayers says to them:—

"I know the reason of your visit. Your wife has hitherto been barren, but I believe the divine mercy will soon light on her. Do you make a silver staff of your wife's exact height, and give it in alms for her soul and for yours: and then Almighty God will raise up seed to you according to His will and according to your desire.' And Ammon, on hearing this answer, joyfully said, 'I will give three staves of her own weight.' And the teacher, seeing the man's discernment and wisdom, made them stay as guests with him."

The result of this scheme was Samson's conception and birth.⁵⁾

In the course of the ninth century a Breton prince of Armorica, Salomon III. (who was after his death honoured as a saint) had made a vow to go to Rome as a pilgrim. The disturbed state of affairs at home did not allow him to fulfil his vow. To make his apology he wrote a letter to Pope Adrian II.,

³⁾ Father Plaine has misunderstood this passage, for he says: "i. e. Comitatus de Kerry in Hibernia," and therefore he made an Irishman of St. Brieuc!

⁴⁾ *Facietis itaque tres virgas, duas quidem ex eis argenteas, unam pro te, alteram pro viro tuo. Tertia vero erit aurea pro filio vestro: quas usque ad ejus nativitatem in thesauro vestro reponitis (sic). Cum autem natus fuerit infans, mittetis eum in civitatem Parisiacam ad beatum virum Germanum, ejusdem civitatis episcopum, qui illum liberalibus disciplinis erudiat et bonis moribus ad bene vivendum informet.*—*Analecta Bollandiana*, vol. ii. (Brussels, 1883), p. 164.

⁵⁾ "Causam scio adventus vestri: quia uxor tua hucusque sterilis fuit, sed credo quod divina misericordia mox adveniet illi. Tu vero fac virgam argenteam secundum uxoris tuæ longitudinis mensuram, et da pro anima illius et pro tua in eleemosynam, et deinde Deus omnipotens resuscitabit vobis semen secundum voluntatem suam, et secundum desiderium vestrum." Quo audito, Ammon hilariter respondens dixit: "Tres virgas coæquantibus sibi dabo." Videns autem magister intellectum et prudentiam viri, manere eos apud se in hospitium fecit. *Vita antiqua S. Samsonis.*—*Analecta Bollandiana*, vol. vi. (Brussels, 1887), p. 84.

which a special embassy brought to Rome with a great number of presents, and among these presents was "a statue of gold, of his own size, in breadth as well as in height."⁶)

The sense of ransom is in the bottom of the pious practice alluded to, whether the staves of silver and gold be given to the poor or to holy men. But it appears more forcibly in some stories of ancient Ireland. In one of them Corc, son of Lugaid, pledges himself to give his weight of silver to Feradach,⁷) and later on the question is of "the weight of three in silver,"⁸) probably of Corc, his wife, and his son.

In another story Cairpre Cend-chait has ordered his newly-born son to be drowned. Yet the boy is saved, unknown to the king, and is brought up by the king's smith, Maen. One day the boy is playing before the king and the queen, who are pleased with him. The attendants, who had saved the babe, saw their opportunity: "There would be a good boon for the man who should bring thee a son like this boy?" "There would, indeed," was the king's reply; "there should be his weight of silver for him, and a third of it in gold, but there is no use in speaking of that, it is only idle talk."⁹) In another tale from one of the Ashburnham MSS., which we know only by a note of Prof. Rhys,¹⁰) mention is made of the weight in gold and in silver of Emer and her foster-sister.

Now that we have collected the instances we know in old Celtic literature and history, we will compare those furnished by other countries, and we will begin with India, where this practice has remained in use up to the present time, under the name of *tulá-dána*, lit. "the gift of the weight."

I am indebted to my friend M. A. Barth for the following note on the Hindoo custom:—

"*Tuladana* (the weight-offering), *tulapurusha* (a weight-man, or balance-man), *tulapurushadana* (the offering of a man by weight), or simply *tula* (weight).

"The offering made to bráhmans or to a temple, of one's own weight in gold or other materials more or less precious. This practice is not mentioned in the Sutras or the most ancient Dharmaś astras, such as *Manu* and *Yajnavalkya*. By the name *tulapurusha* or its synonym *tulapumams* they only understand a penance which consists in living on nothing but oil-cake made of oleaginous seeds, the scum of boiled rice, whey, crushed rice and water for a period varying from ten to seventeen days, with intervals of absolute fasting.—*Baudhayana Dharma-sútra*, iv., 5, 22; *Vishnumriti*, xlvi., 22; *Yajnavalkya*, iii, 323.

"The earliest description of the rite occurs in the 10th *Paríśishta* (or appendices, short writings without date, considered to form part) of the *Atharva-*

⁶) *Precor almipotentiam vestrae dignitatis ut hæc munuscula placido ac sereno vultu in persona supradictorum apostolorum dignetur aspicere, hoc est statuum auream nostræ magnitudinis tam in altitudine quam in latitudine, etc.*—*D. Morice, Preuves de l'Histoire de Bretagne*, vol. i., col. 302—303.

⁷) *Fonaise a comthrom do argut for Feradach.* — *Book of Leinster*, p. 287, a, 50.

⁸) *Beir latt ere triir do arggut.*—*Ibid.* 287, b, 32.

⁹) *Book of Leinster*, p. 120. We quote the passage from *Mr. Atkinson's analysis in the Introduction*, p. 31, a.

¹⁰) *Rhys' Hibbert Lectures*, p. 456. n.

veda. (Catalogue of Berlin MSS., No. 365.) Most of the Puranas which treat of ritual contain similar descriptions, and a number of modern authors who have written of Dana, or of pious offerings or good works, have devoted long chapters or even special treatises to tulapurusha. For instance, Hemadri, the minister of Mahadeva, King of Devagiri Nizam, latter half of the 13th century) gives a long description of it in the 5th chapter of the Danakhanda, or section of offerings, of his great encyclopædia, the Caturvargacintamani, pp. 182 et seq. in the Bibliotheca Indica edition. The rite affords protection against diseases and ills of every kind, and if carried out with gold, is efficacious enough to expiate even the murder of a brâhmani.¹¹⁾

"The rite is often mentioned in literature and in inscriptions. Some examples follow, of different dates and from different provinces of India.

"Dantidurga, who reigned in the Western Deccan in the middle of the 8th century, mentions a tulapurusha.—Inscript. ap. Ind. Antiq., xi., p. 114.

"Candradeva, King of Canoje, in the middle of the 11th century, is said to have celebrated the tulapurusha some hundreds of times in different pilgrimages to Benares.—Inscript. ap. Colebrooke, Miscellaneous Essays, ii., p. 253; Journ. Asiat. Soc. of Bengal, xlii., p. 325, and lvi., p. 111.

"Bukka, Harihara, and Narasimha, who reigned in Vijayanagava, Presidency of Madras, from the middle of the 14th to the end of the 15th century, made similar offerings.—Inscript. ap. Journ. Asiat. Soc., Bombay Branch, xii., pp. 374, 376, 392.

"Pratapamalla; King of Kâtmandu, Nepaul, in the middle of the 17th century.—Inscript. ad. Ind. Antiq., ix., p. 191.

"Candeshvava, minister of the King of Mithila (Western Bengal), Harasimhadeva, who ordered the edition of the seven treatises entitled Ratnakaras about A. D. 1314, tells us himself in the opening of his Vivadaratnakara (Biblioth. Ind. Edit., p. 1) that he offered a tulapurusha to the brâhmans.

"The rite still flourishes, and we have several contemporary examples of it, as well in Bengal as in the extreme south of the peninsula. Carried out with substances less valuable than gold, it is within the reach of the common people. Thus at a temple dedicated to Renuka Amma, at Caudragutti in Mysore, to which pilgrimages are made from long distances, it is obligatory for the pilgrims to make an offering of their weight in coins, fruit, grain, or other objects of small value.—Ind. Antiq., xi., p. 122."

(Fortsetzung folgt.)

Volks glauben.

I. Das schlafende Heer im Schüberg.

(Stormarnsche Sage.)

Im südlichen Teile Stormarns, ungefähr drei Meilen nordöstlich von Hamburg, erhebt sich im adeligen Gute Hoisbüttel, ein Viertelstündchen von dem gleichnamigen Dorfe, die runde, schön bewaldete Skuppe des Schüberges. In der Tiefe dieses Berges weilet ein mächtiges schlafendes Heer. Vor grauen Jahren, nach einem langen Kriegeszuge, ist dasselbe zu mitternächtiger Stunde dort eingezogen, und der Schooß des Berges

¹¹⁾ Wife of brahman.

hat sich darauf geschlossen. Einst, vor etwa 70 Jahren, zog ein armer, müder Schmiedsgefelle in der Stunde der Abenddämmerung die Straße von Hamburg nach Lübeck. Außerhalb des Dorfes Hoisbüttel gefellte sich ein altmodisch gekleideter alter Mann zu ihm und fragte unsern Gefellen in sonderbarem Dialekt, ob er Pferde beschlagen können. Gewiß! — Ob er aber auch vielen Pferden schnell die Hufeisen nachsehen und die fehlenden und schadhafteu ergänzen könne, es verstände sich für einen guten Lohn. Auch das ging der Schmied unter. Und nun führte der sonderbare Mann ihn abseits vom Wege, unter einem Eichengebüsch tat sich eine Oeffnung auf, und unser Schmied sah eine fast unabhsehbare Höhle, in der wenige Lichte brannten, vor sich. Der ganze Raum war von Rossen gefüllt, und auf ihnen saßen schwer gepanzerte und gewappnete Ritter, alle in tiefem Schlaf versunken. Der Schmied wollte sein Erstaunen durch Worte kundgeben, aber der Alte, der offenbar als Stallmeister fungirte, gebot ihm Schweigen und nötigte ihn, aus Wert zu gehen. Als der Gefelle seine Arbeit getan, wurde er gefragt, welchen Lohn er begehre. Gebt mir nur die alten Hufeisen, so bin ich zufrieden! antwortete der Gefragte. Als er bei dem Auffammeln des letzten den Steigbügel eines Ritters berührte, fragte dieser, ob es jetzt Zeit wäre. Nein, sagte der Alte, schlafte nur ruhig weiter. Der Gefelle wurde wieder an die Straße geführt und als er beim Morgengrauen die Hufeisen besah, da waren sie von eitel Silber, er konnte sich um bei Lübeck eine Schmiede kaufen und blieb ein wohlhabender, ehrlicher Meister sein Leben lang. Alle Jahre mußte er aber auf drei Tage verreisen, um diese Arbeit zu verrichten. Er erzählte aber erst auf seinem Totenbette davon.

Der Müller von der Hoisbüttler Mühle kam auch hinter das Geheimniß des Berges. Er hatte zwei Schweine, die am Morgen ihren Stall verließen und erst am Abend heimkehrten. Sie fraßen bei ihrem Besitzer nicht und waren doch schneckenfett. Da spürte der Müller ihnen einmal nach und sah, daß sie in den Berg krochen. Beim Schlachten fand er ihren Bauch mit Hafer gefüllt. Derselbe war den vielen Pferden aus den Krippen gefallen. Der Müller wollte seinen Schweinen im nächsten Jahr den Weg zur Mästung zeigen, aber die Oeffnung des Berges war nicht zu finden.

Poppenbüttel.

L. Frahm.

Volksmedizin.

Krankheitsbeschwörungen bei russischen Bauern in der Bukowina.

Von Gregor Kupczanko in Wien.

(Fortsetzung.)

Und dieses „Alles“ besteht eben darin, dass der Kranke zu der Beschwörerin geführt oder dass sie zu dem Kranken geholt wird. Nachdem die Beschwörerin den Kranken besichtigt hat, lässt sie ihn entweder liegen, sitzen oder knien (letzteres häufig im Vorzimmer unter der Oeffnung, durch welche aus dem Zimmerofen der Rauch hinausströmt), dann nimmt sie ein Messer zur Hand, schneidet damit einen Kreis in die Erde und beginnt mit dem Messer zu beiden

Seiten des Kopfes u. z. immer von oben nach unten herumfahrend, die Krankheitsbeschwörungsformel zu rezitieren. Sie spricht sie entweder halblaut oder ganz still, dass es der Kranke gar nicht hört. Bevor sie aber mit der Formel beginnt, bekreuzt sie sich und ruft die Hilfe Gottes für den Kranken an. Nach der Absagung haucht sie den Kranken neunmal an und spukt dabei ebenso oft aus. Bei manchen Krankheiten wendet man anstatt des Messers die Scheere, den Besen, Schafwolle, glühende Kohlen und Wasser, Asche u. dgl. an. Alle Krankheitsbeschwörungsformeln wiederholt man bei jedem Kranken neunmal nach einander, wobei vor jeder Wiederholung die Worte: „Herr Gott hilf mir zum zweiten, zum dritten, zum vierten Mal“ u. s. w. gesprochen werden und nach der Beendigung der Formel der Kranke neun mal mit dem üblichen Auspuken angehaucht wird. Schon in Folge des einfachen Anhauchens oder des Berührens des Kopfes mit dem kalten Wasser verliert mancher Kranker seine Kopf- und überhaupt rheumatische Schmerzen.

Die einzelnen Krankheitsbeschwörungsformeln lauten folgendermassen:

1. **Na schschöwnje.**¹⁾

Maw schschownärj dëwjitj sse-niw, mäla schschownärjka dëwjitj donjök; sswätalesse, brätalesse, misstëlesse, ne pomisstëlesse, — rosijšchlësse, rosteklësse . . . Jak sse schschownaraewi ssenë rosijšchlë, rosteklë, — jich tut ne wedäte, jich tut ne sselechäte, — tak aby sse wit Böschchoho, chreschtschënoho, molëtwanoho (N. N.) schschöwnje rosijšchlë, rosteklë! Chü, chu, chu! Tjfu, tjfu, tjfu!

(Nun werden die Skropheln neun mal angehaucht, wobei jedesmal ausgespukt wird. Die Formel wird, wie bereits oben erwähnt, neun mal widerholt.)

2. **Na boljätšchku.**

Boljätšeka hnelä, boljätšchka puchkä, boljätšchka s rúschschj, boljätšchka s marëna, boljätšchka s lechëm tšhassòm, boljätšchka s histzëm, boljätšchka s roböte,

Gegen die Skropheln.

Der Skrophelmann hatte neun Söhne, die Skrophelfrau hatte neun Töchter. Sie warben um einander, verbrüdereten sich, zogen zusammen, fanden aber keinen Platz; sie gingen daher auseinander und verschwanden. Wie die Skrophel-söhne auseinander gingen und verschwanden, dass man sie hier nicht sieht und von ihnen nichts hört, so mögen von dem Gott gehörigen, getauften und geweihten N. N. (Name des oder der Kranken) die Skropheln spurlos verschwinden.“

Gegen rheumatische Schmerzen.

Der Schmerz ist faul, der Schmerz ist geschwollen, der Schmerz entsteht in Folge der Rose, der Schmerz entsteht in Folge der Verkühlung, der Schmerz entsteht in böser Stunde, der Schmerz entsteht in Folge des Rheumatismus, der Schmerz entsteht in Folge der

¹⁾ Sprich das schsch wie das französische j, z. B. im Worte journal, das s wie das deutsche s, z. B. im Worte lesen, das ss wie das deutsche ss, z. B. im Worte Gruss und das z wie das deutsche z, z. B. im Worte Zorn aus.

boljatschka s ochôte, boljatschka s ürökiw, boljatschka s lechòji wólji, boljatschka nasslana, boljatschka prësslana, boljatschka wítrowa, boljatschka poljowa! Tut jeji w hòlowü ne lupate, w ücha ne sstriljate, sübe ne lupate, krowjow ne ronjate, mista ne schukate, ale ité ssobi na scheròki bròde, na hlibòki wòde, — tam jeji pisskè peressepate. wòde smirgate, kaminje lupate, bròde rosscherjate, — jaki sa hlibòki, jaki sa scheròki — a tschëstoho, Bòschschoho, molëtwanajo, chreschtschënoho (N. N.) leschëte. Jak ho jeji matjir na sswit porodëla, abe ho (jeji) tak slitschëla Boschscheme moletwame, sswòjime premiwkame. Wit Bòha na wik a wit mène na ljik!

(Während der neunmaligen Wiederholung dieser Formel kniet der Kranke im Vorzimmer unter der Rauchöffnung, wobei die Beschwörerin mit dem Messer um seinen Kopf herumfährt, dann schneidet die Beschwörin mit dem Messer ein Kreuz in die Erde und wirft schliesslich das Messer weg.)

3. Bit güschi.

Maw guscharj dëwjit sseniw, mala guscharjka dëwjit donjòk; sswatalesse, bratalesse, misstëlesse, ne pomisstëlësse, rosijtschlësse, rosteklësse. Jak rostikajesse wissk na wohnè, tak abe i güschi rosteklësse, a ostawele o tschëstoho, chreschtschënoho (N. N.) Jak ho mate na sswit porodëla, abe ho tak

Arbeit, der Schmerz entsteht in Folge der Unterhaltung, der Schmerz entsteht in Folge des Verschleiens, der Schmerz entsteht in Folge der üblen Laune, der Schmerz wird zugefügt, der Schmerz wird zugeschickt, der Schmerz kommt vom Winde, der Schmerz entsteht im Felde. Hier hat er nicht den Kopf zu reissen, nicht in die Ohren zu stechen, nicht die Zähne zu reissen, nicht das Blut aufzuregen und sich keinen Platz zu suchen, sondern auf die breiten Furthen und die tiefen Gewässer zu gehen und dort den Sand hin und her zu schütten, das Wasser zu messen, die Steine zu brechen, die Furthen zu erweitern und zu messen, wie tief und wie breit sie sind, den reinen Gott gehörigen, mit Gebeten versehenen und getauften N. N. aber zu verlassen. Wie ihn die Mutter auf die Welt gebracht, so möge sie ihn kuriren mit Gottes Gebeten und mit ihren Beschwörungsformeln. Von Gott das Leben und von mir die Heilung“.

Gegen Halsanschwellungen und Kröpfe.

Der Kropfmann hatte neun Söhne, das Kropfweib neun Töchter. Sie warben um einander, verglichen sich, kamen zusammen, fanden aber keinen Platz beisammen. Sie gingen auseinander und verschwanden, wie das Wachs im Feuer verschwindet. So mögen auch die Halsanschwellungen (Kröpfe) verschwinden und den reinen, mit Gebeten versehenen N. N. verlassen. Wie ihn die Mutter auf die Welt gebracht hat, so möge sie

slitschèla Bòschscheme moletwame | ihn kuriren mit Gottes Gebeten und
sswòjime premiwkame. | mit ihren Beschwörungsformeln.“

(Fortsetzung folgt.)

Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen.

Gesammelt von J. Sembrzycki, Königsberg in Ostpr.

(Fortsetzung.)

41. Der ist eigen; wenn er nichts kriegt, will er nichts.

42. Deck wår di wat vertelle — von bunte Felle — De bunte Felle gönge schite — Du dô mottst enne dem Grompel afbite!

43. Eßt, liebe Gäst, und laßt euch schmecken wohl; eines aber thut mir leid: — Daß ihr so große Stücke schneid't.

44. Kämt ête, kämt ête, ju füle Bèstrate! Während man jetzt auf Gutshöfen zur Essenszeit die Arbeiter durch eine Glocke vom Felde ruft, diente dazu in früherer Zeit ein zwischen zwei Pfählen schwebend aufgehängtes Brett, das mit einem hölzernen Hammer im Takte — — — — — ange schlagen wurde; diesem Taktschlag nun sind obige Worte untergelegt.

45. Dat õß e ijere Merten! Ein Mann der trotz hohen Alters frisch und rüstig allen seinen Geschäften nachgeht.

46. Deß doch wat õnne graue Arwte, on wenn õt man e Speckschwart. Etwas ist immer besser als nichts.

47. Fer schlecht Fahre, lèwer stolz to Fõt gegange! cf. Frischbier I, 334.

48. Fål on domm, kömmt om; fål on klòk, nährt õk!

49. Nun ist die B-ß gefingert Frischbier II, 829, hat irrtümlich „Forz“. Bedeutung: Nun ist die Sache, die ein anderer nicht zu bewerkstelligen verstand, ausgeführt.

50. De junge Frü, de õle Pechsche! Zur Bezeichnung eines Franzimmers, das sich noch in vorgerückten Jahren verheirathet. cf. Frischbier I, 945; II, 785.

51. Vor lauter Freud' on Fröhlichkeit, da weet hē går nich', wat hē deicht.

52. Frèt, dat e Kèrl warscht! Aufmunterung zum Zulangen, besonders an junge Personen gerichtet.

53. E Fort von Brot, dat schwaddert nich Sagt der, der sich in Folge zu vielen Essens von grobem Brot durch Detonationen bemerklich macht.

54. Schad', dat di din Modder gebore hefft! Se hadd' jullt e Ei legge, da kunn se dem Väder e Pannkòk mâte! Zu einem ungerathenen, zu nichts tauglichen Menschen.

55. Deck gèw di bree Droppeß üt de Wåsep—nz. Abschlägige Antwort.

56. Wie geht's? — Na, man lebt ja so die Zahrchens weg. — Na, man quält sich so.

57. Dat geiht dolter äw're Brost, wie Woll' wöckle!
Sagt man scheinbar zustimmend, wenn Jemand über die Beschwerlichkeit einer anerkannt leichten Arbeit klagt.

58. Geschenk is man geborgtes Gut. Weil man dem Geber beim nächsten Anlasse ebenfalls ein Präsent von dem Werthe des seinigen machen muß, — so will's die Sitte.

59. Wo ich mein Geld verkauf', kann ich auch jauchzen!
Wenn ein Krugwirth seine Gäste um etwas mehr Ruhe bittet.

60. Dē hefft e Geföcht! Wenn se önnē Memel tickt, kre-
père glit alle Fösch! Memel: ein Fluß.

61. Dat öß so vom lewe Gott, dat öner op em ann're mott.

62. Gau—au—au—e E—hsen! Ma saßt ein Kind beim Kinne,
und dies auf und ab bewegend, fordert man das Kind auf, zu sagen:
Graue Erbsen! — Daraus wird dann bei dieser Manipulation das Obige.

63. Na du, kām mi man nich so groff! Antwort: Wat seggst',
groff? Groff öß, möt e Foltkett' dem Marsch tögenөгt! (zu-
genäht)

64. Grund, wo öß din Woddem! Ausruf des ärgerlichen oder
ironischen Erstaunens. cf. Frischbier I, 1385.

65. Na si so göd, wie e öle Höt! Wenn sich Jemand zu etwas
nicht recht bequemen will.

66. Na, denn is' man gut! (Insterburg.) Ironisch, wenn Je-
mand eine unzureichende Entschuldigung vorbringt.

67. Häst, Kater, e Bläß. Da hast du nun den Dank; der Mohr
kann gehen; du bist abgepeißt

68. Häl' de Näs! — Wenn öck mine häl', föllt dine öm
Dreck! „Häl' de Näs!“ heißt so viel, wie: schweig still! Darauf erfolgt
obige Antwort.

69. Dat öß e richt'ger Hans uömm alles. Ein habgieriger
Mensch, ein „Rachuller“.

70. Lēwet Gottke, junget Haaste! Ausdruck der mitleidigen
Verwunderung über ein sehr kleines junges Wesen, z. B. ein kleines Kind.

71. Dat kömmt möt Hüpe! Nun kommt's aber ordentlich!

72. Dat heet: „höre Se!“ „Du“ derst darop nich segge!
Ausdruck der staunenden Bewunderung, ähnlich wie: Alle Achtung!

73. Wie hēt din Wiv? Antp ön't Liw! Kinderjcherz. Der
Antwortende kneift den Frager.

(Fortsetzung folgt.)

Trinkgefäße in Bosnien und im Herzögischen.

Während in der civilisirten Welt nicht nur den Speisen und Ge-
tränken, sondern auch den Gefäßen, in welchen sie zubereitet und auf-
bewahrt werden, begreiflicherweise die peinlichste Aufmerksamkeit in Bezug
auf Reinhaltung zugewendet wird, bestehen in den occupirten Provinzen
in dieser Hinsicht unendlich viel Calamitäten mit einer Unmasse äußerst
schädlicher Uebelstände im Gefolge. Eine ganze Menge landläufiger Krank-
heiten könnte der Bevölkerung erspart bleiben, wenn sie darauf hinge-

leitet würde, besonders für Reinhaltung der Geschirre zu sorgen, in denen das zum Leben so notwendige Trinkwasser aufbewahrt wird.

Das landesübliche Gefäß für Aufbewahrung des Trinkwassers ist ein schmales, lauges, hölzernes mit Reifen beschlagenes Faß, welches nur oben an der Decke eine kleine, kann für einen Finger passirbare Oeffnung besitzt. Durch die Oeffnung wird das Wasser mühsam hineingebracht und längere Zeit stehen gelassen. Das Faß wird nur an der Außenseite von Zeit zu Zeit gewaschen, das Innere bleibt aber immer schmutzig und es häufen sich darin pflanzliche und tierische krankheitserrregende Mikroorganismen an. Es ist aber auch die Reinigung der Fässer im Innern nicht möglich, da sie mit Ausnahme der oben erwähnten kleinen Oeffnung an der Decke hermetisch abgeschlossen sind.

Aus dem Fasse wird das Wasser in den „Ibrit“, ein krugartiges Gefäß, oben mit einer schmalen Oeffnung und an der Seite mit einer engen Abzugsröhre versehen, geschüttet. Der Ibrit ist von Blech, Kupfer oder Thon angefertigt. Dieser Ibrit kann ebenfalls im Innern nicht gereinigt werden, weil die obere Oeffnung zu klein und für die Hand nicht passirbar ist. Wenn man einen solchen Ibrit von Thon zer schlägt, so findet man an den Wänden und am Boden eine Schichte von Schmutz, in welchem der Gesundheit feindliche Organismen haufen. Aus diesem Ibrit trinkt man das Wasser, denn Flaschen und Gläser sind große Luxus-Gegenstände. Das Gefäß cirkulirt von Mund zu Mund. Die Sinne sind beim Trinken aus diesem Gefäße nur in sehr beschränktem Maße theilhaft. Man zieht nichts, man riecht nichts, man hört nur das Plätschern des Wassers und wenn es bereits durch Geschmacks-Nerven wahrgenommen werden kann, ist es schon zu spät. In dem Falle hat das Wasser schon alle nur erdenklichen gesundheitswidrigen Eigenschaften in hohem Maße. Wohl macht sich der gewöhnliche Bosnjak wenig daraus, er trinkt auch solches Wasser, aber die Wirkung desselben äußert sich auch auf die stahlharten Naturen unserer Landbevölkerung. Doch damit ist es noch lange nicht abgethan. Da der Ibrit von Mund zu Mund kreist, so kann es auch geschehen, daß das Secret irgend eines syphilitischen Lippen- oder Mund-Geschwürs am Rande des Mundstückes des Ibrit haften geblieben ist. Hat nun der nachfolgende Trinker irgend eine Abschürfung der Lippen- oder Mund-Schleimhaut oder rißt er sich zufällig während des Trinkens mit dem Ibrit selbst die Schleimhaut auf, was sehr leicht geschehen kann, da das Mundstück des Ibrit oft scharfe Ränder oder Vorsprünge hat, so kann sich der ahnungslos Trinkende die Syphilis einimpfen. Unter den vielen Ursachen der Verbreitung der Syphilis in Bosnien concurrirt die angegebene in nicht zu unterschätzender Weise. Den Uebelständen könnte durch eine rationelle Umgestaltung der Gefäße gesteuert werden

Visoko.

Districts-Arzt Dr. Pordes.

Geheime Sprachweisen.

Eine Enquête von J. S. Krauß.

11. Ei-Sprache. Professor K. Groth teilt im *Fussrind* I, S. 19 von 1876 folgende geheime Schulsprache mit: ikei ankei idei iknei verstanstei (Ich kann di ni verstan). Ich hörte denselben Satz in Dith-

marschen auch so: ikei andei idei iknei erfei anstei. Ein anderes Beispiel aus Dithmarschen: uldwei udei idmei = Wullt du mit? Aja = ja, anei = nā, asmei udei adei = Wags du dat? Der Ton liegt stets auf ei. Eine ähnliche Geheimsprache hatten in den 60er Jahren Kinder und junge Leute auf der Kolonie Christiansholm in südl. Schleswig. Ich erinnere mich nur noch udnei = du und idnei = die. Die Ei-Sprache dürfte in Schleswig-Holstein weit verbreitet sein. In Dithmarschen nennt man sie wohl dänisch sprechen.

Christiania.

H. Volksmann.

12. Di najche Sproach. Eines Tages lernten wir in der Mädchenschule von einer Mitschülerin „di najche Sproach“: Gudlefuden morlaforgen wüllafünsch idlafich Ihlafinnen (Guten Morgen wünsche ich Ihnen). Der Accent immer auf der 1. Silbe.

Ellbogen bei Karlsbad.

Marie Gruf.

13. Erbsen-Sprache. Mir aus der Schulzeit an der Mariahilfer Schule bekannt, z. B.: jungesen gewohntesen, altesen, getanesen. Dabei verschluckt man die Silben bis zur Unverständlichkeit.

Wien.

Jeanette Klein.

14. Erbsen-Sprache. Moloporgelepenstulupundelepe halapat Golopold ilipim Wulupundelepe (Morgenstunde hat usw.). Der Ton auf der letzten Silbe.

Gumpendorf-Wien.

Sidonie A.

15. M-Sprache. Wie die „P-Sprache“, Nr. 5 in Heft I, S. 23. Statt des p wird ein m eingesetzt. Bei den Bauernkindern gewöhnlich.

Purkersdorf bei Wien.

Theodor Sch.

16. Poslovica. „Eine Art Sillabirsprache, deren die Bauern zweierlei, die große und die kleine haben (Kotwälsch), linguae fictae genus. fictae ex lingua patria, interpolatis singulis syllabis, z. B. große poslovica: dobrodonašenenslovisi vedovodobrede. d. h. donesi vode (bring Wasser), kleine p.: dijodonijenesisi vijovodijede“. Aus Serbien, wohl aus dem Dorfe Tršić.

Karabzić im Srpski rječnik, Wien 1852, S. 549, a.

17. Kozarski. Die letzte Silbe wird abgerissen und dem Rumpfe vorangestellt, diesem Resultate stets ein u vor und ein unje nachgesetzt; der Ton auf der vorletzten, z. B.: ulisigraunje useunje ugresiunje ukosvaunje ukejaunje (sigrali se sigre svakojake = sie spielten allerlei Spiele). In Počitelj im Herzögischen hörte ich so erwachsene Mohammedaner, in Pozeza in Slavonien Tuchschergejellen reden. Letztere nannten die „Sprache“ ciganski (zigeunerisch).

Krauß im Smailagić Meho S. 151 f.

18. Kozarski. Einfache Silbenumstellung, z. B.: Lisi grase gresi kosva keja. Im oberen bosnischen Gebirgslande Vgl. Krauß a. a. D.

Kleine Mittheilungen.

1. **Wahlbruderschaft.** Ueber die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Wahlbruderschaft und die Art, wie eine geschlossen wird und die Rechtsverhältnisse unter Wahlbrüdern bringt mein Buch „Sitte und Brauch der Südslaven“, Wien 1885, S. 619–643, reiche

Ausschlüffe. Das war einer der üpplichsten sittlichen Rechtsbräuche im Velle. Er war es einmal, denn in neuester Zeit zerfällt er zusehends infolge der von gewissen politischen und unpolitischen Agitatoren geschürten nationalen und religiösen Heterieen. Selbst Mordtaten kommen unter Wahlbrüdern vor. Im Jahre 1882 er mordete der Schenkwirt von Malovan bei Kupres, ein Altgläubiger, seinen Wahlbruder und dessen Sohn, beide Mohammedaner, und raubte ihnen zehn Dukaten. Der Mörder wurde gehängt. Zehn Jahre früher hätte ihn das Volk selber gelyncht. Jüngst, am 23. Juni d. J. fand in Sarajevo vor dem Kreisgerichte die Schlussverhandlung gegen den Altgläubigen Gijoko Stavnjak aus Jezelo statt, der gleichfalls seinen Wahlbruder, den Mohammedaner Ferhad Osmanović ermordet hatte. Stavnjak wurde wegen des Mordmordes zum Tode durch den Strang verurteilt. Es mag hier ein Passus aus der Verhandlung wiederholt werden: „Trotzdem der Mord am Wahlbruder keinen Zeugen hatte, bezeichnet die Stimme des Volkes Gijoko einhellig als Mörder, ja sie beschuldigt ihn auch noch weiterer, bisher unaufgeklärter Morde u. z. an Jakob Stojanović und an Milica Gajić. Erschütternd war die schlichte Darstellung eines Zeugen, wie so der Verdacht, Stojanović ermordet zu haben, auf Gijoko fiel. „Die Leiche wurde aufgefunden — es war noch vor der Occupation“ — erzählte der Zeuge, „damals gab es für uns noch keine Gerechtigkeit, und wir begruben Stojanović. Als der frische Grabhügel sich über dem Ermordeten wölbte, veranstalteten wir eine „Dova“, wir beteten am Grabe für des Toten Seelenheil. Dann trat der Älteste unter uns vor, hob seine Hand gen Himmel und sprach: „Möge Gott, der Alles sieht, es fügen, daß der Mörder dieses Unschuldigen ebenso ende, wie sein Opfer!“ Und Alle heben die Hände empor und riefen „Amin! Amin!“ Es werde wahr! Nur Gijoko Stavnjak schwieg und ließ seine Hand sinken. Seit damals gilt er für den Mörder.“ Des Angeklagten Blick irrte nach diesen bewegten Worten unstät am Boden umher, als regte sich sein verstocktes Gewissen für einen Augenblick.

Ein zweiter Zeuge erzählte, wie das „pobratimstvo“ (Wahlbrüderschaft) entsteht. „Es träumt Einem von einer großen Gefahr, in der man sich befindet. Entweder sind es Räuber, oder Feuer, Schlangen, wilde Tiere, mit denen man im Traume kämpft. Da, im Augenblicke der höchsten Not, wenn der Räuber mit dem scharfen Handzlar zum letzten Stiebe ausholt, oder wenn die Schlange den Nacken öffnet, um die Todeswunde zu versetzen, erscheint der Retter im Traume. Am andern Tage wird der Erlöser aus der Not dann aufgesucht, man erzählt ihm den Traum der letzten Nacht und fordert ihn auf, das „pobratimstvo“ abzuschließen. Die Religion ist dabei kein Hinderniß und eine derartige Aufforderung erfolgt ja über besondere göttliche Zünung, wird also niemals zurückgewiesen. Der „pobratim“ gilt mehr als der leibliche Bruder. In dieser Weise schloß Gijoko auch mit Ferhad den Freundschaftsbund, und doch hat er ihn ermordet!“ J. S. M.

2. **Donai=Taranus.** In der Revue Archeologique, 13. XV. März-April 1890, Paris, G. Verour, bespricht Gaido; „Le dieux gaulois au maillet sur les autels a quatre faces“ mit Hinblick auf „Les autels de Stuttgart“ und meint zum Schluß, diese Auffstellungen verdienen die Beachtung deutscher Archäologen, weil jene mehr als man glauben mag, die nationale Mythologie betreffen: „car ce dieu (mit dem Hammar) est Taranus (peut-être mieux Taranus), et Taranus est Thor, c'est-à-dire Donar.“ M

3. **Kinderspiel** (aus dem Fergergebirge). Die Kinder bilden einen Kreis, in der Mitte steht ein Mädchen, man singt:

Blauer, blauer Fingerhut,
Steht der Jungfer ger so gut,

Jungfer, die soll tanzen
 In dem grünen Kranze.
 Schäflein, Schäflein, knie dich.
 (Das Mädchen kniet nieder)
 Knie dich zu Füßen;
 Welche wird die Schönste sein,
 Diese sollst du küssen.

Das Mädchen springt auf und küßt eines im Kreise, das nun ihre Stelle einnimmt
 Wien. R. Höfler.

4. **Mélusine**, herausg. v. S. Gaiboz. V. Nr. 4. Bemerkenswert der Ausspruch G. Paris' (S. 78): „il faudrait bien s'entendre sur le sens de ce mot: populaire, et ne pas croire que nos ehansons sont des oeuvres impersonnelles, ni qu'elles appartiennent aux basses classes proprement dites et aux paysans: Ceux-ci les ont conserées et non créées.“ Wir begegneten schon einmal diesem Gedanken in der Mélusine. Als bedingungslose Behauptung hält er keine nähere Prüfung aus; denn auch die alleruntersten Klassen des Volkes sind dichterisch begabt. Bei den Südslaven entstehen z. B. alltäglich beim Reigentanze neue Lieder. Der Vorsänger gibt den Zettel, die Uebrigen den Einschlag, und alle feilen und bessern nach Kräften nach, bis ein Tagesereignis in Liedform gebracht wird. Kechnlich ist der Ursprung unserer Schnadahüpferl. Die epische Poesie setzt freilich eine höhere Begabung des Dichters voraus, und doch ist sogar letztere dort nicht unerlässlich, wo es dem Dichter möglich ist, aus einem reichen, vorhandenen epischen Formen- und Phrasenschatz Anleihen zu machen. Vollends bei illiteraten Völkern sind Kunstdichtungen äußerst selten Vorbilder des Volksliedes. K.

Vom Büchertische.

8. **Wiedemann, Dr. A.**: Die Religion der alten Ägypter. (Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte III B.) Münster i. W. W. Aschendorff 1890. S 176 gr. 8°. Wiedemann ist ein nüchternen Forscher, der durch seine zerkleinernde, nach dem Grund der Dinge spärende Kritik uns längst lieb gewonnene Bücher und Träumereien über die Religion der Ägypter unerbittlich als wertlos hinstellt. Dieser Verlust macht uns aber an Einsicht und sicherem Wissen reicher und erfahrener. Die Einleitung gibt eine Uebersicht über die Culte in den Nomen, daran schließen sich in zehn Capiteln Auseinandersetzungen an über Sonnenreligion, Sonnensagen, die Sonnensahrt in der Unterwelt, die wichtigsten Göttergestalten, ausländisches Verehrungswesen, Tierverehrung, Osiris und sein Kreis, die Osirianische Unsterblichkeitslehre, die Geheimwissenschaften und die Amulette. Auf S 63 finden wir Wiedemanns kritisches Bekenntniß: „Nie darf man vergessen, daß erst ein kleiner Teil des aus dem alten Ägypten erhaltenen Materials vorliegt, vieles deckt noch die Erde, vieles ruht noch unerforscht in den verschiedenen Sammlungen; besonders für die Herausgabe religiöser Texte ist äußerst wenig geschehen. Erst wenn solche in größerer Zahl in zuverlässigen Durcharbeitungen vorliegen, erst dann wird sich vielleicht über den tiefen Kern und den Ausgangspunkt des bunten Gewirres, das man jetzt als ägyptische Religion bezeichnet, etwas beweisen lassen, bis dahin muß alles Vermutung bleiben.“ Was uns Wiedemann als sichere Ermittlungen darbietet, ist ein Schatz an schönem geistigen Besitz, den sich der Volksforscher nur mit Nutzen aneignen wird. Die conservative Religion der Ägypter dürfte einmal in unserer Volkswissenschaft zu großen Ehren gelangen. Wiedemanns Buch will gelesen und überdacht werden. K.

9. **Bolte, J.:** Drei Königsberger Zwischenspiele aus dem Jahre 1644. (S.-M. a. Atp. Monatsch. 1890.) Anmutige Bilder aus dem deutschen Banernleben im 30jähr. Kriege. Der Dialog in Königsberger Mundart ist witzig und lieb, doch blieb uns so manches davon unverständlich ohne J. Sembrzycki's vorzügliche sprachliche Bemerkungen (S. 321—325), die uns auch sachliche Aufschlüsse darbieten. Die Zwischenspiele verdienen gute Beachtung.

10. **Wisla** (f. Am Urquell I, S. 143 f.) IV. Jhrg. II. B. bringt an der Spitze in Abbildung zwei Kleiderfingerringe der Góralen. Ganz gleiche Formen findet man auch bei den Südslaven. Die obere Spange ist schon darum merkwürdig, weil sie ein ständiges Ornamentmotiv altbosnischer Gräberzierraten aufweist. Der wichtigste Artikel des Bandes steht gegen das Ende: Systematik des polnischen Volksliedes von Karłowicz. An der Hand von 89 Varianten des Liedes von der Tötung Kasia's durch ihren Geliebten Jasio führt R. den Nachweis vom deutschen Ursprung des Themas. — Lubor Niederle bespricht den Stand der Anthropologie (aus dem dach.), A. Lazega liefert eine Art Statistik über das Bösnische, A. P. gibt eine merkwürdige Nachricht über die Beackerung des Wassers in Pestzeiten, Eiszewski eine Sage von der Belagerung der Burg Djcowski in der Schwedenzeit, Ulanowska spricht über Volksstymologie in Stammesnamen und erzählt einen Studentenstreich, A. T. behandelt „das alte Weib in Sage und Glauben“. In den Enquêtes treffen wir meist beste Gewährsmänner an: Sembrzycki, Czarkowski, Lubicz, Wasilewski u. A. Es handelt sich um Volksmedizin, Votruse für das Haus- und Nutzvieh, Erzeugung des Feuers durch Reibung, Ochsen- und Kuhnamen, bemalte Eier und Volksbildung. Kopernicki widmet dem Andenken unseres Altmeisters Kolberg einen Nachruf. Die Besprechungen sind, wie immer, auch diesmal gebiegen und produktiv.

11. **Lang, Andrew:** Etudes traditionnistes. (VI. Heft der Coll. intern. de la Trad.) Paris 1890. J. Maisonneuve, XIX u. 106. Die Einleitung ist eine Art von „Waschzettel“, wie solche von manchen Buchhändlern versendet werden. Lang hat vorsichtshalber schon früher durch grundlegende Forschungen ausreichend für seinen Namen geforgt, so daß ihn der Waschzettel nicht ganz umbringt, zumal im III. Hefte einem Red. noch überschwänglichere Lobhudeleien zu Teil werden. Das Büchlein enthält sieben volkswissenschaftliche Plaubereien Langs, die zuerst in der Saturday Review erschienen waren, u. z.: Primitive Boycottage (wir sagen „Achtung“); die Königsnacht in Ueberlieferung und Geschichte; eine vernachlässigte Seite der griech. Religion (Lang meint das Menschenopfer. Der Vorwurf, dieses Thema vernachlässigt zu haben, trifft nicht die deutschen Gelehrten); Eigenheiten der Vorschriften Wisnu's; Märchen bei Homer; Mückkehr Verstorbener in den Predigten des Mittelalters; Zur Volkskunde Schottlands. Es ist ein bescheidenes Lob, wenn wir sagen, Lang's Büchlein sei das beste der ganzen Sammlung, das Wertchen ist feiner selbst wegen leisenwert. R.

12. Einläufe: Frischbier, S. Ostpreussische Sagen (S.-M. a. Atp. M. 1890); Zum 24. Juni 1890 begrüßen Reinhold Köhler vier Grazer Freunde (G. Meyer, A. E. Schönbach, J. Grimm, S. Schuchhardt, H. Seuffert); Mallery, G Customs of Courtesy, Wash. 1890; Guéhoff J. E.: Les associations agricoles et ouvrières en Bulgarie, Paris 1890.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII, Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Druck von H. Timm in Lunden. Commissionsverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatsschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

AM UR-QUELL.

MONATSSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.“

III. Hft. II. B.

Bezugspreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.

1891.

Zur Norwegischen Sagenforschung.

Von H. Handelsmann in Kiel.

(Schluß.)

Ich muß nun vor allen Dingen bemerken, daß, so lehrreich die Heranziehung der Liafburgh-Legende ist, doch weder Krauffmann noch Müllenhoff m. E. einen ausreichenden Beweis geführt haben, daß es sich um eine Episode aus Odins frühesten Jugend handelt. Die Aussetzung eines neugeborenen Götterkinde unter einem Baum im Walde würde doch nur sehr uneigentlich zu dem Galgenzauber passen. Auch den Beweis aus den Worten der vierten Strophe, welchen schon Bugge sich nicht ganz entziehen konnte, lasse ich nicht gelten; der nordische Dichter wollte damit vielleicht nicht mehr und nicht weniger sagen, als wenn es heutzutage in Poesie und Prosa heißt, daß jemand „sich (wie) neugeboren fühle.“

Andererseits stimme ich Herrn Krauffmann vollkommen bei, daß von einem neuen Leben, resp. vorherigen Tode Odins keine Rede sein kann. Die ganze Episode besagt m. E. nichts anderes, als daß nach neun qualvollen (Tagen und) Nächten Odin mittelst Runen [neun Hauptliedern] sich vom Galgen herabhalf, und daß [nach Genuß des Stalden-meths] Odin an Kraft und Weisheit zunahm.

Ich brauche nicht erst auszuführen, wie die „Selbstopferung“ Odins in einer ganzen Reihe von Punkten mit dem Opfertode Christi übereinstimmt. Die neun Tage und Nächte, welche sich noch in dem Sættlän-dischen Liede wiederholen, sind nur ein Beispiel und Beweis von der ungeheuerlichen Ausmalung des ursprünglichen Stoffes; weiter nichts! und die beliebte Neunzahl kommt in Strophe 3 nochmals vor. Eher möchte ich den Unterschied hervorheben, daß Christus am Kreuze starb, nachdem er spöttischer Weise aufgefordert worden war, vom Kreuze herabzusteigen,¹⁾

¹⁾ Matthäus 27, 40 und Marcus 15, 30.

daß dagegen Odin mit Hilfe des Runenzaubers lebendig vom Galgen herabstieg zu einem noch glorreicheren Lebenslauf.

Das ist eine bewußte selbstständige Umdichtung, welche dem Sinne des Nordländers besser entsprach, als die kirchliche Ueberlieferung von der Höllenfahrt und Auferstehung. Ich will nur erinnern an den von Fredegar überlieferten Wunsch des Königs Chlodovech, als der Bischof ihm die Leidensgeschichte Jesu erzählte: „Wäre ich doch mit meinen Franken dabei gewesen!“ Der neue Christ hatte auch keine kirchlichen, sondern sehr weltliche Gedanken.

V. Die Aehnlichkeit des milden Gottes Valder mit Christus liegt allerdings nahe; aber einen Zusammenhang des Valder-Mythus mit der Kreuzigung kann ich nicht annehmen. Die Hauptstelle bleibt ja doch die Erzählung der jüngeren Edda, wie die Aßen um Valder herum stehen; einige schießen nach ihm, andere schlagen nach ihm, und wieder andere werfen mit Steinen nach ihm.

Ich möchte dabei lieber an anderes christliches Bildwerk denken, wie es an Kirchenportalen und sonst gewöhnlich ist: der Herr wehrlos und segnend, die Apostel und Heiligen mit ihren Attributen und zwar meist mit den Werkzeugen ihrer eigenen Hinrichtung. Es ist kein Wunder, wenn eben dieser letzte Gesichtspunkt den heidnischen Normannen unverständlich blieb; sie sahen nur den einen Wehrlosen und die vielen so oder so Bewaffneten; und wenn ihre Phantasie aus der Gruppe ein dramatisches Bild gestaltete, so konnte es leicht so ausfallen wie jenes Spiel der Aßen: alles wäre gut gegangen, denn alle meinten es nicht böse, wäre nicht der eine Verräter und Mörder hinzugekommen.

Im Uebrigen will ich gerne zugeben, daß der Valder-Mythus unverhältnißmäßig viel fremde Motive in sich aufgenommen hat.²⁾

VI. Herr Bugge hat Valder aus dem zweiten Merseburger Zauberspruch und damit aus dem eigentlich deutschen Götterhimmel³⁾ ausgewiesen; aber es war ein unglücklicher Gedanke, dafür den Apostel Paulus an die Stelle zu setzen.

Herr Rauffmann hat dem entschieden widersprochen und erklärt seinerseits Phol = Vol als die sonst wenig bekannte Göttin Fulla, welcher die Gattin Valders aus der Unterwelt gleichmäßig wie der Frigg Geschenke sandte. Ich habe dabei nur das Bedenken, ob diese Göttin, selbst wenn sie auch eine andere Gestaltung der Götterkönigin wäre, dem höchsten Gott voranzutreten sollte!

²⁾ Petr. Ballerune (Walderrune) möchte ich auf die (in meinen „Volk- und Kinderpielen aus Schleswig-Holstein“, S. 46 angeführte) „De nomine et festo Juel Septentrionalium . . . dissertatio Ottonis Sperlingii“ S. 61—64 hinweisen. Wie dies Weihnachtsspiel, sagt er, hätten auch andere: Jul-Boek und Blindetuh ihre eigenen Runen, d. h. also Spielreime, gehabt! (Bugge S. 196—200, 576.)

³⁾ A. a. O. S. 309; vgl. Henry Petersen in den Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1890, S. 218. Der Ortsname Valdersbründe auf Seeland, welchen schon der dänische Geschichtschreiber Sævo mit dem Götternamen in Zusammenhang bringen wollte, wird noch in einer Urkunde vom Jahre 1321 Baldorpsbrunnæ geschrieben.

Die neue Uebersetzung lautet also nach Bugge und Kauffmann:

Bol und Wodan
Führen zu Holze;
Da ward dem Fohlen des Herrn (d. h. Wodans)
Sein Fuß verrenkt.

Da besprach ihn Einhtgant,
Der Sunn ihre Schwester;
Da besprach ihn Fria,
Der Bol ihre Schwester u. s. w.

Zu dem Gedanken Bugge's, daß das Götterpaar auf Einem Pferde reite, weiß ich nur eine „Sympathie“ anzuführen, nämlich daß der Leidende, wenn zwei Reiter (Brüder) auf Einem Pferd vorüberkommen, sie anruft, seine Warzen mitzunehmen.⁴⁾

Man könnte allenfalls auch an einen Götterwagen denken

VII. Was endlich die Yggdrasil's-Esche anbetrifft, so hat schon Herr Bugge selbst den Einfluß der bildlichen Darstellungen auf den Northumbriſchen Steinkreuzen (S. 463—492)⁵⁾ und der altchristlichen Darstellung des Paradiesbaumes mit der Schlange (S. 452—480) bei der Ausgestaltung dieses Mythos constatirt.

Magyarischer Liebeszauber.

(Aus dem Kalotaszeger Bezirk.)

Von Dr. Heinrich v. Wislodi.

Kalotaszeg heißt der nordwestliche Winkel Siebenbürgens, wo das Landstädtchen Bánffy-Hunyad und der Badeort Zegenye liegt. Die dortige ungarische Bevölkerung ist von jeher durch ihre schmucke Frauentracht berühmt gewesen; die Handstickereien der Kalotaszeger Bäuerinnen haben selbst im Auslande gerechtes Aufsehen erregt. Für den Volksforscher ist diese Gegend auch dadurch von Wichtigkeit, weil man hier noch viel Volksglauben antrifft, der anderswo unter der magyarischen Bevölkerung des Landes längst nicht mehr gang und gäbe ist.

Auch hier im Kalotaszeger Bezirk, wie überall im Lande, gibt es alte Weiber, sogenannte „Macherinnen“ (megcsinaló nénikék), die im Besitze von zahlreichen Geheimmitteln sind, und an die sich die Dorfjugend in Liebesfachen um „Rat und Hilfe“ zu wenden pflegt. In den Ortschaften Petri und Magyar-Gorbó fängt man zwei Laubfrösche ein und sperrt sie in ein mit zahlreichen Bohrlöchern versehenes Gefäß. Dies gräbt man nun in einen Ameisenhaufen ein; nach neun Tagen nimmt man es heraus und findet darin nur die Knochen der von den Ameisen verzehrten Frösche. Will nun ein Bursche die Liebe einer Maid erwerben, so uestelt er das Rückgrat eines der Froschskelette heimlich an den Kittel der betreffenden Maid, den anderen Rückgratknochen gräbt er bei Neumond in den Grabhügel des zuletzt verstorbenen Verwandten der Maid ein.¹⁾ — Wenn eine Maid die Liebe eines Burschen sich erwerben will, so eignet sie sich einige

⁴⁾ Vgl. Urdsbrunnen, Bd. VI, S. 48; Thiele: „Den Danske Almues overtroiste Meninger“, Nr. 469.

⁵⁾ Die entgegenstehende Anschauung culminirt in der Abhandlung von George Stephens (Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord 1883 und 1884). Vgl. auch die schon älteren Aeußerungen von Sophus Müller in seiner „Tier-Ornamentik“ (Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1880, S. 201, 338 uff.)

¹⁾ Vgl. den gleichen Zauber bei Krauß in Sitte und Brauch der Südslaven, Wien, 1885, S. 176.

Haare von seinem Haupte an, und spricht — die Haare gegen den Neumond werfend, also:

Uj hold nézlek, nézlek,
Adj (Jóskának) szerelmét;
Hogy szeressen engemet,
El is vegyen, ha lehet!

Neumond, ich seh', ich seh' dich an,
Sib (dem Joseph) Liebe;
Damit er liebe mich,
Mich heirate, wenn es sein kann!

Sagt sie dies zur rechten Zeit, dann ist der „Erfolg sicher“. Es herrscht nämlich der Glaube, daß der Neumond zu einer gewissen Zeit im Wachstum auf einige Augenblicke stehen bleibt und wenn man ihn dann um Etwas anfleht, so muß er das gewähren, sonst wächst er nimmer.²⁾ — Zu Neumond stehlen die Maide auch Honig und Kuchen, kochen dieselben und mischen einen Teil davon in die Speisen des betreffenden Burschen. — Bei abnehmendem Mond sticht man eine spanische Fliege auf einen Schlehdornstrauch; bei Neumond nimmt man die vertrocknete Fliege herab, stößt sie zu Pulver und mischt ihn in den Schnaps für das Mädchen, deren Liebe man erwerben will. — Im Dorfe Kapuz sagt man von einer Maid, die einen Burschen „wahnsinnig“ liebt: „Man hat ihre Haare vergraben“ („Elásták a szöszét“). Man glaubt nämlich, wenn ein Bursche vom Haupte einer Maid Haare stiehlt und dieselben auf einem Kreuzweg vergräbt, so wird die Maid verliebt in den Burschen, sobald die vergrabenen Haare vermodern. — Ein weit verbreiteter Liebeszauber ist: Das erste Ei einer schwarzen Henne wird an beiden Enden behutsam geöffnet und sein Inhalt herausgeblasen; die Eierschale legt man auf den Herd, damit die innere Feuchtigkeit verdampfe; dann steckt man in die Eierschale Haare, Nägelschnitzel und womöglich auch einige Tropfen Blut von derjenigen, deren Gegenliebe man begehrt; hierauf vergräbt man die Eierschale in den Grabhügel eines ungetauften Kindes; findet sich nun nach drei Tagen in der Eierschale Feuchtigkeit vor, so wird man seinen Zweck erreichen

„Wetter machen.“⁽¹⁾

Eine Volksfötte in Dänemark von H. F. Feilberg.

Noch heutzutage findet sich in einigen Teilen Dänemarks eine ganz besondere Sitte, über welche ich bis jetzt anderswo nirgends Auskunft erhalten konnte. Vielleicht ist jemand unter den Fachmännern des Urquells in der Lage, mir den Faden zu geben, welcher diese wunderliche Sitte erklärt. Sie besteht, ob schon im Abnehmen, auf Djursland, Samsø, Sejerø, Nexelø, in der Gegend von Kallundborg. Die Frauen „machen Wetter“ im Februar, die Männer im März, alles in einer ganz bestimmten Ordnung, gewöhnlich nach den Zahlen der Matrifulsnummer (Steuerregister). Der Prediger „macht Wetter“ mit seiner Frau den 1, jedes in seinem Monat, darauf die übrigen Bewohner des Dorfs. Sofern die verheirateten Männer die Tage des Monats nicht ausfüllen können, fängt man mit den unverheirateten, den Knächten an, vielleicht macht der Hausknecht Wetter

²⁾ Ebenða, S. 168 doch ohne Formel. Vgl. bezüglich des Neumondzaubers S. 172—175.

¹⁾ Die Redaktion bittet die Leser des „Ur-Quells“ um weitere Mitteilungen über das Vorkommen und die Verbreitung dieser Sitte.

am Vor-, der Dienstmagd am Nachmittage; ebenso geht es mit dem Küchenmädchen und dem kleinen Mädchen.

Auf Sejerø ist der Ausdruck üblich, daß „Veikommender“ „hat Tag“. Der Februar wird „der verheirateten Frauen Monat“ genannt. Von den Frauen sagt man, daß sie wenn das Wetter schlecht ist, rasen; stürmt es, schelten sie ihre Dienstmägde; ist es ueblig, sind sie mürrisch; scheint die Sonne, lächeln sie; regnet es, weinen sie; schneit es, schütteln sie Hede.

Muß ein Bewohner von Samsø reisen, kann gesagt werden „hätten wir doch gutes Wetter!“ — „Wer wird das Wetter morgen machen?“ — „Die Frau des Jürgens Hansen!“ — „Dann haben wir nur schlechtes zu erwarten, sie ist meistens böse und giftig“ — Wird das Wetter einmal recht schön, wird diejenige, welche das schöne Wetter gemacht hat, gerühmt; mag jemand fragen: „Was kann die Frau des Peter Christian so froh gemacht haben!“ und die Nachbarnfrau kann sich es einfallen lassen, ihr Kaffee oder Wurst als Danksgagung für das gute Wetter hineinzubringen.

„Was kann doch dem Hans Lund heute zuwider sein, wie es doch stürmt!“ und der benachbarte Bauer nimmt einen Ziegelstein und einen Teller, verbirgt beides genau unter seinem Rocke und tritt durch die Thür. Er legt den Ziegelstein vorsichtig auf den Teller. „Vielleicht fehlt dir etwas, womit du deine Augen trocken kannst, sei so gut!“ sagt er. Es wird ein Spaß daraus, ihm wird ein Stuhl, ein Schnaps und ein Stück Butterbrot angeboten, alles als Lohn für seinen guten Willen. Tritt mal am Schlusse des Februar Thauschnee ein, heißt es, die Frau des Michel Hansen macht Wetter. „Ei,“ spricht ihre Nachbarnfrau, „reicht mir mal etwas Hede; sie soll doch wissen, daß wir es bemerkt haben, sonst wird sie kein Vergnügen von ihrer bösen Laune haben!“ Sie listet sich ganz vorsichtig längs dem Zaune hin, macht die Hede am Schlosse der Thür fest, kehrt zurück und steht auf der Wache. Die Tochter drüben macht kurz nachher die Thür auf, gewahrt lachend die Hede und läuft wieder hinein. Aus Nordby (Samsø) wird erzählt, daß die Nachbarn einenkehrbesen mit unreiner Hede außen an die Fenster des wettermachenden Mannes stellen, wenn er Sturm oder schlechtes Wetter erzeugte; war das Wetter dagegen gut, wurde der Besen mit roten Bändern geschmückt; bei Regen und Schnee könnte der Frau gesagt werden: „Heute wirst du wohl Hede schütteln!“ und zum Manne sagte man: „Es sje ut mir, du krämpelst Schweineborsten!“

„Wie verhält es sich mit euch Frauen in dieser Gegend,“ fragte ich mal eine Frau aus Gjerrild, nördlich von Grenaa, „macht Ihr nicht Wetter?“ — „Ja, freilich tun wir's,“ war die Antwort, „die Männer machen bei uns im Januar Wetter und wir Frauen im Februar. Ist das Wetter schön und mild, ziehen wir Nachbarfrauen unsere Sommertracht an, den Sonnenschirm nehmen wir mit, und indem wir die Wettermacherin besuchen, danken wir für das schöne Wetter, in Erwartung, daß sie uns freundlich empfangt und uns mit Kaffee und Kuchen bewirte. Ist das Wetter schlecht erscheinen wir winterlich angezogen, in Mäntel eingepackt. Vielleicht hat jemand unter uns ein Seil mitgenommen; wir schleppen dann die Wettermacherin mit Gewalt aus, binden sie am Brunnen oder an einem Pfahle fest, sie soll doch mal ihr eignes Wetter versuchen. Vergangenes Jahr, es war eben am 1. Februar, die Pfarrfrau machte

Wetter, überaus schlecht war es, Schneegestöber, daß man keine zehn Schritte weit sehen konnte. Das werde ich dir gedenken, dachte ich bei mir selber; wir hatten einen alten Schlitten, mit dem wir gelegentlich Wasser holten, das alte Pferd wurde angespannt, und ich fuhr zum Pfarrhause, erst ein paar mal außen vor ab und nieder, dann auf den Hofplatz hinein, mit der Peitsche klatschend, wie ich es nur vermochte. Gleich kamen die Leute heraus, und wollten sehen, was da wäre. Ich wollte natürlich die Predigerfrau sprechen, sie kam gleich, ich fuhr vor die Thür. „Was meinen Sie, Frau Pastorin, hätten Sie nicht Lust, Ihr eigenes Wetter mal zu versuchen?“ Sie lachte laut auf, und meinte, es wäre besser, daß ich ihren warmen Ofen und ihren Kaffee versuche; so geschah es, ich wurde königlich bewirtet und kehrte wieder nach Hause zurück.“

Es kann sich auch ereignen, daß die Nachbarn, wenn das Wetter schlecht ist, die Wettermacherin ins Hühnerhaus einschließen (Stallundborg) oder wohl gar in das Storchennest, wenigstens wird damit gedroht. Man muß sich durch eine kleine Schmauserei auslösen. Wer am 25. März Wetter macht, sagt man, muß den Storch holen.

Alle einzelnen Facta, die ich ermitteln konnte, sind hier angeführt. Nur mag bemerkt werden, daß es ein ganz gewöhnlicher Witz im ganzen Lande ist, wenn jemand weint oder traurig aussieht, ihm einen Ziegelstein anzubieten, damit er etwas habe, womit er seine Augen trocken möge. Der einzige litterarische Nachweis, den ich zu geben vermag, findet sich bei Kuhn, Westph. S. II. 91. 284. Der Februar heißt der „älte-Weimer-Mont.“ Es ist bemerkenswert, daß an verschiedenen Orten der Kreise Iserlohn, Altena und Hagen gesagt wird, die Frauen seien im Februar Wetterregentinnen. Dies gilt aber nur von den alten Hausstellen. „Heute“, heißt es z. B., „hat Frau A. das „Wetterregiment“, cfr. Wolf, Zeitschr. f. Myth. u. Sitten. I. 388.

Der Eid im Volksleben.

(Eine Enquête.¹⁾)

1. (Aus Ostpreußen.) Zur Bekräftigung der Wahrheit einer Aussage hört man im Volksmunde Ostpreußens folgende Redensarten:

Das könnte ich gleich auf der schwarzen Decke beschwören. (Preuß. Sprichw. I, 328.)

Das kann ich bei offenen Fenstern und Türen beschwören.

Das kann ich vor zehn geladenen Flinten (Gewehren) beschwören.

Die beiden ersten Redensarten beziehen sich auf die Einrichtung des früheren Schwurzimmers; bekanntlich war auch ein Fenster desselben während der Vereidigung geöffnet.

Wer es mit dem Eide wenig genau nimmt, läßt sich wohl zu der Redensart verleiten:

Wenn ich den Prozeß erst auf der dreizinkigen Gabel (den drei erhobenen Schwurfingern) habe, dann ist er auch gewonnen.

Damit der Meineid nicht strafbar vor Gott sei, muß man beim Schwur die linke offene Hand auf dem Rücken halten und die rechte Hand

¹⁾ Die Redaction ersucht höflichst die Leser des Urquells um weitere Beiträge für diese Rubrik.

mit dem Innern nach außen kehren. Andere streuen zu gleichem Zwecke feinen Sand auf den Kopf, damit sie unter der Erde schwören; noch andere ziehen das Hemde verkehrt an, oder ziehen einen Stiefel auf einen nackten Fuß, oder stecken ein abgekniptes (geschlossenes) Schloß, oder eine Seele aus einer Federpose in die Tasche und glauben dann, sich in jedem Fall gegen die Folgen des Meineides gesichert.

Königsberg i. Pr.

H. Frischbier.

Ransom by Weight.

By Professor Henry Gaidoz.

(Fortsetzung.)

A writer in the *Panjab Notes and Queries*, vol. ii. (1885), p. 132, says also:—

“Persons can be relieved of sickness or be granted a painless death by the performance of the ceremony known as *tuládán*, or weighing patients against silver coins, and the seven sorts of corn known as the *satanájá*. Poor persons may be weighed against coppers and coarse corn. After weighing, the coins and the corn are given to *Dakauts*,¹⁾ who also receive alms on Saturdays.”

“Sons, with a view to prolong their lives, are weighed at six months or a year against gold or silver.”

Many travellers have given similar descriptions, and people who will atone for their particular sins are weighed against different matters corresponding to their sins. People addicted to gluttony weigh themselves against honey, or sugar, or any other luxury, and give it away to the *bráhmans*, &c.²⁾

The practice which is so faithfully preserved in India to the present day was originally a war-custom. The prisoner redeemed himself with his own weight in the most precious material, gold or silver. As Grimm has pointed out,³⁾ this ransom is alluded to in *Homer*:—

Oud' ei ken s' auton chrysói erysasthai anôgôi

Dardanidés Priamos. — (*Iliad*, xxII., 351).

And Grimm has collected several passages of mediæval chronicles where prisoners or murderers are redeemed by their own weight in gold or in silver.

The following is a contemporary instance, and it reads like a story of live stock sold to a butcher at so much the pound, but it is certainly the survival of the idea of ransom by weight.

The question is of tinker gypsies in Italy, and the incident occurred at Bergamo in January or February, 1889; we quote from the *Journal of the Gipsy Lore Society* for April, 1889 (p. 298):—

“Yesterday the preliminaries of a strange contract appear to have been completed between the gypsies and a landlord there. The latter, who bears the soubriquet of *Pacio*, took temporarily into his service, during the gypsies' stay in

¹⁾ A tribe of mendicants of *bráhman* descent, practising astrology, fortune-telling, and the like. See H. H. Wilson's *Glossary of Judicial and Revenue Terms*, s. v.

²⁾ See for instance, *Pinto's Travels* (XVIIth century), quoted in *Liebrecht, Zur Volkskunde*, p. 505.

³⁾ *Jacob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer*, 2nd Edit., p. 673.

the Campo di Marte, one of their boys, with whom he was so much pleased that he asked the gypsies whether they would agree to leave him altogether with him. To this the gypsies did not show themselves altogether averse, but on the understanding that they should be recompensed, Pacio desired to learn the amount of such recompense. Five lire for every kilo the boy weighs, replied the gypsies. We do not know the lad's weight, but he is strongly built and stout, so that Pacio saw at a glance that the compensation was a little too serious. However he ventured to offer two lire for every kilo, and the bargain broke off."

Popular ballads allude, many a time, to the custom. In a Breton song a father tries to get the release of his son—

The old Le Glaouiar said
To the Sheriff this day:
Put my son in the scale,
And I'll give you his weight of goods.⁴⁾

In a Sicilian song, the fair Scibilia has been carried off by sea-robbers; her husband cries in vain: "I will give you gold—as much as she can weigh."⁵⁾

Deceased bodies of men of rank were often bought back in the same way; and we see from Liebrecht that when St. Adelbert, the first Apostle of the Prussians, had been assassinated by these ferocious heathens in the year 997, Duke Boleslav, of Poland, redeemed his body by the same weight of gold.

From the idea of redeeming one's self out of the hands of an enemy, when a prisoner, arises quite naturally the notion of redeeming one's self from a sickness by a ransom paid to a supernatural power whose protection is considered to be efficacious. In former times, Christians have done as Hindoos go on doing. When Chararicus, King of the Sueves, whose son was ill, heard of the wonders at the tomb of St. Martin of Tours, he had his son weighed against gold and silver, and sent the precious weight to the sanctuary of Tours.⁶⁾

But such an offering was expensive, and a contrivance was found to fulfil the requirements of the ceremony at a small expense. To a certain quantity of gold or of silver, or of coins, any quantity of worthless matters, such as stones, &c., was probably added to complete the weight.

In this way the rite was performed as usual, the saint, i.e. the church, had his benefit, and the patient was considered as being redeemed. In their offerings to supernatural powers men have always had a tendency to cheat the divinity. When they sacrificed an ox, the Greeks gave to the gods in reality only the tip of the tongue, and the priests or the offerers enjoyed the rest; when they had no oxen, they offered pastry oxen, and the gods had to be satisfied with them.

Instances of patients weighing themselves at the tomb of a celebrated saint against only a pound of silver, or even against a gold or silver coin, are recorded in the following text relating to St. Erminold († 1121), founder of the monastery of Prufening, near Ratisbon:—

"The Lord has granted to his saint, as a special privilege, that sick children if weighed at his tomb, as is used to be done there, either straightway recover

⁴⁾ Luzel, Gwerziou Breiz-Izel, vol. ii., p. 423

⁵⁾ Song quoted in Liebrecht, Zur Volkskunde, p. 227. Grimm, loc. cit., has quoted a Spanish song to the same effect.

⁶⁾ Gregor. Turon. De Mirac. S. Martini, i., 11.

their health through his merits, or are released from further prolongation of sickness by the short way of death. Nay, when Conrad of pious memory, the Lord Archbishop of Mayence, had learned of this by the voice of rumour, seeing that he laboured under a chronic malady . . . and the skill of his physicians availed him nothing, he weighed himself with tears and loud outcries at the tomb of the holy man against a mark of silver, and was hearkened to for the manner of his supplication. . . . A woman named Jeruta weighed herself at the tomb of the saint against a piece of money."7)

(Schluss folgt.)

Volksmethodin.

Krankheitsbeschwörungen bei russischen Bauern in der Bukowina.

Von Gregor Kupczanko in Wien.

(Fortsetzung.)

4. Na beschègu.

Beschèga hnelá, beschèga puchkà, beschèga s ruschschi, beschèga s marèna, beschèga ss lechèm tschassòm, beschèga samotschèna, sapohànena! Tut jeji ne horite, ne boljite, ne lupàte, ne skipàte, alè tak snèdjite, jak nèdjije wissk na wohnè, pina na wodji, rossà na trawi, dem sse rosschède!

Gegen die Gesichtsrose.

Die Gesichtsrose ist faul, die Gesichtsrose ist geschwollen, die Gesichtsrose kommt von der Rose, die Gesichtsrose kommt vom Kropp, die Gesichtsrose kommt mit der bösen Zeit, die Gesichtsrose kommt von der Nässe, von der Unreinlichkeit! Hier hat sie nicht zu brennen, nicht zu schmerzen, nicht zu reissen, nicht zu stechen, aber so zu verschwinden, wie das Wachs im Feuer, der Schaum auf dem Wasser, der Thau auf dem Grase und wie der Rauch verschwindet."

(Während der Rezitirung dieser Formel wird dem Kranken über dessen kranke Gesichtsseite ein roter wollener Lappen gehalten, auf welchem die Beschwörerin neun brennende Kügelchen von Flachs, und zwar eines nach dem andern, hin- und herschiebt. Nach der Beendigung der Formel wird der rote wollene Lappen mit der Kehrseite, auf welcher sich die Asche von den verbrannten Kügelchen befindet, auf die kranke Stelle des Gesichts des Kranken gelegt und festgebunden.

7) Dominus sancto suo quasi privilegium speciale concessit, quod pueri ægrotantes, ad ejus, ut fieri solet, ponderati sepulcrum, vel continuo ejus meritis convalescunt aut ab ægrotudinis diuturnitate mortis compendio absolvetur. Hoc etiam cum piæ memoriæ dominus Chunradus Moguntinus Archiepiscopus famæ præconio comperisset, cum diutina laboraret infirmitate . . . nec quicquam sibi conferret experientia medicorum, ad sepulchrum sancti viri cum marca argenti se ponderans cum clamore valido et lacrimis, exauditus est pro suæ forma petitionis. . . . Quædam Jeruta nomine ad sepulchrum sancti nummo se ponderavit, etc.—Canisii Antiquæ Lectiones, vol. ii., p. 539, quoted in Liebrecht, Zur Volkskunde, p. 237.

Mit diesem Verband muss der Kranke so lange herumgehen, **bis die** Gesichtsrose verschwindet.)

5. Na biljmò.

Wijschla djiwka sa biloji horè ss bileme rukàme, ss bileme nohàme, ss bileme otschèma, ss bileme pletschèma. Sisstritela ju Mater-Bòschscha: „De te idèsch, djiwko bila? Idè te ta prestupè do Bòschschoho, mòlètwanoho, chreschtschènoho (N. N.) Ide te ta petaj ho, s tschèho win biljmò distàw: ze s robòte, ze s ochòte, ze s uròkiw? Ta rosskalèm wikopaj a lopàtow wikedaj i mitlòw wimete a tschèsste kràssne òtschko leschè, jak ssònetschko jàssne, jak sòloto kràssne.“

6. Na ssonzi.

Ssònischnezi, missjaschnezi, hedki, bredki, rànjischnji, obidnjischnji, polùdnjischnji, wetschèrischnji, opiwnjischnji. Ne ja wisewàla, ne ja wiklekàla. Wisewàla, wiklekàla sswjatèza diwèza — ssimdessjètj i ssim — s biloji kòste, s tschèrnoji kròwe, wisewàla, wiklekàla, na mòre posselàla. Tam be sse jim wesselète, korenète a tschèstoho, Bòschschoho, mòlètwanoho, chreschtschènoho (N. N.) leschète, abe ho w pùpa ne kruschschljalo, w ssèrdze ne wjalèlo.“

Gegen den Augenstaar.

Hinter dem weissen Berge kam das weisse Mädchen mit weissen Armen, mit weissen Füssen, mit weissen Augen und mit weissen Schultern hervor. Es begegnete ihm die Mutter Gottes. „Wohin gehst du, weisses Mädchen? Geh' und nähere dich dem Gott gehörigen, mit Gebeten versehenen, getauften N. N. Geh' und frage, aus welcher Ursache er den Staar bekommen hat: ob von der Arbeit oder von der Lustbarkeit oder in Folge des Beschreiens? Dann grabe den Staar mit dem Spaten aus, wirf ihn mit der Schaufel hinaus und fege ihn mit dem Beseu weg, das reine schöne Auge lass aber wie die Sonne klar und wie das Gold schön sein.“

Gegen Magen- oder Bauchkrämpfe.

Die Magenkrämpfe, die monatlichen, sind abscheulich, ekelhaft, vom Morgen, vom Mittag, vom Nachmittag, vom Abend, von der Mitternacht. Nicht ich habe herausgefordert, nicht ich habe herausgerufen. Herausgefordert, herausgerufen hat die Heilige, die Jungfrau, -- siebenundsiebzig aus dem weissen Knochen, aus dem schwarzen Blute. Hat herausgefordert, herausgerufen und auf das Meer hinausgeschickt. Dort sollen sie sich freuen und verbleiben, den reinen, Gott gehörigen, mit Gebeten versehenen und getauften N. N. aber verlassen, damit es ihm beim Nabel nicht reisst und im Herzen nicht wehtut.

(Bei der Rezitirung dieser Formel wird auf dem Bauche des Kranken, u. z. um den Nabel herum, ein bisschen Asche mit Speichel mittelst der Finger der rechten Hand herumgerieben).

7. Na uröke.

Uroke, urotscheschtscha, pre-
strite, prestriteeschtscha! Chotj naj
budut uroke tschelowitschi, chotj
naj budut uroke schschinotschi,
chotj naj budut uroke parubotschi,
chotj naj budut uroke chlopjatschi,
chotj naj budut uroke djiwotschi,
chotj naj budut uroke diwtscha-
tschi, — abe snedjile, jak nedjije
wissk na wohne, pina na wodi,
rossa na trawi, wit tschesstoho,
moletwanoho, chreschtschenoho
N. N.“

Gegen das Beschreien.

Beschreien, Beschreien! Be-
hexen, Behexen! Mag das Be-
schreien von einem Manne kom-
men, mag das Beschreien von einem
Weibe kommen, mag das Beschreien
von einem Burschen kommen, mag
das Beschreien von einem Knaben
kommen, mag das Beschreien von
einer Magd kommen, mag das Be-
schreien von einem Mädchen kom-
men, es soll verschwinden, wie das
Wachs im Feuer, der Schaum auf
dem Wasser, der Thau auf dem
Grase verschwindet, von dem reinen,
mit Gebeten versehenen, getauften
N. N.“

(Schluss folgt.)

Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen.

Gesammelt von J. Sembrzycki, Königsberg in Ostpr.

(Fortsetzung.)

73. Man immer 'ran, wer geschwigt hat. Aufforderung zur Erledigung einer schuldigen Arbeit, Pflicht. — Bei Lustbarkeiten spielen die Musikanten den ersten Tanz umsonst; nach dem zweiten verlangen sie mit obigen Worten von den jungen Leuten Bezahlung, deren Höhe nach Belieben 10, 25, wohl gar 50 Pfennige beträgt.

74. Rät üt de Seich', dat de Bedd' ope Tün käme! Auf- forderung zum Aufstehen an Langschläfer.

75. Hernachert, seggt de Liedmann. Es muß ja nicht gleich sein, es hat wohl noch Zeit. — Liedemann, Eigenname.

76. Wim Herre öß göd hucke! Wenn weibliche Personen sich geniren, sich neben einen fremden Herrn zu setzen.

77. Hier riecht's nach Herren! Wenn man in ein Zimmer tritt, worin gute Cigarren geraucht worden sind.

78. Himmlische Kristin'! Ausruf bei plötzlichem wüthendem Schmerz; dann auch Ausdruck maßlosen Staunens.

79. Na, ich seh' gar nicht hin, was da werden wird! Mir graut, mich schaudert vor dem Kommenden, vor dem, was gegebenen Falles sich ereignen könnte.

80. Höre Se, sene Se, kenne S' nich öck? (= mi) öck si üt Tils' dat lustige Flöck.

81. Egg: Hollunder — wenn de Koh schött, häl under. Wortspiel.

82. Da huckt et! (Tilfit) Das ist der Grund, der Haken. Ein Bürger, der sich diese Redensart angewöhnt hatte, gebrauchte sie, als er

eines Prozesses wegen auf das Gericht geladen war, dort auch öfters, indem er sagte: „Ja, Herr Richter, sene Se, da huckt et!“ Er war nahe daran, den Proceß zu gewinnen, schließlich aber sagte der durch die häufige Wiederholung der Redensart geärgerte Richter: „Na, was huckt denn da? Wollen uns die Sache doch 'mal von anderer Seite betrachten!“ — und unser Bürger verlor darauf — So erzählt der Volkswitz. —

83. Da huckt nu wie Bräse Franz! Du sißt faul, rathlos, pomadig

84. Wer huckt, de liggt öf bö! Mache dem Feinde nicht die geringste Concession; sie kann dir den Hals brechen!

85. Wenn de Hund' belle, öß de Pracher nich wit. An jedem Gerebe ist etwas wahres.

86. Mich hungert, mich durst', mich leckert nach Wurst. cf. Frischbier II, 1294.

87. De heßt e Höt, wie de Rög' to Pingste! Einen auffällig aufgeputzten Hut. Ueber die Entstehung des Sprichw. cf. „Mittl. Monatschrift“ XXVI, pg. 500, in meinem Artikel über Padrojen.

88. De heßt e Höt-Höt! Zur Bezeichnung eines auffallend aufgebauten Kopspuzes bei Frauenspersonen.

89. Zander, ekelhafter Schleim, Noß.

90. Ach, wie ist das int'ressant, was ich halt' in meiner Hand!

91. Dat öß: nich du, nich jü, nich höre Se; wie jenn Bür säb: „Mi mal gëwe Pipe Toback!“ Wenn Jemand einen früheren guten Bekannten gezwungen begrüßt und augenscheinlich bemüht ist, die frühere freundschaftliche Ansprache zu vermeiden, aber doch nicht geradezu ganz fremd thun will

92. Dat öß de Fette, möt de hölterne Tette!

93. Jud'scher Jud'! Vollblutjude.

94. Judke, pack ön! Hör auf, du bist 'reingefallen! Dagegen kommst du nicht auf!

95. Judchen, Judchen von Wistytten, deine Kulak is beschuitten! Mit diesem Zurufe werden die hausitrenden „Pungeljuden“ (Kranjuden) von den Dorfkindern empfangen. — Wistytten = Wisztyniec, eine polnische Stadt dicht an der preußischen Grenze, von sehr vielen armen Juden bewohnt.

96. Die Zumfer, unverzagt, ölet Brot wärd öf gefragt.

97. Kahlkopp, schmer Botter ropp! Verhöhnung eines Glasköpfigen.

98. Wer mich nicht kennt im Schmuß, den kenn' ich nicht im Puß. Sagen Dienstmädchen zu ihren Liebhabern. cf. Frischbier I, 1088.

99. Hübscher Kerl wär öck, Tanz on Bälle möttgemäkt, fies Däler önne Tash — da nähm' se mi! Zur Kennzeichnung einer leichtsinnig geschlossenen Heirat.

100. Wat heßt se da to kicke! Kik' se söck lëwerscht mangke Bëne! Verweis an naseweise, vorwitzige Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)

Geheime Sprachweisen.

Eine Enquête von F. S. Krauß.

19. Töpferlatein, in Danzig. Topperlatein, in Königsberg Tepperlatein, pltd. Tepperlatinisch, Sprache der Schuljugend, in der es auf ein eigentümliches Buchstabiren ankommt, wobei jeder Consonant vor und hinter ein kurzes o gesetzt, während der Vokal dem Klange nach angegeben wird. Mein Name z. B. wurde wie folgt gerufen: sof ror i schosch bob i ror Das Töpferlatein wurde in meiner Schulzeit von der Königsberger Volksjugend mit großer Geläufigkeit gesprochen, scheint jetzt jedoch verklungen.

Frischbier, Preuß. Wb. II, 406.

20. Geheime Sprachweisen sind auch unter den magyrischen Kindern gebräuchlich 3 B.: Ki korán kel, aranyat lel, = Kivi kovoravan kevel, avaravanyavat level. (Morgenstunde hat Gold im Munde). Der Ton liegt auf der ersten Silbe. Eine Variante: statt v ein b.

Fünfsirchen.

Koloman Keleti.

21. Lf-Sprache. Derlerfer Alafapfelefel fälafällt nillicht weilei-
feit volosom Stalafamelese. — Stalafannst dulufu dieliesie Lfl Sprala-
fachelese? — Ist in Niederösterreich sehr wenig vertreten. Der Ton
kommt immer auf die letzte Silbe.

Wien.

Mathilde Barton.

22. F-Sprache (zu S. 22). Derererfer Baumaumafouum ististafist
grününafün (Der Baum ist grün). In Mittelschlesien gebräuchlich.

Schlaupitz.

K. Knauths.

Proben von den verschiedenen Geheimsprachen, welche in Dänemark benutzt werden, sind folgende:

23. Kragemaal Sprache der Kraniche. 1) Man nimmt die ersten Buchstaben der Silbe, so viele als sich bequem anwenden lassen und fügt —rbe hinten an, z. B.: Mads Peder Thomsen — Marbe Perbe derbe Thorbe serbe; 2) oder man fängt mit dem Vocale der Silbe an, und fügt den Anfangsconsonanten hinten mit dem Vocale und —nd hinzu, also in denselben Namen wird aus Mads -- Adsmänd; aus Peder — Ederpend; aus Thomsen -- Omsenthönd; in Jünen, wo der Vokal vor — nd nasalirt wird: Adsmaj; Ederpej; Omsenthaj; 3) in Nordschleswig findet sich noch eine neue Variation; derselbe Name wird dort heißen: Magedas Pegede degeder Thogedom segeden

24 P-mål, P-Sprache. Jede Silbe wird mit voranstehendem p statt des Consonanten wiederholt, also: Madspads Pepe derper Thompsenpen

25. O-mål, O-Sprache, wird auch wohl als aa-Sprache benutzt; ein Beispiel mit Benutzung desselben Namens: Momadososos Popedoderor Thothomomsosenon Beispiele anderer Anwendung derselben Sprache sind: Kakkerlal = Karl; Edadlal = Edel; Jadakokkebob = Jacob.

Diese Sprechkünste werden meines Wissens nur von Schulkindern benutzt.

Darum bei Bramminge, Dänemark.

H. F. Feilberg.

Sagen und Märchen.

Der Tod als Reisebegleiter.

(Eine mittelschlesische Sage.)

Im Anfange dieses Jahrhunderts lebte im nahen Rudelsdorf, am Ostabhange des „Vater Zobten“, ein junger Bauernknecht, Namens Breuer, welcher sich in die Tochter eines Freistellenbesizers im unweit belegenen Lauterbach verliebt hatte. Zum Kirchweihfeste (St. Michael) wollten sich die beiden Leuten auf dem Tanzboden in Lauterbach treffen und Breuer machte sich am genannten Tage daher beim Einbruch der Dunkelheit auf. Unterwegs gesellt sich zu ihm ein feiner junger Mann und sagt, daß auch er nach Lauterbach gehen wolle, sie mithin den Rest des Weges gemeinsam zurücklegen könnten. So pilgern sie gemüthlich über dieses und jenes plaudernd, mitunter sogar scherzend weiter, kehren auch einige Male in Gasthäusern ein. Endlich, als sie eben in die nächste Nähe ihres Reisezieles kamen, blieb der Fremde stehen und sagte: „Ich bin der Tod und gehe heute nach Lauterbach, um den Kapellmeister mir zu holen, mach dich bereit, in einem Jahre kommst du an die Reihe!“ Der Knecht hielt dies alles nur für einen schlechten Scherz und ging lachend auf den Tanzboden, wo alles sich schon flott im Kreise drehte. Mitten im Saale, an die Säule gelehnt, steht, ihn lächelnd anblickend, der neue „Freund“, für niemanden außer dem Breuer sichtbar, niemand bemerkt ihn, viele tanzen an ihn, einer sogar mitten durch den Fremden hindurch und nun wird es unserem Knechte klar, daß er wirklich mit einem überirdischen Wesen gegangen ist. In einem Weilschen geht der Tod auf den Kapellmeister los und versetzt ihm einen Backenstreich, wimmernd fällt dieser zu Boden, zuckt einige Male und ist verschieden, jener aber geht dicht am Breuer vorbei und sagt nochmals: „Mach' dich bereit, über's Jahr hole ich dich!“ und so kam es auch.

Schlaupit.

Karl Knauth.

Kleine Mittheilungen.

1. Sprichwörter galizischer Juden.

1. Zwei Sachen ist schlecht zu haben: a schlechten Schuchen (Nachbar) ün a Wab a Schlämisaalnize (unbeholfen).
2. Ober es taug nischt, oder man bedarf nischt.
3. Ah man sugt meschügge (wahnsinnig), gläub!
4. A Narr ist a halber Nuwi (Prophet).
5. A gü't Wab ist a halbe Barnusse (Unterhalt).
6. Der größte Züchis ist a Züchis azme (Selbstadel).
7. Der Malach-hamuwes (Todesengel) ist der beste Doktor.
8. Wie es ist nischt du kan Derech-Grez (Anstand), ist nischt du kan Tore (Intelligenz).
9. A Klüger red't weinig.
10. Dus Gold nemmt man nischt mit in Grüb aran.
11. Tu mir zu Liebe, ün sug mir a Rüd in Taten aran.
12. A schlecht Wab soll man lebedig begruben!
13. Alle Hschuim (Frevler) sollen haben Humens Soff (Hamans Ende).

14. Haschem-Zisburoch (Gott) versteht ka'n Ktuwes (Spaß) nißht.

15. Wie es ist du weinig, kümmt aran die Bruche (Segen). (Fortf. folgt.)
Lemberg. A—n L—n.

2. **Toten rufen.** Starb da vor einigen Tochen ein Bürger, Hausbesitzer und Familienvater. Als er auf dem Totenbette lag, versuchte die Frau, wie dies üblich ist, ihm den Trauring abzuziehen. Der Verstorbene hatte aber den Ring jahrelang nicht vom Finger genommen, und der Ring war so fest eingewachsen in das Fleisch, daß alle Bemühungen der Frau vergeblich blieben. Sie erzählte ihr Mißgeschick einer Nachbarin, und diese gab ihr den guten Rat, sie solle an die Leiche herantreten, ihren Mann mit dem Vornamen anrufen und dreimal sagen „Gieb mir meinen Trauring wieder“. Die Wittve befolgte auf der Stelle den Rat, trat an die Bahre und sprach dreimal mit lauter Stimme „Gottlieb, gieb mir meinen Trauring wieder“. Und richtig, so erzählt die Frau, vermochte sie jetzt ohne Schwierigkeiten den Ehering vom Finger des toten Gatten abzuziehen. Die Wittib schwört Stein und Bein, daß dies nur ihre Beschwörungsformel zu Wege gebracht.

Gleiwitz in Schlesiens, 18. Sept. 1890.

Knauthe.

3. **Volks glauben.** Unsere Arbeitsleute sagen immer, wenn ein ungemein steifer Wind weht: Entweder holt der Teufel einen „Freimäuer“ oder es hat sich irgend ein Kerl „gehangen“, dagegen sollen „Lammwolken“ am Himmel (Cirruswolken) anzeigen, daß eine fromme Seele zu den Seligen gelangt sei. Den Wind soll man ja nicht verfluchen, sonst würde er das Leichentuch und mit ihm den Sarg der betreffenden frevelhaften Person von der Bahre herunterwerfen.

Schlaupitz, Dom. 28. Sept. 1890.

Karl Knauthe.

4. **Couvade.** In Nr. 37 des „Auslands“ 1890, S. 734 berichtet D. Stoll, daß man im Baskenlande von der Couvade absolut nichts wisse. Es wird sich damit so verhalten, wie mit der Couvade bei den Südslaven; sie mag nämlich nur auf der Erfindung eines müßigen Berichterstatters beruhen. Dokon pop jariće krsti (Müßiggang ist aller Laster Anfang).

R.

5. Zu Ur: Duell II. Band, 1. Heft, S. 17. Ostpreussische Sprichwörter 8. „Es giebt was aus der Armentasse“ ist eine auch in der Niederlausitz gebräuchliche Wendung; als Vergleichungspunkt sieht man hier aber die Schmerzhaftigkeit an (es tut weh, ein Armengeld nehmen müssen).

Es. 19, Nr. 34. In schriftmäßigem Deutsch in der Niederlausitz ein beliebtes Kinderspiel, das z. B. bei Ausflügen der Kindergärten und unteren Schulklassen spontan gesungen wird.

Es. 18, Nr. 26: hier auch nicht ganz unbekannt, bezogen auf crepitus ventri.

Guben.

(Der Einsender nannte sich nicht.)

Vom Büchertische.

13. **Mélusine** Nr. 5 1890 bringt neben einer Reihe gediegener Aufsätze, wie wir sie in diesem Fachblatte schon gewohnt sind zu finden, eine ungewohnte, ausserordentliche, 24 ausgerissene Spalten lange Beilage aus der Feder des auch unseren Lesern rühmlichst bekannten polnischen Gelehrten J. Karłowicz über „die lithauische Mythologie und den Herrn Veckenstedt“. Veck. hat 2 Bände, „Mythen, Sagen und Legenden der Żamaiten“ und „Wendische Sagen etc.“ verbrochen oder sich zu Schulden kommen lassen, Die fachkundigen Kritiker hatten über diese Machwerke längst den Stab gebrochen. Ich selber habe im Jahre 1884 im Litteraturblatte der N. Fr. Presse den mir damals noch gänzlich unbekanntem Veck. der Fälschung und der dicksten Unwissenheit geziehen, hielt ihn aber für

einen betrogenen Sammler, der bloss anderen aufgefressen sei. Herr Karłowicz hat nun das Verdienst, den Forschern den vollen und unwiderleglichen Beweis geliefert zu haben, dass Veck. einer der verwegenen und frechsten Fälscher und ein bodenloser Ignorant auf dem Gebiete der lithauischen und wendischen Sprache ist. Seit Lessings Antiklotziana ist vielleicht keine zermalmendere und für die Wissenschaft erspriesslichere Kritik geschrieben worden. Mit kalter Ruhe und der Ueberlegenheit, die einem allseitige Kenntniss der gesammten einschlägigen Fachlitteratur und die eigene langjährige kritisch-produktive Arbeit verleiht, deckt Herr Karłowicz Schritt für Schritt den groben Unfug Veckenstedts auf. Das ist mehr eine Vivisection als eine Rezension. Es bleibt keine gesunde Faser mehr zurück. Höchst ergetzlich ist die Abfertigung des sit uenia aerbo Farz-Gottes Veckenstedt'scher Erfindung und der übrigen 121 gleichwertigen „Gottheiten“, mit welchen Veck. den lithauischen Olymp aus eigener Machtvollkommenheit bereichert. Wir selber hätten manches über die in ihrer Art ganz vereinzelt dastehende Verlogenheit, Stänkerei, Verhetzungssucht, Angeberei und dergleichen Eigenschaften Veckenstedt's mehr, köstliche Beispiele anzuführen, doch ist dies nun überflüssig; denn einem toten Mann noch seine Sünden vorzuhalten, ist unedel. Dank der Rezension Karłowicz's hat Veck. seine traurige Rolle ausgespielt. Er tritt nicht ab, er ist zurückgetreten worden. Unsere Fachgenossen mögen es nicht unterlassen, die Nr. 5 der Mélusine (bei E. Rolland, Paris 2 rue des Chantiers 2) sich schleunigst anzuschaffen. Für einen Franc kaufen sie sich nützliche Belehrung und Unterhaltung, die mit 500 Francs nicht zu teuer bezahlt wäre.

Krauss.

14. Einläufe: Deutsche National-Litteratur, herausg. von J. Kürschner Heft 592—601. (Vrgl. Am Ur-Quell I, S. 76) Heft 595 enthält Göthe: Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker; Heft 599 Piper: Der Nibelunge Not, 2 B. Vorzüglich brauchbar. — Proceedings of the American Philos. Society, Vol 27, N. 131, Vol. 28. N. 132 (The Beothuk Indians, by A. S. Gatschet). Vol. 28. N. 133. — T. H. Lewis: Stone monuments in southern Dakota. S. 6. — The Chautauquan. Vol. XI. Nr. 6 S. 686 ff.: L. J. Vance: On the Nature and Value of Folk-Lore. — H. Carstens: Usi e credenze di s. Giovanni nello Schleswig-Holstein. S. 6. S.-A. aus Pitré's Archivio. — G. Mallery: Customs of courtesy, S. 16. S.-A. aus The Am. Anthropol. 1890.

15. **Das Ausland**, Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde, herausgegeben von Karl von den Steinen, Stuttg., Cotta's Nachfolger, lässt sich unter der neuen Redaction die Pflege der Volkskunde besonders angelegen sein. Nr. 40—43 enthalten folgende einschlägige, sehr gediegene Aufsätze: Religion und Kultus der alten Mexikaner von E. Seeler; Das Moharrem-Fest der Perser von G. Albert; Das männliche Wochenbett von K. Friedrichs; Wie die Udäia Mohammedaner wurden, von M. Quedenfeldt; Die altperuanischen Dorf- und Marktgenossenschaften von H. Cunow; Eigentümliche Kultusgegenstände im Museum für deutsche Volkstrachten von J. A. Jacobsen; Rechtszustände in Ostafrika von A. Fleischmann; Burjatische und deutsche Volksüberlieferungen von K. Bürger; Die Quekchi-Indianer von K. Sapper; Nr. 41 bringt eine ausführliche Besprechung der Werke Wlislöcki's von Krauss.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII, Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Druck von H. Timm in Lunden. Commissionsverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg

Preis der Monatsschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

AM UR-QUELL.

MONATSSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.“

IV. Hft. II. B.

Bezugspreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.

1891.

Das Volksleben als wissenschaftliches Problem.

Von Dr. Alb. Herm. Post.

Eine eigentliche Wissenschaft vom Volksleben ist erst ein Produkt unseres Jahrhunderts. Erst die naturwissenschaftliche Weltanschauung, welche dem 19. Jahrhundert sein eigentümliches Gepräge gibt, führte dahin, auch die Äußerungen des Volkslebens als etwas naturgemäß Gewachsenes anzusehen, welches als solches der wissenschaftlichen Beobachtung und Zergliederung wert sei. Man hatte sich freilich auch schon früher mit den Sitten und dem Glauben der Völker beschäftigt, aber nur um befähigt zu sein, beides vom Standpunkte einer allein die Wahrheit verkündenden Kirche oder einer vom hohen Throne einer Begriffswelt herab regierenden Philosophie zu bekämpfen und zu vernichten. Die Sitten des Volks, soweit sie nicht mit den herrschenden Lehrsystemen sich in Einklang befinden, waren Unsitte, der Glauben des Volks, soweit er den herrschenden Lehrsystemen widersprach, war Aberglauben. Erst die an die naturwissenschaftlichen Disziplinen sich anlehrende Ethnologie unterwarf die Erscheinungen des Volkslebens einer wirklich wissenschaftlichen Behandlung, indem sie dieselben als etwas Gegebenes ansah, über dessen Existenz so wenig zu rechten sei, wie über die Existenz der Tiere und Pflanzen oder der ganzen Welt überhaupt. Streng sich anlehnd an die induktive naturwissenschaftliche Methode begann die Ethnologie alle Erscheinungen des Volkslebens zu sammeln und es bedurfte noch nicht einmal eines übermäßigen Materials, um die Wichtigkeit solcher Sammlungen für die Wissenschaft im Allgemeinen vollständig zu erweisen. Das Unverständliche und Fragenhafte in den Sitten und Anschauungen der Völker der Erde, welches bis dahin den sogenannten Gebildeten nur ein mitleidiges Lächeln abgeloct hatte, begann in eine eigentümliche Beleuchtung zu treten, indem es sich in unheimlichen Grundzügen bei ganz stammfremden Völkern wiederholte und damit auf eine schaffende Kraft hindeutete, welche nicht bloß über die einzelnen Menschen, sondern

auch über Völker und Völkergruppen hinausreichte. Staunend stand der kleine willensfreie Mensch, welcher geträumt hatte, im Stande zu sein, mit seiner Vernunft die ganze Welt von oben herab zu regieren, vor einem Geiste, in welchem sein Ich zu einem Nichts zusammenschmolz, vor dem Geiste der Menschheit, der zu ihm sprach: Lerne von mir und ich will dich lehren!

In der Uebereinstimmung der Sitten und Anschauungen aller Völker der Erde liegt ein tiefer wissenschaftlicher Wert und ein mächtiger Impuls für eine allgemeine Moral. Denn diese Uebereinstimmung lehrt, daß es im Völkerleben so gut Gesetze giebt, wie in der übrigen Natur, und daß diese Gesetze für alle Menschen dieselben sind. Eine Erkenntniß dieser Gesetze eröffnet uns tiefere Einblicke in die menschliche Natur, als sie auf irgend eine sonstige Art jemals haben gewonnen werden können; sie lehrt uns, daß ein Widerstreben des Einzelnen gegen diese sozialen Gesetze nur zu seiner Vernichtung führen kann; sie lehrt uns, daß jede Nation mit jeder andern verbunden ist durch ein allgemeinemenschliches Band, welches viel mächtiger ist, als die nationale Eigenart. Die Früchte einer solchen Erkenntniß, wenn sie einmal Gemeingut der Menschheit geworden ist, werden nicht ansbleiben.

Die Erkenntniß, daß der Geist der Menschheit im Völkerleben unter gleichen Existenzbedingungen gleichartige Sitten und Anschauungen erzeugt, gleichgültig, welchen Erdteil ein Volk bewohnt, welcher Rasse, welcher ethnischen Gruppe es angehört, ist noch eine ganz junge. Das älteste und am stärksten angebaute ethnologische Gebiet, dasjenige der Sprachwissenschaft, konnte zu dieser Erkenntniß nicht führen, da alle Sprachen auf der Eigenart bestimmter Völker und Völkergruppen beruhen. Die Sprachwissenschaft unterstützte vielmehr die auf dem Boden der speziellen Geschichtswissenschaft erwachsene Theorie der Eigenartigkeit jeder ethnischen Gruppe. So gibt es denn auch jetzt noch weite wissenschaftliche Kreise, welche es für unzulässig halten, zur Erklärung von Sitten und Anschauungen eines Volkes Sitten und Anschauungen eines stammfremden Volkes heranzuziehen, und es kommt wissenschaftlichen Forschern, welche eine solche Ansicht vertreten, zu gute, daß jede Sitte, jede Anschauung bei jedem Volke auch etwas Eigenartiges hat; darüber werden alsdann die sich stets wiederholenden allgemeinen Grundzüge vergessen. Seitdem aber die Ethnologie sich auch der Gebiete der Religion, des Rechts und der geselligen Sitte bemächtigt hat, ist die Theorie der Individualität jeder einzelnen ethnischen Gruppe erheblich erschüttert und das Allgemeinmenschliche im Völkerleben fängt an, das Ethnisch-eigenartige stark zu überwiegen. Die ethnographischen Parallelen in diesen Gebieten des Völkerlebens mehren sich von Tage zu Tage und gehen in ein ganz überraschendes Detail. Es hat vor langen Jahren einmal auf mich einen überwältigenden Eindruck gemacht, wie ich eine ganz gleichartige Buße für einen getöteten Hund in einem Banerweistum des zu meiner Vaterstadt Bremen gehörenden Hollerlandes und bei den Beduinen fand. Dort, wie auch sonst in Niedersachsen, ward der Hund beim Schwänze aufgehängt, bis er mit der Schnauze die Erde berührte und so lange mit Weizen begossen, bis er bedeckt war. Hier wird der Hund ebenfalls am Schwänze aufgehoben, bis die Schnauze den Boden berührt, dann die Länge gemessen und ein entsprechender Stab in die Erde geschlagen, über welchen

so viel Weizen geschüttet wird, bis derselbe bedeckt ist.¹⁾ Seit jener Zeit gelang es mir, unzählige Parallelen im Rechtsleben der Völker zu entdecken. und in den Gebieten der Religion, der geselligen Sitte und in manchen andern Gebieten des Völkerebens ist ebenfalls eine überwältigende Menge paralleler Erscheinungen zu Tage gefördert worden. Sonderbarer Weise zeigen sich solche Parallelen gerade da, wo man sie am wenigsten erwarten sollte, ein Zeichen dafür, daß die landläufigen wissenschaftlichen Anschauungen unserer Tage einseitig sind und einer Korrektur bedürfen.

Die tiefere wissenschaftliche Bedeutung dieser ethnographischen Parallelen liegt darin, daß sie uns einen Einblick in die allgemein menschlichen Grundzüge unseres Bewußtseins eröffnen und uns über den engen Kreis unserer Individualität erheben, in welchem wir sonst entweder blind leben oder uns doch nur als von der Welle unserer zeitigen und lokalen Kultur getragen empfinden würden. Jede Erweiterung der wissenschaftlichen Perspektive wirkt aber bekanntlich veredelnd auf das menschliche Gemüt und so dürfen wir uns vielleicht der Hoffnung hingeben, daß die Ethnologie eine bedenkensame Kulturmission haben wird gegenüber manchen rohen und elementaren Gewalten, welche die feineren Seiten unseres heutigen Volkslebens bedrohen.

Das Alpdrücken in Preussisch-Schlesien.

Von Karl Knauth-Schlaupik.

(Nachdruck ist nur mit Genehmigung des Verfassers gestattet.)

Vor ca. 50 Jahren, so erzählen in hiesiger Gegend die berüchtigten Hofweiber, lebte in der Nähe auf einem Bauernhose ein Knecht, den jeden Abend der Alp drückte und dessen beste Kräfte das Ungetüm durch die Brustwarze auszog. Der Mensch siechte zusehens dahin und war schließlich gar nicht mehr im Stande, einen Sack Hafer zu tragen. Nun gab ihm eine alte „Mutter“ den Rat, sich im Bett auf der „Rappe“ nachts „aufrecht hin zu setzen“, zu warten, bis der Alp käme und ihn alsdann zu fangen. Gegen Mitternacht, der Mond schien gerade voll durchs Fenster, da liegt auf einmal vor unserm Helden ein wunderhübscher Apfel. Der Knecht greift ihn, hält ihn fest und beginnt ihn schließlich zu essen, den Rest wirft er weg. Am Morgen sieht er zu seinem Schrecken neben seinem Bett ein großes, stark benagtes menschliches Gerippe liegen, sein Lager ist total mit Blut besudelt und hier und da hängen an der „Zudecke“ noch Fetzen von Menschenfleisch.

Ein Dienstmädchen hatt ebenfalls bei Nacht niemals Ruhe, sie paßt auf, erwischt eine schwarze Maus, welche an ihrem Bette emporklettern, schneidet ihr Nase, Schwanz und sämtliche Zehen ab. Am kommenden Tage versieht ein Knecht nicht, wie gewöhnlich, seine Arbeit, er liegt im Bette, seiner Nase, Füße, sowie des Unausprechlichen beraubt.

Diese Mäuse sind die Geister der Menschen, wie folgende Erzählung lehrt: Einst schlief ein Knecht bei einer Magd, welche ebenfalls ein Alp war. Nachts gegen 10 Uhr bemerkt er, daß das Frauenzimmer starr und kalt wird, zu atmen aufhört, zugleich läuft ihr eine schwarze Maus aus

¹⁾ Die Bestimmung kommt auch in wälschen Gesetzen, und zwar von der Rape (Gr. A. 669.)

dem Munde; dieselbe kommt früh, als der Tag anhebt zu grauen, wieder, sofort erwacht die Magd und sagt: „Nu ho ich aber fermost geschlofa!“

Ein jung verheirateter Bauer merkt, daß seine Frau regelmäßig allabendlich sich aus ihrem Bett „wegstiehlt“, vorsichtig in den Busch schleicht und dort eine schlaute Birke trampfhast an sich drückt. Am Morgen stellt er sie unter vier Augen zur Rede: „Ach sei ocke nich biese,“ entgegnet sie, „dos ies bei der Tose versahn wurm.“ Er läßt darauf, um seinem Weibe die Sache bequemer zu machen, die Birke fällen und ins Haus (?) bringen. Von Stund an schwindet jene dahin und stirbt bald an der „Auszehrung“.

Um den Quälgeist von Menschen fern zu halten, nagle man drei „Tocken“ (Puppen) an die Stubentür, der Alp spielt dann sofort mit ihnen und belästigt die Familie nicht oder man lehne einen alten Besen verkehrt an jene an, es ist in diesem Falle Aufgabe des Augetüms, alle Ruten des Besens genau zu zählen Lange bevor diese gewaltige Arbeit vollendet ist, beginnt der Hahn zu krähen. Vertrieben wurde der Alp auf folgende Weise: Eine alte Tischlersfrau zu Schlaupitz merkt, daß der Alp ihrem in der Wiege liegenden Enkelkinde jede Nacht durch die Brustwarzen die besten Säfte ausjaugt. Auf den Rat des Pfarrers hin, tritt sie abends, wie das Kind wieder „erbärmlich“ wimmert, aus Bett und sagt: „Kumm der ocke murne ne Schniete hullen!“ Am andern Morgen erscheint in aller Frühe bei einem furchtbaren Schreugestöber ein altes Weib, stellt sich schweigend in die „Hölle“ am Ofen und sieht die Hausfrau starr an, diese jagt den unheimlichen Gast schließlich hinans, ohne ihm etwas zu geben und das Kind wimmert jede Nacht fort. Nun verspricht Frau Steiner (sie lebt noch) dem Alp das „Kleebrudtla“ vom Gebäck; wieder stellt sich die Alte ein, empfängt jenes und wird mit einem vorher in den Aborten gehörig parjürmirten Besen zum Hofe hinausgehauen. — Ein Schuster-geselle in Zobten a./W. verspricht seinem Alp eine Wurst, auch hier stellt sich ein Weib ein, tritt in die „Hölle“, schweigt anfangs, sagt aber dann: „Nu tut der Gamel, wie wenn a vo nisch wüßte, und gestarn hot a mer doch eene Wurst versprocha!“

Schließlich sagt man, daß das sicherste Zeichen dafür, daß jemand solch ein Quälgeist, sei, wenn in seinen Augen der Mensch vor ihm nicht aufrecht, sondern auf dem Kopfe stehend erscheine.

Im Kreise Strehlen, Mittelschlesien, gibt man folgendes Mittel an, um den Alp aus einer Person zu verbannen: Man passe nachts so lange auf, bis die Maus aus dem Munde der betreffenden Person herauskommt, dann werfe man schnell ein dickes Tuch über den Kopf von jener, der Alp kann nicht hindurch in den Mund.

St. Martinstag im Bergischen.

Von D. Schell.

Schon viele Tage vor Martini (11. Novbr.) hört man allabendlich in den meisten bergischen Ortschaften — die großen Fabrikstädte Elberfeld-Barmen eingerechnet — ein wüßtes Geschrei der Kinder, welche von Haus zu Haus ziehen und ihre Bettlieder vorbringen. Die wichtigsten, welche noch gang und gäbe sind, lauten:

Oven en der Hüächte, hangen lange Wüäsfchte. Lötent die kotten hangen on gewent uf de langen.

Ein anderes:

Mäten eß en guten Mann, dä uf brav watt gewen kann, de Keppel on de Biären, de Mäte gonnt wall mett. Trapp opp on aff, Trapp opp on aff, tast wall en den Mütensack, tast wall nitt bernewer, kann's uf brav watt gewen. Frau göß watt, Frau göß watt, op et Jor göß wiar watt.

Dieses Lied teilt Rektor Bender in der Monatschrift von Pick (Jahrgang 1877) folgendermaßen mit:

Mäten eß ämie gode Mann, dä setz wall beboen kann! Die Keppel onn die Biären, die Mäte gonnt wall mett. Jonge Frau! Vott uf nitt tu lange stonn! Dä Dach dä get tum Aboed tum Abend. Bruct die Frau nitt opp te stonn, so lott die Mad vüar goon! Die Mad die löppt Trapp opp onn aff, Trapp opp onn aff, tast wall enn denn Notesack, tast wall nitt daneven wiad uf wall watt gewen. Frau, gäßt watt, Frau hoalt watt, tegeu Jor wiar watt! Boven em den Schüäsfchten (Schornstein), do hangen die langen Wüäsfchten; boven em denn Kleunten, do hangen die langen Schennken, gäßt uf die langen onn lott die kotten hangen!

Ein weiteres lautet:

Hier wohnt ein reicher Mann, der uns vieles geben kann. Viel soll er geben, lang soll er leben, selig soll er sterben, das Himmelreich ererben.

Hat der Gesang nicht den gewünschten Erfolg, so ruft der ganze Chor: Sühals sätt de Bröcke opp, sätt den Sühals oven droy.

Nur vereinzelt trifft man noch in einigen ländlichen Bezirken die Gepflogenheit, daß die Kinder bei ihren Rundgängen ausgehöhlte Kürbisse oder Runkelrüben tragen, in welchen Kerzen brennen.

Zweifelsohne haben wir den Rest eines Martinsliedes, wenn es meines Wissens auch nicht mehr gesungen wird, in folgender Versgruppe:

Mäten es en Bügelschen, es so ront es en Kügelschen, flüät doher, stüät doher bis iwer den Rhin, wo all die uetter Weiter sind.

Au anderen Orten singen die Kinder:

Martin, Santin, det Kerze mot verbrannt sin, de Bären (Birnen) möten gegeten sin, de Win, de mot gebrenken sin. Klöfte hat en Kuh geschlacht, dat Zell wor sett, de Kuh war mager, Klöfte mot de Schenken fragen, Martin, Santincte.

Ein Volksfest im wahren Sinne des Wortes ist der Martinstag in Düsseldorf, da es hier die allgemeinste Teilnahme findet und auch noch nicht so rohe Formen angenommen hat, als in Elberfeld-Barmen. Tausende von Kindern ziehen am Abende singend und mit buntfarbigem Lampions geschmückt durch die Straßen der Stadt, um sich endlich auf dem Markte am Standbild des Kurfürsten Johann Wilhelms zu versammeln. Dort heißt der heilige Martin „Sint Mähte“.)

Weit reicher ausgebildet waren die Festgebräuche des Martinstages ehemals in unserer Gegend. Nach gut verbürgten Mitteilungen waren die Martinsfeuer noch gegen den Ausgang des vorigen Jahrhunderts ganz allgemein. Dieselben wurden vom Einbruch der Nacht bis zur Mitternacht unterhalten. Man sang Martinslieder, umsprang das Feuer und verschmähte auch einen guten Trunk nicht. Von Martinsgänsen war im Vergischen, bei dem Mangel dieser Tiere, keine Rede. Aber auf dem Lande ist der Martinstag noch heute an vielen Orten ein bedeutungsvoller Wendepunkt, da er hier Pachtzahltag ist. Dabei wird ein Schwan gegeben.

) Litteraturnachweise von Martinsliedern gibt Dr. S. Pauens Schmidt in seinen „Germanischen Erntefesten“ (Gammover 1878), welche aber noch bedeutend vermehrt werden können. Martinslieder sind gedruckt im Korrespondenzblatt des niederdeutschen Sprachvereins und in „Aus Urdsbrunnen“, Jahrg. III, 1—7.

Ransom by Weight.

By Professor Henry Gaidoz.

(Schluss.)

It is well known that in Catholic countries it is customary to present the saints with votive offerings in wax, which are representative of the sicknesses for which the saints are invoked; a wax limb, or a wax eye, for instance, are representative of a sore limb or of a sore eye, the cure of which is expected from the saint. Wax bodies were offered in the same way, as we learn from a ludicrous story told by Henri Estienne, a French writer of the sixteenth century. The story is about a clever monk who made credulous parents believe he had saved their child by his prayers, and he says to the father: "Now your son is safe, thanks to God; one hour ago I should not have thought you would have kept him alive. But do you know what you are to do? You ought to have a wax effigy of his own size made for the glory of God, and put it before the image of the holy Ambrose, at whose intercession Our Lord did this favour to you."¹⁾

We fear the reader may have considered this series of examples rather long, but they were necessary to show the full meaning of the practice alluded to in the Mabinogi of Branwen, in the Lives of the British Saints, and in the ancient Welsh Laws. In the Laws the fact that the staff of gold or silver, although as tall as the king, is only as thick as his little finger, is an extenuation and a decay of the old custom: it is no more "the price of the weight," it is a substitute for it, and the measure is now a ready one, it is no more weighed by the scale.

On the other hand, "the plate of gold of the breadth of his face," is not to be found anywhere but in Wales. It is quite in accordance with Celtic ideas, which made the face the seat of honour, as is known by the law terms of the Irish and Welsh.

The Hindoos have been more conservative than their Celtic and European brethren, and their *tulá-dána* is the survival both of a war-custom and of a religious rite common to the Celtic (and German) ancestors of the present rulers of India.

P. S. In a series of articles "Zur Geschichte des Pilger- und Reliquienwesens" published in the *Allgemeine Zeitung* sometime ago Mr. Alexander Budinszky has collected some instances of this practice, but without any reference to the "Belegstellen". I quote his own words:²⁾

„Auch Mass und Gewicht spielen bei den Weibgeschenken eine gewisse Rolle, insofern es eine häufige Sitte war, dass der Kranke oder Hilfesuchende dem Heiligen seines Vertrauens eine Wachskerze von der Grösse der eigenen Person oder eine seinem Körper entsprechende Menge von Korn, Wachs, Oel oder Wein darbrachte. In manchen Kirchen war zu diesem Zwecke eine Waage aufgestellt, wie zu Ghel in der Provinz Antwerpen, wo durch die Reliquien der hl. Dymphna Wahnsinnige geheilt wurden, und zwar hatte die dortige Waage eine eigentümliche Form, indem die eine Schale die Gestalt eines Sessels für den zu wägenden Kranken, die andere die Gestalt eines Sackes für das zu opfernde Korn aufwies. In Frankreich war der Gebrauch des Abwägens und der *contrapondera* in

¹⁾ Henri Estienne's *Apologie pour Hérodoté*, ch. xv.

²⁾ *Allgemeine Zeitung*, 1890, Nr. 74, Beil.

ler Kirche zu St. Quentin, wo der hl. Quintinus ruhte²⁾ und steht dort anscheinend mit dem an das Wort Quintal (Centner) erinnernden Namen dieses Heiligen im Zusammenhang. Wenigstens fand die Sitte auch in anderen Kirchen, welche Reliquien von Quintinus zu haben behaupteten, wie Rouen, Cambrai u. s. w. Eingang, so dass die Kanoniker von St. Quentin deshalb Klage führten, in Folge dessen Papst Innocenz VIII. im Jahre 1490 eine Untersuchung anordnete, die damit endete, dass ausschliesslich ihrer Kirche, welche allein den Leib des hl. Quintinus besitze, der erwähnte Gebrauch gestattet, den anderen aber die Nachahmung desselben untersagt wurde. Reiche Personen pflegten sich nicht gegen Korn oder Wachs, sondern gegen edle Metalle abzuwägen. Leo v. Rozmits Reisebegleiter, Schaschck, schreibt von einer Kirche in Frankreich zwischen Châtellerault und Blois, man sehe in ihr, dass sich viele mächtige und reiche Herren in Nöten dahin verlobt hätten, da sie „ganz silbre Leib unvergult als schwer sie gewesen sind“, dahin gestiftet haben. Hierher gehört auch, dass Kaiser Karl IV. zum Danke für die glückliche Geburt seines Sohnes Wenzel der hl. Jungfrau zu Aachen zwölf Pfund Gold sandte, so viel als das neugeborene Kind schwer war.

Volksmedizin.

Krankheitsbeschwörungen bei russischen Bauern in der Bukowina.

Von Gregor Kupczanko in Wien.

(Schluss.)

8. Na pláksse.

Ljisse, ljisse, lebedène! Poss-wátajmosse, pobrátajmosse. Bo u mène ssen (donjkà) a u tèbe donjkà (ssen); wosmè wit mòjeho ssèna (mójej donjkè) plakssèwnezi, nas-sèlnezi, nespokijnezi! Daj mòjemu ssènu (mójej donjzi) lehònjke sspamitschkó i sspotschewanitschkò, abe lèhko sspaw (sspàla), sspotschewàw (sspotschewàla) i sdoròwej (sdoròwa) wstaw (wstàla)!

(Diese Formel wird an drei neunmal wiederholt.)

9. Jak wküsse hàdena.

Prejschòw Won, pustèw schchel-cè w schkiru, s schkire w mjàsso,

Gegen den Weinkrampf

(bei kleinen Kindern)

O Wald, o Wald, o Schwanenwald! Heiraten wir und verbrüdern wir uns mit einander, denn ich habe einen Sohn (eine Tochter) [je nachdem der Kranke männlichen oder weiblichen Geschlechts ist] und du hast eine Tochter (einen Sohn). Nimm von meinem Sohn (meiner Tochter) den Weinkrampf, den gewaltsamen, den unruhigen! Gib meinem Sohne (meiner Tochter) ein leichtes Schläfchen und Ruhe, damit er (sie) leicht schlafe, ruhe und gesund aufstehe.“

nacheinander folgenden Tagen je

Gegen den Schlangengiss.

Es kam der Won und liess seinen Stachel in die Haut, aus der Haut in das Fleisch, aus dem Fleisch

²⁾ The Rev. Corblet in his Hagiographie du diocèse d'Amiens, Vol. III, p. 386—87 refers to the practice, according to a writer of the XVIth century who describes it as a matter of the past.

s mjassa w petschinkè, s petschinòk w sselesinkè, s sselesinòk w sèrdze, s sèrdza w sselesinkè, s sselesinòk w petschinkè, s petschinòk w mjasso, s mjassa w schkiru, s schkire w Won!

(Diese Formel muss dreimal hergesagt werden.)

10. Na uròweschtsche.

Uròweschtsche, pssòweschtsche srobèlosse jak jàbloko, s jàbloka jak orich, s oricha jak bib, s bòbu jak mak a s màku nijäk Tak abe i uròweschtsche snèklo, jak nèdjije pìna na wodji, rossà na trawi, wissk na wohnè.

Wie diese letztere Formel zeigt, werden auch die Krankheiten der Tiere auf die nämliche Weise wie die der Menschen behandelt und mit Hilfe der Krankheitsbeschwörungsformeln und allerlei anderen Hokuspokusen „kurirt“, indem allgemein die Ansicht verbreitet ist, dass die Zauberinnen, Hexen und Vampyre ebenso die Haustiere wie die Menschen an ihrem Körper schädigen und verderben. Insbesondere gilt das von den Kühen, „denen die Hexen die Milch wegnehmen“ oder ihnen allerlei körperliche Gebrechen zuführen. Darum werden zur Heilung von derlei Kühen gewöhnlich nicht die einfachen Krankheitsbeschwörerinnen, sondern häufiger diejenigen Weiber berufen, welche im Dorfe allgemein als Hexen und „Küheverderberinnen“ gelten und von welchen geglaubt wird, dass sie dieser oder jener Kuh aus Rache, Neid oder einer anderen Ursache die Milch weggenommen und dieselbe ihrer eigenen Kuh zugeführt haben. Solche Kühe pflegen fortwährend nach jener Richtung zu brüllen, nach welcher die ihnen durch die Hexe in der Nacht abgenommene Milch getragen wurde u. s. w. Solcher und ähnlicher Erzählungen über die Hexen gibt es unter meinen Stammesgenossen eine Unzahl, und es würde zu weit führen, wollte ich sie alle hier anführen.

Ich habe die deutsche Benennung Russe und russisch anstatt „Ruthene“ und „ruthenisch“, „Kleinrusse“ und „kleinrussisch“ oder „Russine“ und „russinisch“ aus dem Grunde beibehalten, weil das über vier Millionen zählende sogenannte ruthenische Volk in Galizien, Nordost-Ungarn und der Bukowina sich nie

in die Leber, aus der Leber in die Milz, aus der Milz in das Herz, aus dem Herzen in die Milz, aus der Milz in die Leber, aus der Leber in das Fleisch, aus dem Fleisch in die Haut, aus der Haut in den Won hinein!

nacheinander in einem Athemzug

Gegen die Anschwellung des Kuheuters.

Die Geschwulst, die Hundsbrut wurde so gross wie ein Apfel, von einem Apfel wie eine Nuss, von einer Nuss wie eine Bohne, von einer Bohne wie eine Erbse, von einer Erbse wie ein Mohnkörnchen und zuletzt wie nichts. So möge auch die Geschwulst, die Hundsbrut verschwinden, wie der Schaum auf dem Wasser, der Thau auf dem Grase und das Wachs im Feuer verschwindet.

ein „ruthenisches“, kleinrussisches“ oder „russinisches“ Volk — „rutenskij“, „malorusskij“, „russinskij“ naröd — sondern stets ein russisches Volk -- russkij narod — und seine Sprache eine russische Sprache -- russkij jasyk oder russka mowa — nennt. Der sogenannte ruthenische Bauer in den genannten drei Ländern würde den nicht verstehen, der ihm z. B. sagen würde: „Ty howorysch porutenski, po-malorusski oder po-russiniki“ — du sprichst ruthenisch, kleinrussisch oder russinisch. Die Bezeichnung Ruthene und ruthenisch hat eine historisch-politische Bedeutung, indem man auf diese Weise die Russen in Oesterreich-Ungarn von ihren Stammesgenossen in Russland unterscheiden wollte.

Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen.

Gesammelt von J. Sembrzycki, Königsberg in Ostpr.

(Fortsetzung.)

101. Jenne Frû jäb: Kindszhand öß bö! gestillt! Da gëf se em e Grumpel önnne Hand, on dat Kind wurd' öf stöll!

102. Käkst noch wat, denn bliw öck! Scherzhafte Antwort, wenn ein Besuch zu noch längerem Bleiben aufgefordert wird.

103. De faun drë-erlei op ënmal: kacke, pöffe öf Spëner lese.

104. Wie du kummscht, so du jösch! — sagt' der englische Spielmann. (Memel.) Wie du kommst, so du gehst. — Nachahmung der englischen Sprechweise.

105. Kranker Wönsch mott lostig sin; wer wët, wie lang he lëwt! Scherzhafte Aufmunterung an moralisch deprimirte Kranke.

106. Dat öß e arm' Kräpel: hefft man acht Fingre on twee Däme!

107. Madamke, de Käte lacht! De Freilich' grapscht önnne Milke! Freilich': Fräuleinchen. cf. Frischb. II, 1758.

108. Dat sön all langbënsche! Von halberwachsenen Mädchen.

109. Das iz e Lëbche! Ausdruck sowohl der Befriedigung über ein genußreiches, als der Unzufriedenheit über ein mühseliges Leben.

110. Lebensbaum, bei Königsberg (Maulen, Brandenburg, Pr. Eylau) nicht Saxifraga sarmentosa L., sondern Verbascum Thapsus (Königsferze.)

111. Heut' ess' ich mein Leibgericht! Zur Entschuldigung, wenn man beabsichtigt, seine Mittagspause etwas länger als sonst aus-zudehnen.

112. Könnne Se vlecht lese? „D ja!“ Na, denn lese Se mi doch mal de Krömel ute Marsch! Uz Frage. „vlecht“ = vielleicht.

113. Jedder hefft sin Lëde, oder de Wärlëder hefft twë: he mott sin't lëde on öf dem Wärlëde. Wortspiel: leiden und leiten. — „oder“ = aber.

114. Alles liebt und paaret sich, nur ich allein bleib' überig! Klage der alten Jungfer. Dereu Trost cf. Nr. 96.

115. Lirum, larum, Löffelstiel, Corinthe sön nich Plüme; on wer kēnem göde — hefft, mäkt et mötem Dūme.

116. He seggt: hält Fösch! — on göfft kēne Lösche. Ertheilt einen unausführbaren Befehl.

117. Nu is alles gelogen! Nun ist's alle! Nun ist alles verfracht, Matthäi am Letzen!

118. Lämmel vom Land, wie di'r öß de Botter!? Ausruf, um einer dritten Person bemerklich zu machen, daß man sie für das erste Wort der Redensart halte.

119. Dat öß dem Väder sin erschtet Mäksel. Das Erstgeborne.

120. Was sull mer mächen, was sull mer thün? Got mer kain Kalb, schlach' mer a Hühn! Jüdisch = deutsch. — Man muß sich nach der Decke strecken.

121. Wat mäkt nu, Wönsch, wat deihst, wenn op Paräskes geihst? Ausdruck der Rathlosigkeit. Nur die allerärmsten Bettler tragen heute noch Paräskes (Wastische).

122. Ol' Mann, ol' Narr!

123. Wenn de Rogge wäre ripe, wenn de Pogge wäre pipe, wenn de Dēre wäre fnarre, mäke de Wergelles de Junges tom Narre. Also zu jeder Jahreszeit, immer.

124. „Marienburg ex luto, Ofen e saxo, e marmore Mailand“. Hexameter zur Bezeichnung des Baumaterials dieser drei im Mittelalter als die schönsten geltenden Schlösser. Bei Frischbier II, 1787 irrig „Marienburg ex ligno“; die Marienburg ist aus Lehmziegeln erbaut.

125. Marie, Marie, Marickelke, hefft op e Büt e Pickelke, mangte Bēn' e Häske on önne Marsch e Bläske.

126. Op en gottlos Mül gehört e gottlose Hand!

127. Wie Se mēne, Frū Gawehe; wie Se wulle, Frū Matulle. Gawehs, Matullis. litauische Eigennamen.

128. Nu kann ich mithalten mit dem, der noch nuschst gegessen hat! Wenn Jemand seinen Niesenhunger so halbwegs mit einer Portion gestillt hat, die für einen gewöhnlichen Sterblichen mehr als genügend wäre; vom Bielfraß.

129. Dat mott gahne, on wenn wi alle grine! „Der Bien' muß.“

130. Wat mott sön, dat mott sön; am Siundag mott Fleisch sön, on dat möt Recht, on noch darto möt Semp! So räsonnirte der mit dem Essen unzufriedene Ruecht; der unbemerkt hinter ihn getretene Herr verabreichte ihm, gerade als er das Wort „Semp“ aussprach, eine kräftige Ohrfeige. Das war der verlangte Senf zum Fleisch.

131. Wat göfft Ries? — De Robbel hefft gefist. Abfertigung auf die Frage, was es Neues gebe.

132. Die hat 'ne rechte Niederung'sche Pacht. Einen sehr üppigen Busen. — Die Niederung bei Tilsit ist ihrer Fruchtbarkeit wegen berühmt, ebenso wie die dort wohnenden Bauern ihrer Wohlhabenheit wegen.

133. Mül nōmm, Marsch sēh', wo't lettst. Von einem Bielfresser oder Habgierigen.

134. Der wird genommen! Der wird herangekriegt, besonders Chicanös.

135. Jetzt ist alles im Tipp-Tapp-Ordnung. (Memel.)

136. Drntlich -- schött de Hund! Antwort auf die Ermahnung, man möge etwas „ordentlich“ machen.

Geheime Sprachweisen.

Eine Enquête von F. S. Krauß.

26. Wenn Kleiboattel niſcht hoat, Prahlbottel hoat goar niſcht. (Wenn der Klagebeutel nichts hat, der Prahlsbeutel hat gar nichts, oder wie man sagt: „Wenn man beim Greiner nichts findet, beim Rühmer findet man gar nichts.

So sprachen wir als Schulkinder vor 65 Jahren in Dittersbach bei Friedland in Böhmen. Der Ton auf der ersten Silbe.

27. Eneuwe erede ageſbe eutelbe iſchtene ateh raſtepe eutelpe ateh arege iſchtene.

Eneuwe aneme eimebe Aeinerge iſchtene indetſe eimebe Uehmere indetſe aneme arege iſchtene.

Wien.

Walter Elger.

28. Ku-Sprache. Vor jeder Silbe wird ein „ku“ gesprochen. Der Satz „kudu kubirt kuein kuekuſel“, den wir uns als Schulknaben oft zuriefen, ist mir im Gedächtnis geblieben. In Czernowitz ist diese Sprache sicher auch jetzt bekannt und üblich, ebenso wie die Pe-Sprache. Ob sie auch anderwärts gang und gäbe ist, weiß ich nicht.

Czernowitz (Butowina).

Raimund Friedrich Rindl.

29. The Slang dictionary, London 1865. One old English mode of canting . . . was the inserting a Consonant betwixt each syllable: thus tacing g: how do you do? would be: howg dog youg dog? the name . . . was „Gibberish“.

30. Another eant has recently („before 1848“) been attempted by transposing the inctiae letters of words, so that a mutton chop becomes a cectton mop, a pint of stout a stint of pout . . . This is called Marrow-skying or Medical Greek from its use by medical students.

31. The language of Ziph, is another nide mode of disguising English in use among the students at Winchester College, cfr. Mr. Mansfield's School Life at Winchester College. page 26.

page 275. The Back Slang, the secret language of Costermongers.

32. The main principle of this language is spelling the words backwards, — or rather pronouncing them rudely backwards

Woman — Namow pl. s

Pound — Dunop

Yenep — Penny; Evif Yeneps — Five Pence.

33. Instances of an exactly similar secret dialect are found in the Spanish „Germania“ and French „Argot“.

Plato, silber Germ. Taplo | folle Argot Loffe

Demia, strümpfe — Media | La Force — Lorceffe.

34. The Bazeegars, a wandering tribe of jugglers in India form a Bach Slang in the following manner:

Hindustanee	Ag, feuer	Bazeegar: Ga.
	Lamba, lang	Balium.
	Dum, athem	Müdu.

35. page 285. The Rhyming Slang, or the substitution of words and sentences, which rhyme with other words intended to be secret. „Birch broom“ -- room; „Applex and pears — stairs; „Cain and Abel“ — a table; „Charley Prescott“ — a waistcoat. „Sugar Candy“ — brandy.

Darum bei Bramminge, Dänemark.

H. J. Feilberg.

Kleine Mittheilungen.

1. **Totengebräuche.** 1. Es darf in den Sarg kein Gegenstand mit dem Namenszuge eines Andern kommen, sonst stirbt die Familie aus, der der Namenszug angehört.

2. Bei der Leichenwache trinken manche Leute keinen Brauntwein, weil sie glauben, der Geist stecke die Finger hinein, um zu schweden.

3. Wenn der Sarg fortgetragen ist, müssen die Böcke und Laken, welche bei der Ausbahrung gebient, schnell fortgenommen werden, sonst hat der Tote keine Ruhe.

4. Wenn die Leiche fortgetragen wird, darf das Zimmer, in dem sie stand, nicht eher ausgefegt werden, bis sie begraben ist, sonst kann der Geist nicht zu seinen Angehörigen zurückkehren.

5. Wenn die Stelle, auf der der Sarg gestanden hat, mit Wasser besprengt wird, dann kommt der Geist nicht mehr zurück.

6. Wenn beim Begräbnis einem der Anwesenden irgend ein Gegenstand ins Grab fällt, so stirbt der Betreffende bald.

7. Wenn man bei einer Beerdigung, während der Sarg ins Grab gesenkt wird, dem Totengräber durch den Arm sehen kann, sieht man den Geist.

8. Beim Leichenschmaus läßt man einen Platz für den Verstorbenen offen und deckt auch für ihn, damit er an dem Mahl teilnehmen kann. Wenn dasselbe beendet ist, machen die Leichenträger alle Türen auf, damit der Geist wieder hinaus könne.

Königsberg.

H. Frischbier.

2. **Kinderreime.** Leuten, die mit einem Krüge in der Hand nach anderen Dörfern pilgern, schreien die kleinen Kinder oft folgendes Heinelein nach:

„Ziegabock, wu gießt De hien?

„Ei a Busch noch Süßbeeren? (Brommbeeren),

„Süßbeeren warn sauer wern“,

„Der . . . wird a . . . wern!“

Jungen Leuten, welche die ganze Nacht hindurch auswärts gewesen, gilt dieses Poem:

„Korle, Schmorte, Schenkerbeen,

„Nimm de ganze Nacht nich heem,

„Nimm gepiffa and gesunga,

„Mit da tumma Schusterjuuga.“

Schlaupiß, Dom. 26. Sept. 1890.

Karl Knauth.

3. **Namen der Finger.** Luesenknieder, puttenßlider, langer Maier, goßn Rink, lütje Finger oder lütje Peter Fuhrmann oder korter Jehann. (Dithmarschen.) Luesenknieder, puttenßlider (Erste: pottenßlider), langer Jehann, Steckehann, lütje Peter Fuhrmann (Stapelholm.) Tummeltort (dän. toume = Daumen, Slidertpott, langer Mann, Goldrand, lütje Peter Spillemann (dän. spillmand = Spielmann.) (Løndern.)

H. Volksmann.

4. **Gottesgericht im Herzögischen.** Nach der Mitteilung Karadžić's im serb. Wtb. heißt man serbisch die Aufstellung eines Gottesgerichtes zur Erkundigung eines Diebes *mazija*. Er beschreibt dort den seinerzeit in Serbien üblichen Vorgang und gebent zwei Männer, die den Volksglauben an sich erfahren mußten. Eine gleichlautende Beschreibung verdanken wir Vuk Brđević. Daß der Brauch noch nicht außer Gebrauch gekommen, beweist folgender Fall, der Anfangs August d. J. in Sarajevo im Bosnischen endgültig bei Gerichte ausgetragen wurde. Am 10. October 1889 wurde im Hause der Witwe Doma Nizic aus Krehingradac bei Mostar ein Diebstahl verübt und eine Anzahl verschiedener Silber- und anderer Gegenstände im Gesamtwerte von etwa 50 fl. gestohlen. Die Beschädigte erstattete die Anzeige beim Ortsältesten Mišo Vertić, der sogleich, ohne den Gendarmereiposten von dem Vorfalle zu verständigen, auf folgende Weise die Erkundigung des Diebes vornahm: Er herief sämtliche Dorfbewohner und tat ihnen kund und zu wissen, daß er den Dieb sofort ausfindig gemacht haben werde. Zu diesem Behufe ließ er in einem Kessel Wasser sieden und warf dann einen Feuersteinstahl (Čakmak) hinein. Hierauf verkündete er, daß die des Diebstahls verdächtigten Mija Čavar, Ante Behar, Stipan Čarapina und Grga Planinić nacheinander versuchen müssen, den Stahl mit der bloßen Hand aus dem siedenden Wasser zu holen. Wenn sie unschuldig seien, hätte das Wasser keine Wirkung und ihre Hand werde unverletzt bleiben; im anderen Falle wären sie als die Diebe zu betrachten. Das „Gottesgericht“ wurde in Gegenwart der Volksmenge tatsächlich vollzogen und das Ende war, daß sich die vier Genannten die Hände ganz und gar verbrühten. Die Sache kam jedoch dem Gendarmereiposten zur Kenntnis und der erstattete beim Land-Bezirksamte in Mostar die strafrechtliche Anzeige gegen den Ortsältesten. Beim Verhöre verteidigte er sich damit, daß die von ihm vorgenommene Art der Diebesjuche auf einem althergebrachten „šadet“ (Brauch) beruhe, und daß er im guten Glauben gehandelt habe. Auch die Verletzten sagten entlastend für Vertić aus, nicht er, sondern die Volksmenge habe sie gezwungen, ihre Unschuld durch Hineingreifen ins heiße Wasser mit der bloßen Hand darzutun. Der Richter verurteilte Vertić wegen Mißbrauches seiner Befugnisse zu 15 fl. Geldstrafe, bezw. zu drei Tagen Gefängnis, welches Urtheil die höhere Instanz bestätigte. R.

5. **Fell verkaufen.** (I. S. 113 u. f., 139.) Wird von der Karlshütte bei Rendsburg eine Leiche in Fockbeck beerdigt, so heißt eine Einkehr in ein Wirtshaus „dat Fell versupen“. Das wäre auch ein Beispiel aus dem südl. Schleswig.

H. Volksmann.

6. **Rätsel.**

„Id güng up'n barg sitten,
 „id wull min schoh fliden;
 „da fēm de grote grüppel,
 „de nēm mi den fūppel;
 „da fēm de bunte buck,
 „da satt id mi dunn up
 „nu rēd' den barg wolk up un dunn.“

Ist dieses Rätsel auch anderswo bekannt und wie heißt die Lösung?

Barthim i. W.

J. Willhof.

Vom Büchertische.

16. **Sepp, Prof. Dr.:** Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volkssagen, Aufzügen und Festgebräuchen bis zur Gegenwart. Mit durchgreifender Religions-Vergleichung. München 1890. J. Lindauer (Schöpping) XX u. 419. 8°.

Der Spruch „Introite, nam et hic sunt Dii“ dient dem Buche als Motto. Sepp ist als Theologe genug berühmt und hat als Sammler von Volksüberlieferungen unbestreitbare Verdienste. In diesem Werk versucht er in 161 Abschnitten ein Bild des deutschen Volksglaubens aufzurollen. Sepp weiss wirklich sehr viel, aber er ist vielmehr Theologe als Folklorist. Als Mythologie gehört er noch der älteren Schule an, ohne eigentlich Grammatiker zu sein. Er vergleicht frischweg und munter darauf los, erklärt die urweltliche Drachenlegende, die vier-tausendjährige Melodie der Gredl in der Butten, den Metzgersprung und die attischen Buphonien, das Schembartlaufen in Nürnberg, der Nornenstadt, die Weltsage vom Rattenfänger als Parallele zu den Wundern Mosis usw. usw. Die Sachen sind sehr unterhaltlich. Ein Register fehlt.

17. Hazellius, Artur: Afbildningar af Föremål i Nordiska Museet. Island. Stockholm 1890, 20 Tafeln in 4^o und 7 S. Text verf. v. Rolf Arpi. Es sind 108 Bilder von Trachten, Schmuckgegenständen, Hausgeräten, Kalenderstäben und Werkzeugen, die uns in ausgezeichneter Ausführung vorliegen. Das Heft ist eine unerlässlich notwendige Ergänzung zu Maurers Werken über Island. Hazellius hat sich als Schöpfer des unvergleichlichen Museums in Stockholm nicht bloss für sein Vaterland sondern für die gesammte wissenschaftliche Welt, namentlich für die Volks- und Völkerkunde, ein ganz gewaltiges Verdienst erworben. Wer noch seine Schöpfung besucht hat, war entzückt über die Herrlichkeit der mit unsäglicher Mühe und Anpöpfung von Hazellius aufgesammelten Schätze. Darüber gewährt uns nähere Aufschlüsse ein Sammelwerk: Das Nordische Museum in Stockholm. Stimmen aus der Fremde (Als Beilage: Führer durch die Sammlungen des Museums) Stockh. 1888. 112 S. gr. 8, welches Berichte von F. Krauss, J. Mestorf, F. Liebrecht, R. Mejborg, W. Quarles van Ufford und Zachris Topelius enthält. Bessere Führer durchs Museum braucht man sich kaum zu wünschen. Wollte Gott, dass man auch in deutschen Landen solche Museen für das heimische Volkstum errichten möchte. Wo sind aber unsere Hazellius?

18. Chelchowski, Stan.: Powieści i Opowiadania ludowe z okolic Przasnysza. Część II. (Volksmärchen und Sagen aus dem Bezirke von Przasnysz) Warschau, M. Arct 1890. IV, 151. Das ist das 6. Bändchen der von Karłowicz herausgegebenen „Weichsel-Bibliothek“ (vgl. Am U.-Q. I. S. 144), einer höchst wertvollen Ergänzung zur Ztschft Wisła. Ein Fachblatt kann eben unmöglich grössere Sammlungen von Sagen zum Abdruck bringen, sondern muss sich darauf beschränken, kleinere Beiträge, die für die Buchform zu gering sind, vor dem Untergang zu bewahren. Auch darf eine Ztschft. nicht zu viel altbekannter Dinge mitteilen, wie solche bei einer Sagensammlung unvermeidlich sind. In einem Buche erregt dergleichen gar keinen Anstoss. Das ist auch bei Ch.'s Sammlung der Fall. Es sind fast alle Stücke Varianten ähnlicher Erzählungen bei Kolberg. Neu klingt mir Nr. 69 (St. Maria erzieht ein verlogenes Mädchen) und Nr. 74 (Der Wind als Mann personificirt beschämt öffentlich ein unartiges Mädchen). Nr. 6 und 82 sind Varianten der Sage vom toten Gast (vgl. Am Urds. VI. 146 und Am U.-Q. I. 72), Nr. 59 Var. der Lenorensage, Nr. 63 Var. vom Gevatter Tod, Nr. 77 Wettlauf des Swinigels mit dem Hasen (vgl. R. Andree in Ztschft. f. Ethnol. Berl. 1887), Nr. 75 St. Peters Mutter in der Hölle (bei den Südslaven ungemein verbreitet), Nr. 71 eine hübsche Geistergeschichte. Für mundartliche Kenntniss ist die Sammlung sehr wichtig. Die

Erklärung der Provinzialismen kommt erwünscht. Chelchowski ist ein tüchtiger Jünger Karłowicz's.

19. **Kaindl, Raimund Friedr. und Manastyrski, Alexander:** Die Rutenen in der Bukowina II. Teil. Czernowitz 1890. H. Pardini 985. Der erste von den zwei Abschnitten dieses Bändchens enthält eine volkstümliche Schilderung der Geschichte der Rutenen, der zweite aber bringt uns mancherlei schöne Belehrung über das Bauernvolk der Gegenwart (Geburtsgebräuche, Liebesleben, Hochzeitsgebräuche, Adoptivkinder und Dienerschaft, Leichenfeier, Haus- und Hof, Rechtsanschauungen und Oekonomie). K. und M. sind zuverlässige Sammler, aber den Mythendeuter Hanusz sollten sie nicht citiren, weil für ihn kein Raum in der Volkskunde mehr ist.

20. **Pitré, G.:** Folklore giuridico dei fanciulli in Sicilia. Palermo 1890, S. 6. Dies bloss in 25 Ex. abgezogene Schriftchen ist eine ebenso sinnige als wissenschaftlich schätzenswerte Liebesgabe eines Sohnes zum achtzigsten Geburtstag seines Mütterchens, der Frau Maria Pitré, geb. Stabile. Es wäre gut, wollte sich ein Sachverständiger der nicht geringen Mühe unterziehen, in gleicher Weise auf Grund der deutschen Kinderspiele festzustellen, „was gilt und was nicht“ und „wer mit spielen darf und wer nicht“.

21. **Freybe, Dr. Albert:** Züge deutscher Sitte und Gesinnung. 3. Hft. Das Leben im Dank. Der Verfasser, vom Denken und Danken ausgehend, im Weiteren zum Opfer fortschreitend, und zum lieben Brot übergehend u. s. w. reiht in hübscher Weise Altes und Neues in Sitte und Brauch an einander. Es ist wirklich herzerquickend Freybe's Schriften zu lesen. Der Mann versteht es, aus dem Gemüt des deutschen Volkes zu Gemüt und Verstand zu sprechen.
H. V.

22. **Lechleitner, Franz:** Tiroler Bauernspiele. J. Bacmeister. Eise nach 1890. In den Alpen behauptet sich heute noch die dramatische Kunst in Bauern-Spielen. Die Spiele der Oberammergauer in Bayern haben bekanntlich einen Weltruf. Spiele solcher Art werden immer seltener, aber noch stehen die Bauernbühnen zu Pradl, Reutte u. s. w. Leider haben die Spiele von ihrer Ursprünglichkeit viel eingebüsst; es wurde so gut wie gar nichts damit geboten. Lechleitner bietet uns in den vorliegenden 3 Spielen dar: Josef Speckbacher, der Schützenkönig von Riun oder der Franzosenkrieg von Anno 1809, Sunnwendgluten und die Schlangenburg auf Frankenstein. Es ist Lechleitner gelungen, an der Hand der Ueberlieferung diese Spiele dem Volke abzulauschen, anzupassen und glücklich nachzubilden. Wir hätten einer ethnographisch getreuen Aufzeichnung den Vorzug eingeräumt.
H. V.

23. **Fachzeitschriften:** The Journal of American Folklore, ed. Newell. III. 10: Culin: Customs of the Chinese in Am., Pendleton: Negro Folklore and Witchcraft in the South; Newell: The Symbolisme of Backgammon; Bourke: Apache Mythology; La Fleche: The Omaha Buffalo Medicine-men; Bolton: Gombay, a festal rite of Bermudian Negroes; Dorsey: The gentile system of the Siletz tribes etc. — Revue des trad. pop V. 9 u. 10: Sébillot: Les mines et les mineurs; Certeux: Les calendriers des illettrés; Sébillot: Les pendus. etc. — La Tradition IV. 8: Dragomanov: Les noces du

soleil; Sinval: les Russes chez eux etc. — Ethnographia, Budapest 1890. Nr. 8 mit Beiträgen von Baróti. Katona, Nagy und Thüry. —

24. **Das Ausland**, Nr. 44—51. 1890. Schurtz: Trachtenkunde Afrika's; Cunow: Altperuanische Dorf- und Marktgenossenschaften; K. Friedrichs: Das männliche Wochenbett; Gatschet: Eine Schöpfungssage der Kayowe-Indianer; Quedenfeldt: Das türk. Schattenspiel in Magrib; Alsb erg: Das Recht im Völkerleben; J. A. Jacobsen: Nordwestamerikanische Sagen; F. J. Pajeken: Religion und religiöse Vorstellungen der Arrapahoë-Indianer.

25. Einläufe: Pierers Konversations-Lexikon VII. Aufl. herausg. von Kürschner. Hft. 115—24. (Haller—Homb.) — Hazelius A.: Samfundet för Nordiska Museets främjande. Stockh. 1890. — Dr. A. Wiedemann: Le culte des animaux en Égypte. 24 S. (Eine wichtige Ergänzung zu des Verfassers Werk über die Religion der alten Ägypter. Vrgl. Am U-Q. II. S. 51.)

Wilhelm Krauss,

mein Vater, ist am Donnerstag, den 27. Nov. 1890 um 7 Uhr 35 Min. Abends sanft und ruhig entschlummert. Er hat am 17. Sept. 1813 zu Bonyhád in Ungarn das Licht der Welt erblickt. Von Haus aus war er dazu veranlagt und bestimmt, die Gelehrtenlaufbahn einzuschlagen. Die Not des Lebens drängte ihn in den Kaufmannsstand, doch entsagte er darum nicht der Wissenschaft. Er war von ausgedehnter Belesenheit in der hebräischen und deutschen klassischen Literatur und dabei ein Mann von ausserordentlicher Rechtschaffenheit und Herzengüte, gleich seiner Gattin, meiner verewigten Mutter. Er schrieb viele Jahre hindurch über jüdisches Volkstum für die Allgemeine Ztg. des Judentums und begünstigte durch Rat und Tat meine slavischen Volksforschungen. Mehr als ein Entwurf wurde vernichtet, wenn er sein Gutachten nicht fand, und in den jüngsten fünf Jahren erschien keine Zeile von mir in der Oeffentlichkeit ohne seine Kritik vorher erfahren zu haben. In meinem Werkchen „Kroatien und Slavonien“ rührt der Abschnitt über die Handelsentwicklung von ihm her; er kannte das Land, in welchem er 53 Jahre verbracht, nach allen Richtungen. Ihm verdanke ich auch viele Angaben im „Volks-glauben und religiösen Brauch der Südslaven“, die sich sonst nirgends gedruckt vorfinden, welche aber nur er wissen konnte, der die Ereignisse miterlebt. Sein ausgereiftes Urtheil hat meine Bestrebungen mächtigst gefördert. Nur auf seinen Wunsch übernahm ich die Leitung dieses Blattes. Die Enquête über geheime Sprachweisen hat er angeregt. Er war ein wahrer Förderer unseres Ur-Quells. Unsere Leser mögen ihm ein gutes Andenken bewahren.

Wien.

Fritz S. Krauss.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII, Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Druck von H. Timm in Lunden. Commissionsverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatsschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

AM UR-QUELL.

Monatschrift für Volkskunde.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.“

V. Hft. II. B.

Bezugspreis:

Ganzjährig 4 M. = 2 fl. 40 kr.

1891.

Die Kosmogonie der Cherokee.

Die Cherokee- (Tscheroki, richtig Tsálaki) Indianer bewohnten ehemals die gebirgigen Gegenden Nord- und Süd-Carolinas, Georgias und Jennersee's, und zählten ungefähr fünfzehn tausend Seelen. Im Jahre 1838 wanderte der grösste Theil nach dem „Indian Territory“, westlich vom Mississippi aus, wo sie seither grosse materielle Fortschritte gemacht haben. Ungefähr fünfzehn hundert Seelen leben noch in ihrer alten Heimat in Nord-Carolina, wo sie noch ihre Sprache, Mythen und religiösen Bräuche bewahren, deren Erforschung ich mir nun mehrere Jahre hindurch angelegen sein lasse. Nach dem Glauben der Cherokeesen ist die Erde eine ebene Fläche; der Himmel ist ein überhängendes festes Gewölbe, welches am Horizont sich zur Erde hinab senkt. Im Osten und Westen hebt und senkt sich dieses Gewölbe fortwährend und ohne Unterbrechungen, und ahmt somit eine Scheere nach, die sich öffne und schliesst. Durch die Oeffnung im Osten kommt die Sonne jeden Morgen hervor, steigt der Wölbung entlang in die Höhe, und verschwindet Abends durch die westliche Oeffnung. Dann kehrt sie oberhalb des Himmelsdaches zurück und erreicht das östliche Thor am folgenden Morgen.

Die Sonne ist ein Weib und der Mond ist ihr Bruder. Vor langer Zeit war der Mond gewohnt, seine Schwester in der Dunkelheit der Nacht zu besuchen und bei Annäherung des Tageslichts sie zu verlassen, so dass sie sein Gesicht niemals sehen konnte. Die Sonne war neugierig und wollte wissen, wer ihr nächtlicher Besucher eigentlich sei; sie steckte ihre Hand in die Asche des Heerdfeuers, und als in der Nacht ihr ungesehener Gast ankam, gelang es ihr, seiner unbewusst, die Asche über sein Gesicht zu reiben. Am nächsten Morgen wurden Flecken am Anlitz des Mondes sichtbar und verrieten ihn; seitdem schämt er sich die Sonne zu treffen, vielmehr sucht er immer die entgegengesetzte

Richtung des Himmels auf, und zeigt sich erst dann vollständig, wenn die Sonne zur Ruhe gegangen ist. Die Eskimo erzählen einen gleichartigen Mythos. Beim Sonnenuntergang sagen die Cherokeesen: „Die Sonne geht zur Ruhe.“

Die Sterne sind Lebewesen wie die Vögel, mit dicken runden Leibern, und Köpfen, wie der Kopf einer Schildkröte, haben aber weder Augen noch Füsse. Einmal sahen Jäger, die sich Nachts im Walde gelagert hatten, auf der angrenzenden Bergseite sonderbare Feuerkugeln, die sich auf der Erde unter den Bäumen bewegten. Sie verwunderten sich und betrachteten die beweglichen Lichter, bis sie bei Anbruch des Tages verschwanden. Morgens gingen sie an Ort und Stelle und fanden dort zwei grosse kugelförmige Gegenstände mit feinen Flaumfedern bedeckt, welche Feuerfunken aussandten, sowie sie vom Winde bewegt wurden. Die Jäger brachten dieselben mit ins Lager und behielten sie eine Woche lang. Jede Nacht erglänzten beide Gegenstände in lebhaftem Lichte, nahmen aber, wenn der Tag sich näherte, eine totenbleiche Farbe an. In der siebenten Nacht, während die Jäger um ihr Feuer gelagert waren, sahen sie die Kugeln sich plötzlich von der Erde erheben und geschwinde über die Baumkronen steigen, bis sie den Himmel erreichten, und unter ihren Gefährten, den übrigen Sternen, Platz nahmen.

Die Plejaden sind als „die Knaben“ bekannt, jedoch verschiedenen Ursprungs. Bei den Cherokeesen, wie in unserer Mythologie, gibt es ihrer sieben, ein Stern aber ist verschwunden. Vor langer Zeit hatten in einer der alten Ansiedlungen sieben Knaben, von welchen ein jeder einer anderen Familie angehörte, die Gewohnheit, ihre Zeit mit Spielen und Tanzen um das „Stadthaus“ herum, zu verbringen. Ihre Mütter tadelten sie oft vergeblich, bis endlich die Knaben ärgerlich zu ihnen sagten: „Wir werden bald an einen Ort gehen, wo Ihr uns nie mehr schelten könnt!“ Dann verliessen sie die Wohnungen ihrer Eltern und begaben sich wie zuvor nach dem „Stadthause“. Es wurde nun Abend, ohne dass sie zurückkamen. Die Mütter wurden ängstlich und gingen hinaus, um sie zu suchen. Sie fanden sie in einem Kreis rings um das Stadthaus tanzend, und als sie sie betrachteten, schien es ihnen, dass mit jedem Kreis die Knaben sich höher über der Erde erheben, als ob sie in der Luft stünden. Voll Erstaunen betrachteten die sieben Frauen die Szene. Die Knaben kreisten in der Luft, flogen höher und höher, bis endlich ihre Füsse sich in der Höhe der Dachrinne des Stadthauses befanden. Als die Mütter wieder zu Sinnem kamen, liefen sie herbei, um ihrer Kinder habhaft zu werden. Aber es war zu spät — die Knaben waren ihrem Bereiche entflohen. Einer Frau allein gelang es mit gewaltsamer Anstrengung, den Ffuss ihres Sohnes zu ergreifen und ihn herab zu ziehen; doch durch das Gewicht des Falls schlug sein Leib auf den Boden wie eine Kanonenkugel und drang hinein, so dass sich die Erde über ihm schloss. Die sechs anderen fuhren fort zu steigen, bis sie den Himmel erreichten, und dort wurden sie in die Plejaden verwandelt.

Ein Jahr später öffnete sich der Grund an der Stelle, wo der Junge verschwunden war, und ein junger Baum hob dessen Kopf über der Erde empor. Er gehörte einer Gattung an, die früher unbekannt war, und die Menschen betrachteten ihn mit Neugier. Er wuchs sehr geschwind und in wenigen Nächten — denn die Indianer rechnen nach „Ruhem“ oder Nächten statt Tagen — war er zu einer majestätischen

Fichte geworden. So entstand die Fichte, und sie ist aus obiger Ursache mit den Plejaden verwandt. Wenn die Indianer Nachts den harzigen Fichtenknoten ins Feuer werfen, um die Hütte für den Tanz zu erleuchten, so sagen sie, während die Flamme auflodert, „Sieh, es ist ein Stern!“

Die Milchstrasse nennen sie, „Wo der Hund lief.“ Jemand — das Märchen sagt nicht wer — hatte einst eine Mühle am Himmel. Ein Hund war gewohnt Nachts dahin zu gehen, um Mehl zu stehlen, und der weisse Streifen am Himmel zeigt, wo das Mehl von seinem Hunde abfiel, während er davonlief.

James Mooney.

„Non olet“.

von Dr. M. Landau.

Herr Richard Andree hat in seinen Ethnographischen Parallelen und Vergleichen (Neue Folge, Leipzig 1889) auch dem „Völkergeruch“ ein Kapitel gewidmet, zu dem ich hier einige Nachträge und Berichtigungen geben möchte.

Der berühmte Ethnologe sagt gleich im Eingang seiner betreffenden Abhandlung, dass die verschiedenen Racen verschieden riechen und dass der eigenthümliche seinen ganz besonderen Charakter zeigende Hautgeruch der Völker sich unter keinen Umständen verliert und dass selbst die grösste Reinlichkeit, das sorgfältigste Waschen ihn nicht zu entfernen vermag. (S. 213) Zur Bekräftigung und Illustration dieses Satzes führt er dann die Berichte von Reisenden und Anthropologen an. Es ergibt sich daraus, dass die verschiedenen Völker für die Gerüche der andern mehr oder minder empfindlich sind, dass aber meistens der allophyle Geruch einen unangenehmen Eindruck macht, mit andern Worten, dass ein Volk von einem andern, besonders wenn es demselben feindlich ist, gern sagt, es stinke.

Der berühmte Satyriker Swift, der ein sehr feiner und scharfer Beobachter der geistigen und körperlichen Eigenschaften, besonders der unangenehmen und schlechten der Menschen war, erzählt in seinen „Reisen Gullivers“ (Reise nach Brobdingnag Kap. 5) er habe den unangenehmen Hautgeruch der riesigen Hofdamen nicht aushalten können. „Ich sage dies nicht“, fährt Lemuel Gulliver fort, „um diese Damen herabzusetzen, aber ich meine, dass mein Geruchssinn meiner Kleinheit entsprechend viel schärfer war und, dass diese vornehmen Persönlichkeiten für ihre Liebhaber oder für einander nicht unangenehmer rochen als Personen desselben Ranges bei uns in England. Uebrigens war ihr natürlicher Geruch noch erträglicher als die Parfüms, die sie gebrauchten, welche mir Ohnmachten verursachten.“ Er berichtet dann weiter, dass während seines Aufenthalts in Lilliput die Däumlinge, welche dieses Land bewohnten, sich über seinen Geruch beklagten, „obwohl ich nicht ärger rieche als andere Männer, aber ich denke mir, dass ihre Geruchswerkzeuge im Verhältniss zu den meinigen um so viel empfindlicher waren als meine zu den der Riesinnen.“

Wenn Andree dann einem französischen Anthropologen nacherzählt, dass die Kanacken in Neu-Kaledonien sogar die Excremente von

Weissen und Schwarzen an der Verschiedenheit des Geruchs erkennen, so sagt auch einmal Swift, freilich mehr scherzhaft, dass er die Excremente von Engländern und Irländern unterscheiden könne.“¹⁾

Wir sehen also, wie Swift zwischen Racengeruch und zufälligem Geruch zu unterscheiden weiss, eine Unterscheidung, die auch von Andree gemacht wird, wenn er erzählt, „dass auf Java dem Gesinde verboten ist die unreifen Samen der Parkia speciosa zu essen, da sie infolge dieses Genusses knoblauchartig duften“; ebenso riechen die Kamtschadalen nach Fischen und „lauchduftig“ sind auch Italiener und Provençalen“ bemerkt Andree ganz kurz. Er hätte auch hinzufügen können „die Griechen“, denn vor kurzem hat sich noch ein deutscher Berichterstatter über den „penetrauten Knoblauchgeruch“ auf einem Hofballe in Athen beklagt.²⁾

Etwas ausführlicher behandelt Andree den Knoblauchgeruch der Juden, den er sogar an der Börse gefühlt haben will. Ja er meint sogar, es sei „nicht unwahrscheinlich“, dass die Sage von „dem foetor judaicus wegen dessen die Juden von allen Nationen alter (?) und neuer Zeit verhöhnt und zurückgestossen wurden, von dem unter ihnen verbreiteten Genusse dieses streng riechenden Gewürzes zu allererst herührte. Ein komischer Zug, den Ammianus Marcellinus aus dem „Leben des Markus Aurelius erzählt, beweist, dass schon damals die „Juden in dem erwähnten bösen Rufe standen. Als dieser Kaiser, der „Sieger über Markomannen und Quaden auf einer Reise nach Aegypten „durch Palästina kam, da wurde ihm Gestank und Lärm der Juden so „lästig, dass er schmerzlich ausgerufen haben soll: O Markomannen, o „Quaden und Sarmaten, habe ich doch noch schlimmere Leute als „ihr, gefunden.“

Auch Renan hat sich diese wohlriechende Stelle nicht entgehen lassen.³⁾ Er weiss sogar, dass im ganzen Lande Palästina ein „Gestank des Elends“ (odeur fétide de misère)⁴⁾ herrschte und lässt den Kaiser sagen: „O Marcomanes . . . j'ai trouvé enfin des gens plus bêtes que vous.“

Keiner, der über jene Zeit geschrieben hat, hat sich dieses anscheinend so jüdenfeindliche Citat entgehen lassen, aber keiner hat sich die Mühe genommen, es aufmerksam zu lesen und mancher wird den Ammianns Marcellinus wohl nur so gelesen haben, wie Gulliver in Liliput gewesen ist.

Vor allem hätte es doch auffallen müssen, wie der Kaiser von den Juden sagen konnte, sie seien schlimmer oder plus bêtes als die Markomannen, weil sie schlecht rochen. Auch mit dem Knoblauchduft Andrees verträgt sich die Stelle nicht gut, man müsste denn annehmen, die deutschen Stämme der Markomannen und Quaden hätten beinahe so viel Knoblauch gegessen, als die Juden. Wie die verschiedenen deutschen Stämme zur Zeit der Völkerwanderung gerochen haben, wissen wir freilich nicht, nach Knoblauch wohl aber nicht, eher nach den rohen Thier-

1) Ich konnte die bezügliche Stelle nicht wieder auffinden und bin daher nicht sicher, ob Swift am Geruch oder an anderen Merkmalen die Provenienz erkannt haben will.

2) Allgemeine Zeitung, München, 8. November 1889. Zweites Morgenblatt.

3) Marc Aurèle, ch. XVII, S. 287.

4) Also kein Knoblauchgeruch, wie auf dem griechischen Hofballe.

ellen, die sie zuweilen trugen. Wenn Papst Stephan III. in einem Briefe an Karl den Grossen die Longobarden foetentissima gens, de cujus natione et leprosum genus oiri certum est nannte,¹⁾ so that er es vielleicht nur, um den Frankenkönig desto mehr gegen die Longobarden aufzuhetzen.

Doch kehren wir zu Ammianus zurück, der nebenbei gesagt zwei hundert Jahre nach Mark Aurel lebte, und schlagen wir die Stelle auf, wo er von diesem Kaiser erzählt. Zu unserer Ueberraschung finden wir, dass die Bücher, in welchen er die Zeit Mark Aurels behandelt, schon längst verloren gegangen sind. An der vielcitirten Stelle, (lib, XXII 5) spricht er auch gar nicht von diesem Kaiser, sondern von dem zum Heiden um überetretenen Kaiser Julian, der zwei hundert Jahre nach Mark Aurel lebte. Ob Julian competent war, über Reinlichkeit und Wohlgeruch zu urtheilen, mag man daraus schliessen, dass er mit einer gewissen Selbstgefälligkeit von seinen schmutzigen Händen, seinen langen Nägeln und seinem von gewissen Thieren (*Φυρίδες*) bevölkerten struppigen Bart sprach. Glücklicher Weise hat keiner der erwähnten zwei Kaiser über den Geruch von Juden oder Markomannen geurtheilt. Ammi- nus erzählt nämlich, wie Julian Apostata sich vergeblich bemühte, die unter einander streitenden Christen (nullas infestas hominibus bestias ut sunt sibi ferales plerique Christianorum expertus) zu beruhigen und ihnen zurief: «Höret mich, den die Alemannen und Franken anhörten!» «Er wollte damit ein Wort Mark Aurels nachahmen: Sed parum advertit, hoc ab eo nimium discrepare. Ille enim cum Palaestinam transiret petentium Judaeorum et tumultuantium saepe taedio percitus dolenter «dicitur exclamasse: O Marcomanni, o Quadi, o Sarmatae, tandem alios «vobis inquietiores inveni.» Es waren also die bittenden und lärmenden Juden, welche dem Kaiser lästig fielen und die er für noch unruhiger oder dümmer als die Markomannen erklärte.²⁾

Auf diese Weise wird erst die Stelle klar und verständlich und der foetor judaicus verschwindet, als ob man ein paar Eimer Eau de Cologne ausgeschüttet hätte.

Neben dem Völkengeruch giebt es aber auch einen specifischen Zeitgeruch. Ich glaube nämlich, dass im Alterthum ein anderer Geruch herrschte als im Mittelalter, im Mittelalter ein anderer als in der Gegenwart. Die alten Römer, die so häufig badeten und wohlriechende Salben gebrauchten, werden wohl einen dementsprechenden Geruch in ihrem Reiche verbreitet haben, einen andern als die frommen Leute des Mittelalters, bei deren jede Pflege des Körpers als Sünde galt. Alte venetianische Chronisten erzählen, dass die Frau des Dogen Selvo, eine byzantinische Prinzessin (im elften Jahrhundert) einen bis dahin in Venedig unerhörten Luxus entfaltete: Sie ass mit einer Gabel, gebrauchte wohlriechendes Wasser, trug parfümirte Kleider und wusch sich täglich das Gesicht mit frischem Thau. Zur Strafe dafür bekam sie eine solche Krankheit, dass sie entsetzlich stank.³⁾ Von manchen Heiligen wird rühmend berichtet, dass sie sich nie gewaschen haben und Michelet be-

1) Bei Gregorovius Geschichte der Stadt Rom II 320.

2) Die Lesart *petentium* ist jetzt als die richtigste anerkannt, anstatt *inquietiores* lesen Manche *ineptiores* oder *inertiores*.

3) Romanin, Storia docum-ntata di Venezia libro IV cap. 2. Vergleiche damit die Schilderung eines stinkenden, schmutzigen Eremiten durch den heiligen Pier Damiani, bei Gregorovius IV 99.

hauptet sogar, dass sich auch die tapferen Ritter nicht zu waschen pflegten: „Die Parzival, die Tristan, ja selbst die schöne Isolde wuschen sich nicht, daher hat es sie im romantischen dreizehnten Jahrhundert so fürchterlich gejuht.“¹⁾

Und welchen Eindruck würde auf einen antiken Römer oder mittelalterlichen Ritter unser Jahrhundert mit seinem Geruch von Leuchtgas, Taback und Steinkohlen machen?

Ich will mich hier mit diesen Andeutungen begnügen, vielleicht findet sich Jemand dadurch veranlasst, den Gegenstand gründlicher zu behandeln.

Das Sterben in Oberbayern.

Von Dr. M. Hoefler in Toelz.

Selbst auf das Gemüth des Rohesten macht keine Episode des menschlichen Lebens so sehr Eindruck, als der Augenblick des Sterbens. Am stärksten äussert sich bei diesem Momente der psychische Schmerz, den der Arzt namentlich bei Unglücksfällen und gefährlichen Entbindungen, überhaupt bei allen herzbewegenden Zufällen und Krankheiten am besten beobachten kann. Thatsächlich Erlebtes und Gehörtes oder selbst in Erfahrung Gebrachtes über das Sterben beim oberbayrischen Volk will ich hier kurz mittheilen.

Am Leichtesten sterben die jungen Leute, am schwersten die Alten; je unvorbereiteter, desto leichter. Der Volksglaube weiss noch mehr Bedingungen zum schweren oder zum leichten Sterben. Hat ein Kranker Federn von Hühnern oder Tauben unter sich im Bette, so stirbt er nicht leicht; Hühner und Tauben opferten ja schon im Alterthume die Genesenden; das Volk verwechselt dabei das „nicht leichte“ Sterben mit dem schweren Sterben. Wilderer und Förster, welche am St. Martinstage (Wotan) eine heilige Hostie unter die Haut der Hohlhand schoben und daselbst einwachsen liessen, können gar nicht mehr sterben (sind also unverwundbar, zu welchem Zwecke diese volksgläubische Handlung angeblich vorgenommen wird); ein harter Tod wartet ihrer, wenn ihnen nicht der Geistliche vorher noch die heil. Hostie herauschneidet. Man sieht, das Volk verwechselt das Aktive mit dem Passiven, wie bei den Mitteln gegen die Unfruchtbarkeit, die oft mit den Abortivmitteln verwechselt werden.

Wer am St. Andreastage stirbt, kommt „vom Mund auf“ in den Himmel; wie man sich dieses „vom Mund auf“ vorzustellen hat, lehret uns die berühmten Freskogemälde aus den 13. Jahrhundert im Campo santo zu Pisa „der Triumph des Todes“, auf welchem die Engel und Teufel die Seele in Gestalt eines neugeborenen Kindes kunstgerecht aus dem Munde der Sterbenden wie Geburtshelfer entwickeln und in Empfang nehmen. Vor diesem Momente werden nun (um den Teufel fernzuhalten) dem Sterbenden brennende rothe Wachskerzen in die Hand gegeben oder deren beständiges Licht unterhalten. Nach dem Glauben der Ober-Pfälzer sind die Sonntagskinder im Stande, den Kampf der Engel und der Teufel um die Seele mit eigenen Augen zu sehen. Gar manches Bäuerlein stellte sich bislang den Tod als eine leibhaftige Person vor; so schilderte z. B. der alte Schalchbauer unterm Berg bei Gaissach seinem Pfarrherrn diese Vorstellung von dem Tode und dieser trug das auch als Curiosum in sein Sterbbuch ein (formidolosam figuram humanam). Scheintote verlobte man irgend einem Heiligen, beim Ertrinkungs- (Schein-) Tode z. B. dem hl. Leonhard; bei Asphyxie

1) J. Michelet, La Sorcière, chap. 9.

er Neugeborenen trugen die Isarthal-Bänerinnen die Kinder zum Wunderbilde der hl. Maria zu Münster in Vorderinntal, wo nach dem Volksglauben vom Jahre 1686 ein totes Kind sein Gesicht verändert haben und die Lippen rüch roth geworden sein sollen (eine Leichenerscheinung bei Temperaturveränderungen); nach dem Pfarrersterbeuche ist aber das betr. Kind begraben worden, war also gestorben. Das Sterben sollte auch durch Hexen- und Teufel vertreibendes Läuten (Züנגlocke, Lorettoglückchen) erleichtert werden. In den heroischen Zeiten galt das Sterben auf dem Stroh als eine Schande; nur Gebärende und Altersschwache machten hiervon eine Ausnahme. In München legte man bis auf unser Jahrhundert ein Strohkreuz mit einem rothen Ziegelstein vor das Haus des Verstorbenen.

Ist nun thatsächlich der Tod eingetreten, so werden nach allgemein verbreiteter Sitte die Fenster geöffnet für den Ausflug der Seele. Die „Kirchensagerin“ (oder Seelnonne) zieht die Leiche an, meist steckt sie sie in die Uniform irgend einer kirchlichen Bruderschaft; je farbiger, desto beliebter; die Leichen von Wöchnerinnen oder Jungfrauen sind weiss bekleidet; der Sarg derselben nach alter Sitte blau, (wie das Haus- und Hofzeug des Müllers). Neben der brennenden rothen Wachskerze wird gewöhnliches Wasser mit einem Buchswedel aufgestellt (Buchs- und Sevelbaum findet sich vor jedem alten Bauernhaus); in der neben dem Leichenzimmer befindlichen Stube wird aus „Tafeln“ (grelgenalten Heiligenbildern) umgeben von hellrothen Blumen und rothen Wachslichtern ein Hansaltar errichtet und unter das Kinn der Leiche ein Gebetbuch gelegt, die Leiche trägt ein weisses Totenhemd mit rothen Schleifen und ist im Sarge mit hellfarbigen Blumen eingerahmt. — Für die Hinterbliebenen tritt der Tod eines lieben Angehörigen selbst nach längstem Leiden stets zu rasch ein. „Gelten 'S, jetzt ist's aber schnell gegangen“ ist eine stehende Redensart; „denn der Tod, der reitet schnell.“ An dem Tode nun will Niemand Schuld haben; zunächst trägt die Schuld der Arzt, dessen Können eben nicht ausreicht zum Unsterblichmachen. In früheren Zeiten und namentlich bei herrschenden Senchen waren es wohl sehr oft die Hexen- und Schenken- oder sonstige finstere Gewalten, welche die Ueberhand bekamen und so das Sterben verursachten. Gewaltsam musste das Sterben nach alter Anschauung eintreten; war ja in den indogermanischen Zeiten jedes Sterben ein Mord; während bei den westgermanischen Völkern bereits der Begriff des Geplagtwerdens (störban) in dem des Sterbens aufgeht. Kann man dem Arzte keine Schuld zuschreiben, dann muss eben die „Sucht“ oder sogar das Wetter herhalten. Wie oft hörte ich die Condolenz mit den Worten ausdrücken: „Es ist schon so ein schlechtes Wetter auch, dass Alles krank wird.“ Die natürliche Reaktiön, der Gedanke an die eigene Sterbestunde, erweckt nun Vorstellungen von gehäuften Sterbefällen, die namentlich die Hausangehörigen betreffen. „Wo 2 sterben, folgt das 3. bald nach.“ „Sieht das Gesicht einer Leiche roth aus, so stirbt bald noch eines aus der Freundschaft.“ „Wenn zu Weihnachten die Gräber nicht mit Schnee zugedeckt sind, (d. h. wenn ein ungünstiger Winter herrscht und unfruchtbare Zeiten zu erwarten sind) dann sterben viele Kindbetterinnen“ so meinen die Altgläubigen Die Raben („Dacheln“, -Wotansvögel) sowie die glückbringende Schwalbe (Freia- oder „Marienvogel“) meiden die Häuser, worin Tote liegen; letztere beziehen auch ihre darin befindlichen Nester im nächsten Jahre nicht mehr, was das Volk thatsächlich als einen Fluch des Hauses ansieht, ein ebenso rührender Zug im Volksglauben wie auch jener, dass die bereits tote, aber unentbundene Mutter, wenn man ihr das Kind noch nimmt, die Augen wieder aufmache. Dieser Glaube beruht vermuthlich auf der Thatsache, dass die in Agoniön (oder Chloroformnarkose) befindliche

Gebärende, die wie tot daliegen, im Momente des Austrittes des Kindes aus den mütterlichen Theilen fast stets einen tiefen Seufzer ausstossen, also ein Lebenszeichen geben. Bei einer gerichtlichen Sektion, die ich an einer Hochschwangeren, von ihrem Manne aus Eifersucht erschossenen Bäuerin im Isarthale machte, hörte ich mit meinen eigenen Ohren, wie die verstohlen zuschauenden Nachbarinnen bei der Entnahme des Kindes aus dem Uterus laut schrien: „Siehst', jetzt macht sie d' Augen auf.“ (Schluss folgt.)

Hexenleiter oder Vogelscheuche?

Eine Nachforschung.

Beim Abbruche eines alten, strohgedeckten Hauses in der Stadt Wellington, Somerset shire, wurde in einem Dachraume, zu dem von unten her kein Zutritt mehr war, vor einigen Jahren folgende Gegenstände entdeckt: Sechs Besen aus Haidekraut mit alten, morschen Stielen, ein alter, schwarzer Armsessel und ein Seil, in welches Federn hineingewoben waren. Der Arbeiter, welcher beim Abbruche diese Dinge vorfand, erklärte deren Zwecke folgendermassen: Der Sessel ist für die Hexen, damit sie darin ausruhen können; die Besen sind zum Keiten für dieselben bestimmt und das Seil dient ihnen als Leiter, um damit über das Dach zu steigen.

Welche Gründe den Mann zu dieser Erklärung führten, hat nicht mehr ausfindig gemacht werden können. Das Seil kam in den Besitz des Dr. A. Colles, welcher es als neu beschreibt, fünf Fuss lang und mit einer Oese zum Aufhängen versehen. Eingewoben, nicht eingesteckt, war eine grosse Anzahl wagerecht abstehender Federn, meist Gänsefedern, doch auch einige Krähenfedern. War nun die Dentung dieses Seiles als „Hexenleiter“ eine richtige? Ein altes Weib jener Gegend, das in Hexendingen Erfahrung haben sollte, erklärte auf Befragen, „sie kenne das Licht mit Nadeln darin, die Zwiebel mit Nadeln darin und das Seil mit Federn.“ Wozu aber das letztere diene, wollte sie nicht sagen. Ein anderes altes Weib sagte gleichfalls auf Befragen, dass unter anderen Zaubermitteln auch „das neue Seil mit neuen Federn“ gebraucht würde. Sie bestätigte somit die erstere, schwieg aber über den Zweck.

Somit war die Auskunft über die „Hexenleiter“ durchaus ungenügend, und ihr Entdecker, Dr. Colles, veröffentlichte den Fall im „Folk-Lore-Journal“, Band V. In demselben Bande sind nun auf seine Frage nach dem Zwecke einige Erklärungen eingegangen, die wir hier veröffentlichen wollen und zu denen sich auch vielleicht in Deutschland Parallelen finden.

Der schottische Ethnograph J. G. Frazer wirft die Frage auf, ob es sich hier nicht um eines jener Zauberseile handle, mit denen man den Kühen des Nachbars die Milch abzapfen könne? In Schottland nehme man Seile, in denen Knoten angebracht seien, spreche gewisse Sprüche mache die Bewegung des Melkens und glaube durch diese Zauberhandlung die Milch des Nachbars in den eigenen Milchkübel zu lenken. In Deutschland (nach Wuttke), in Böhmen (nach Grohmann), bei den Wenden (nach Veckenstedt und v. Schulenburg) glaube man gleichfalls, dass man die Kühe des Nachbars durch ein Seil melken könne. In Indien sauge die Hexe das Blut des Feindes durch ein Seil aus, welches sie an den Schlafenden anlege. Aehnlich bringe der australische

Arzt durch ein Seil die Krankheiten aus den Patienten. Australien gebe auch die Aufklärung bezüglich der Federn. Der Medizinmann befestige dort an seinen Wurfstock Adlerfedern. Känguru- und Menschenfett. So ausgerüstet stelle man ihn an ein Feuer; der Medizinmann singt nun ein Zauberlied und nennt den Namen seines Schlachtopfers; sinkt der Stock ins Feuer, dann stirbt der Betreffende, gegen den der Zauber angewendet wird. Oder aber, fragt Frazer, sind die Federn nicht dazu da, das Seil durch die Luft zu den Kühen hinzuschwingen und die Milch aus den Kühen in den Melkeimer?

Diese Vergleiche scheinen indessen wenig zur Erläuterung beizutragen. Mehr bringt W. H. Ashby bei, welcher berichtet, dass in Somerset eine Hexenleiter aus Weizenstroh (dort qhm, Halm genannt) geflochten wird. Es ist dieses eine ordentliche Leiter mit Sprossen, an jeder Seite mit kleinen Federn geschmückt. Geht etwas nicht nach Willen, so schwingt man die Leiter hin und her, spricht dabei seinen Wunsch aus und dieser wird erfüllt. Wenn z. B. das Feuer nicht brennen will, oder der Liebste nicht kommt, der Mann zu lange ausbleibt, dann schwingt man die Leiter und sagt: Feuer brenne, Liebster komme, Mann kehre zurück.

In Florenz, so berichtet C. G. Leland, ereignete sich folgender Fall: Ein 8jähriges Mädchen, so sagten die Leute, starb dort durch Zauberei. Trotz aller Fürsorge der Eltern wurde sie schwächer und schwächer und starb. In seinem Bette fand man la stregheria, das Zaubermittel, durch welches der Tod verursacht wurde. Es war ein Gebilde aus Baumwolle, in Gestalt eines Hahns mit Federn bedeckt. Dabei lag ein langes, geflochtenes Seil, das kreuzweise mit Federn besteckt war, genau, wie es Dr. Colles beschrieb. Man nannte es nicht Leiter, sondern Guirlande.

Zweifellos gegenüber solchen Auslegungen und gegenüber der Deutung des gefiederten Seils als „Hexenleiter“ überhaupt, erhoben sich bereits auf der britischen Naturforscherversammlung in Manchester Stimmen, die dasselbe für ein Seil erklärten, wie es beim Treiben auf Hirsche benutzt werde. Der Geistliche Evan Daniel erklärt es gleichfalls in diesem Sinne, indem er auf eine Stelle auf Virgils Aeneide (XII. 749) hinweist, in welcher bei Hirschjagden mit Federn besteckte Seile vorkommen. Wellington, wo die „Hexenleiter“ gefunden wurde, liegt nicht fern von dem grossen Jagddistrikt Exmoor.

E. B. Tylor, welcher auf der britischen Naturforscherversammlung in Manchester über die Hexenleiter gesprochen, will die Uebereinstimmung dieses Zaubermittels mit Vogelscheuchen nicht verkennen und deutet darauf, wie im Bericht von Dr. Colles auch von anderen Personen auf das Seil mit Federn als Zaubermittels verwiesen und wie die gefiederte Strohleiter in denselben Landstrichen zu solchen Zwecken dient.

Ganz aufgeklärt scheint die „Hexenleiter“ noch nicht. Ist in Deutschland vielleicht ähnliches bekannt?

A.

Ostfriesisches Volksthum.

Von H. Sundermann.

Von jeher im Kampfe mit den Elementen, war das Leben der an der Küste wohnenden Friesen ein weit mühevolleres und

frendenloseres, als das mancher anderen deutschen Stämme. Ihr Volksscharakter ist daher ernst und verschlossen. So kommt es, dass in unserer nordwestlichsten Ecke des deutschen Vaterlandes sich verhältnissmässig nur wenig Spuren des alten Glaubens erhalten haben und auch diese theilweise nur in einer Gestalt, in der man kaum das uralte Empfinden hinter dem entstellenden Schwall von modernen Zuthaten, die verflachend oder vorrohend hinzugekommen sind, wiederfinden oder unterscheiden kann. Ist schon auf dem abgeschlossenen Lande nicht viel mehr aufzufinden, so noch weniger in den Städten, und wenn man hier noch einzelne einschlägige Gebräuche und Sitten findet, so ist doch der alte Sinn ganz vergessen. Aber es lohnt sich doch, die spärlichen Ueberreste zusammenzustellen.

Hauptsächlich in zwei Jahreszeiten, die des winter und summer, unterschieden die Germanen das Jahr. Nach den Jubelfestfreuden, nach der Wiederkehr der Sonne, dauert es doch noch eine Weile, ehe die schöne Jahreszeit in ihre Rechte tritt, und als die erste Vereinigung des Winters und Sommers erscheint das Epiphaniastag am 6. Januar.

Tritt auch die christliche Bedeutung jetzt sehr in den Vordergrund, so ist doch das heidnische Element noch wohl zu erkennen. Bis vor kurzem zogen am Abend des Tages die ärmeren Kinder mit Sternen von Silberpapier von Haus zu Haus, Gaben einsammelnd und folgendes Lied absingend:

1. Hier koom wi heer mit unse Steern,
Wie söken dat Kindje von wiet und feern.
2. Wie kwammen för Herodes sien Döör.
Herodes, de Könexk, kwam sülvē darvöör!
3. Herodes de sprak mit falskem Hart:
Wo is von de drüu de jüngste so swart?
4. Dat he so swart, dat is uns wol bekaant;
Dat kuunt, wi reisen ut Morenland.
5. De Steern stunn still un röörd sück nich meer,
Doch was der'n Tecken van Gott de Heer.
6. Nu tinkel man wider, du guldene Steern,
Wi süünd ja geen Riders, wi lopen so geern,
7. O Steern, du moost nich stille stahu,
Du moost mit uns na Betlehem gahn.
8. Na Bethlehem, dat is'n heel moje stadt,
De stadt, wor Marēe mit her Kindje sat.
9. Wo kleen is dat Kindje, wo grood de Gott,
De Hemel un Erde geschapen het.
10. Nu laugt uns arme Lü 'n half Mengel Beer,
Wi süünd so döstig un hebbē nix mehr.
11. Un is der keen Beer, so is der doch münt, [ein Liqueur]
Ook geeft uns 'n Mettwurst, de jeder uns günt.
12. Wi wünsken de Buur en guldeue Wagen,
Dan wert hom nich steer, in de Hemel te jagen.
13. Wi wünsken dat Buurintje'n guldene Kron'
Un tokamen Frohjahr 'n heel dicken Sohu.
14. Wi wünsken de Grootknecht 'n bredeu Hoot,
Un tokamen Frohjahr de Maid to sien Bruut.
15. Dat wit wi schriben up'n Dreltjenblatt,
Un damit ga wi wider up'n ander Patt.

Die Motive und die Färbung des Liedes sind also ganz christlich, wie an Herodes und den Weisen aus dem Morgenlande, denn diese sollen durch die ganze Ceremonie dargestellt werden, ersehen werden kann; aber die Segenswünsche erinnern an manche in anderen Gegenden üblichen Martini- u. a. Lieder.

(Fortsetzung folgt.)

— x —

Volksmedizin.

Das Fieber. Vom Fieber heisst es: Der gelehrteste Mediziner kann Dir ein Mittel gegen Fieber geben, soll er Dir aber sagen, was das Fieber eigentlich ist, so kann er das nicht. Das Volk aber weiss, was das Fieber ist. Das Fieber hat seinen Sitz im Magen. Irgendwo da sitzt etwas, das Aehnlichkeit mit Froschlaich hat. Wenn nun die Fieberzeit kommt, so fängt dieses unbekanntes Etwas an zu zittern und breitet sich zitternd aus in alle Teile des Körpers, und ebenso bewegt es sich zitternd wieder zurück in den Magen. Man sucht diese Krankheit auf allerlei wunderliche Weise los zu werden. Man trinkt sie weg in Grog und isst sie weg in Butterbrot. Ein Dienstmädchen in der Wesselburener Gegend hatte einst das Fieber. Ihr Dienstherr schneidet ihr ein recht dickes Stück Brot ab, schmiert tüchtig Butter darauf und reicht es dem Mädchen mit den Worten: „So, das iss nur auf und das Fieber ist verschwunden.“ Das Mädchen thut es und das Fieber bleibt richtig fort. Einige Jahre später sucht die Schwester dieses Mädchens den betreffenden Bauer an einem Markttage auf und bittet ihn, er möge ihr doch das Fieber vertreiben, wie er es vor Jahren bei ihrer Schwester gethan habe. Ja, ja, de Gloop deit dat (der Glaube thut es), sagt der Volksmund. Das beweist auch folgende Geschichte: Der alte L. hatte schon lange das Fieber gehabt und passt eines Tages einem Manne auf, der in dem Rufe steht, das Fieber wegzaubern zu können, und spricht zu ihm: „Minsch, Klaas, Schaff' mi doch dat Feuer weg, ick kaam rein op'n Hund darbi.“ K. verspricht ihm das auch, vergisst aber den alten L. samt dessen Fieber. Aber 14 Tage später trifft L. ihn und spricht: „Ik bedank mi ok veelmals, denn min Feuer is wegblebn.“

Mannigfache Mittel und Formeln hat das Volk erfunden gegen diese Krankheit, von der unverständlichen Sel-seb-ca-Formel (Urdsbr. I, H. 1, S.20) bis zu den verständlichen, die erst in neuester Zeit entstanden sein dürften. Am häufigsten kommt es wohl vor, die Krankheit einem Baume zu überbringen. Man geht nach Sonnenuntergang zu einem Hollunder und spricht:

Gud'n Ab'nd, Fleeder!

Hier bring' ik min Feuer.

Oder: Man geht an dem Tage, wenn das Fieber kommen soll, vor Sonnenaufgang zu einem Hollunder und spricht:

Gud'n Morrn, Fleeder!

Hier bring ik min Feuer;

De erste Vogel, de ower di flüggt,

De nehm dat mit in'n Flugh
Un fleeg darmit dör de Luch (Luff).

Oder: Man geht nach Sonnenuntergang zu einem Fruchtbaum und spricht:

Fruchtbaum, ich klage Dir,
Mein Fieber plaget mir;
Es plaget mich Tag und Nacht;
Das sollst du tragen bis zum jüngsten Tag.

Oder:

Fruchtbaum, ich klage dich,
Das Fieber plaget mich;
Der erste Vogel, der über dich fliegt,
Der nehme es mit sich. (Bergwöhrden bei Delve).

Man geht, nachdem man zweimal das Fieber gehabt, ohne einem Menschen die Zeit zu bieten und zwar vor Sonnenaufgang nach einem Weidenbaum, fasst einen Weidenzweig und spricht, indem man bei jedem Vers einen Knoten schlägt, so dass im Ganzen 7 Knoten entstehen:

N. N. heet ik,
Dat Feuer hef ik,
Ik knütt dat weg
Im Namen † † † Amen. (Bergelhusen in Stapelholm).

Das nennt man das Fieber „wegknütten“. Oder auch:

Wichel, ik klag di,
Dat Feuer plagt mi,
Plagt mi dat Feuer nich mehr,
Klag ik Di, Wichel dat Feuer nich mehr.

Dabei muss man in eine Weidengerte 3 Knoten (wie in Peitschenschnüren) schlagen, natürlich wenn das Fieber kommen soll. (Aus Stormarn von L. Frahm.)

Man denkt sich auch das Fieber als eine Person und versucht demselben vorzumachen, dass man nicht zu Hause sei. Ueberall in Schleswig-Holstein ist die Formel bekannt: „Fieber, bleib aus, N. N. ist nicht zu Haus.“ Ein mir befreundeter Landmann fand dieselbe auf einem alten Fensterrahmen geschrieben von seinem ohnlängst verstorbenen Vater.

Man trägt das Fieber auch zu einem Wasser. So heisst es z. B. in Delve in Dithm.: Abends gehe man nach einem Wasser, das von Norden nach Süden fliesst, nimmt den Löffel, mit dem man Mittags gegessen hat, mit und spricht, indem man dreimal einen Löffel voll Wasser nimmt, dreimal:

Ich trink das Wasser als Christi Blut,
Das ist für 77 Fieber gut † † †

Darauf gehe man 3 Schritte rückwärts und stillschweigend nach Haus.

Dem Fieberkranken ziehe man ein altes Gewand an, und wenn er dann tüchtig geschwitzt hat, ziehe man es ihm aus, gehe damit vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang über einen Berg und vergrabe es. Der Kranke aber muss so lange nackend in seinem Bett liegen, bis man wiederkehrt. Lehe b. Lunden.

Dem Fieberkranken lässt man auch, wenn er im Fieber liegt, eine Handvoll Roggenkörner aus einem Gefäss mit Roggen herausgreifen; diese Körner muss der Kranke die ganze Nacht in der geschlossenen Hand festhalten und am andern Morgen in ein Stückchen Land säen! Geg. v. Wesselburen.

Reinen, weissen Sand, esslöffelweise eingenommen, soll das Fieber gleichfalls vertreiben. Geg. von Lunden und Wesselburen.

In Ostorf im Dänischen Wohld heisst es: Nimm morgens nüchtern vom eigenen Urin 3 Schluck und werf dann den Topf entwei.

In einem geschriebenen Receptenbuch in Delve heisst es: Ein Absud von Tausendgüldenkraut (4 Schill.) und Benediktenkraut (1 Schill.) morgens, mittags und abends davon trinken, heilt Andertagsfieber. Die berühmte Gliedersetzerin (Läsettersch) Frau Appel in Hude bei Itzehoe hat einen Absud von Löwenzahn (Taraxacum), möglichst vor August gegraben, und Safranthee gegen Fieber empfohlen.

H. Volksmann.

Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen.

Gesammelt von J. Sembrzycki.

137. Madamke, kann öck hide de Pann' utlecke? Eine Hausfrau ist so geizig, dass sie sogar die Pfanne ausleckt. Sie hat eine sich sehr derb ausdrückende Magd, die daher, als einst Gesellschaft gegeben wird, den strengen Befehl erhält, «durch die Blume» zu sprechen. Da die Madame nun an dem Abend gar nicht an die Pfanne denkt, nimmt schliesslich die Magd einen Blumentopf, und denselben vor das Gesicht haltend, ruft sie obige Frage durch die halbgeöffnete Thür.
— So erzählt der Volkswitz

138. Petenettenkram, Pultenuttenkram «Petinet» war eine geringe Sorte Nett (Tüll), die deswegen nur von armen Leuten gekauft oder zu Totenmützen verwendet wurde. Da daher Petinet gewöhnlich nur in kleinen Krämchen, wo mit allem möglichen gehandelt wurde, zu finden war, so entstand für diese Art Läden obige Bezeichnung. Vergl. folgende Anzeige:

«Mit Petinet, gestickten Mull und Netthauben, im neuesten Façon, wie auch Kinder-Mützen von Mull, Spitzen und Petinet empfiehlt sich ergebenst
Regina Pi-per.

a. d. Tilsiter «Gemeinnütziges Wochenblatt» von 1821, Nr. 33.

cf. Frischbier, Wörterbuch II, pg. 136. — und vorliegendes Verzeichniss sub «Bobkekrar». In heutigen Annoncen (Johann Reismüller, München) wird «Hut-Façon in Linon-Petinet und Tüll» empfohlen.

139. Du warscht dem Tûn nich pönsle! Deine Absicht wird dir nicht gelingen — Der also Apostrophirte pflegt zu antworten: On Du warscht dem Klotz nich kull're!

140. De pumpt sich Schlim uten Lîw. (Memel) Treibt Selbstbefriedigung

141. Is doch e wahre Pracht, so'n bischen Schmalz in's Haus! sagt Jemand, der mit etwas traktirt wird, z. B. mit einem Schnaps.

142. Birbitzke, pröckel ön! Aufforderung, bei der Mahlzeit tüchtig zuzulangen. — «Birbitzke», Eigennamen, corrumpt aus Wierzbicki.

143. Nanu Prost Malzeit on ôk fôrz Gôdenacht! Bezeichnung schroffen Aufbrechens. Eine Frau, die zu einer Gesellschaft

geladen war, wo sie Menchen ihr missliebigen fand, blieb doch, bis das Abendessen vorbei war, verabschiedete sich aber dann sofort mit den obigen Worten.

144. Die hat hübsches Puppenzeug! Einen üppigen Busen.
— cf Nr. 132.

145. Prost, seggt Jost! — cf. Frischbier I, 3017.

146. Der kriegt orantlich Pulver! Dem wird der Standpunkt energisch klar gemacht.

147. Hast Recht; göffst e Dittke, gew öck di noch mal Recht. Abfertigung eines rechthaberischen Menschen.

148. De rött na Toback! Mi ök e Pack—ke! Verspottung eines schlechten Reiters — cf. Frischbier I, 3771.

149. Das Rind is nich auf Draht gefädemt! antwortet der Fleischer, wenn die Käuferin über zu viele Knochen im Fleisch klagt.

150. Die Ring thu' ich schenken, die Hand thut euch geben;
Nun wünsch ich euch beiden ein lustiges Leben, —
Ein lustiges Leben in allen Sachen,
Und kriegt ihr mal Kinder, so will ich brav lachen,
Vers, angewandt beim Hochzeitsspielen der Kinder.

151. Rum — macht Koppke dumm! cf. Frischbier I, 3170
II, 2228.

152. Nei, ich sag' all! Ausdruck der grössten Verwunderung.

153. Komm, min Schäpke, öck wâr di e Lammke mâko!
sagt der Bauernbursche zum Mädchen . . .

154. Schönster Schatz, Du hast die Gnatz! Gnätze—Krätze.

155. Jenne Frû wull toerscht Peterzilge inne Supp
nehme, oder danach säd se: E, öck schît ök rön! Zweideutigkeit.
Wenn man sich aus einer Sache (hier der Petersilie) nichts macht, so
sagt man: öck schît darön!

Geheime Sprachweisen.

Eine Enquête.

36. Hermann Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande, Plauen i. V. 1874, S. 138: „Wiederholung jeder Silbe mit einem bestimmten Consonanten, z. B. die B-Sprache.

Dubu bibist einbein böböseber Bube! oder die N-F-Sprache:
Dunefu binefist einefein bönefösenefer Bunefu — Du bist ein böser Bu.

37. Ganz ähnlich ist die Ro-Sprache, welche in den Schulen Oldenburgs von den Kindern gesprochen wird. Oldenburger Kinderl. S. 58, z. B. der Vater — debor Vabotebor.

38. Etwas anders die Rei-Sprache, in welcher an die Hauptsilbe — bei angehängt wird, z. B.:
Wembei meinbei Muttbei wüstbei, Wie'sbei inbei Fremdbei ging,
Schuhbei, Strümpfbei sindbeirissbei, Durchbei Hosbei pfeiftbei Wind.

N.B. Im Inhalt hat Dunger diesen § der Abtheilung 'Kinderphilologie' betitelt: Geheimsprache.

Weimar.

Reinhold Köhler.

39. In meiner Knabenzeit war unter uns Kindern die F-Sprache beliebt, z. B. Dunerfu bististerfist eineinerfein Schafafaf - - Du bist ein Schaf.*

Unter den Kindern in Gubén (Niederlaus.) sind folgende Geheimsprachen bekannt:

40. Die Diebssprache. Ein fein le fein gu hu le fu tes hes le fes wort hort le fort fin hin le fin det het le fet ei hei le fei nen hen le fen gu hu le fu ten hen le fen ort hort le fort. (Ein gutes Wort usw.)

41. Die Erbsensprache. Erbsen irbsen nerbsen gerbsen urbsen terbsen erbsen serbsen werbsen orbsen rerbsen terbsen ferbsen irbsen nerbsen derbsen erbsen terbsen erbsen irbsen nerbsen erbsen nerbsen gerbsen urbsen terbsen erbsen nerbsen orbsen rerbsen terbsen.

42. Die U.-Sprache. Ullerhe Unfanghe usthe urschwe. Umstecke ude utme Kommst Du mit? Ude usthe ummde.

(Beginnt das Wort mit einem Vokal, so wird stets u an Stelle desselben gesetzt und am Ende des Wortes ein „he“ „hä“ oder „e“ angehängt; steht am Anfang und am Ende je ein Mitlaut, werden dieselben umgestellt)

43. Die Katzenellenbogensprache. Dod is e kok a tot zog e lol ä ssoos tot dod a sos mom a u sos e non non i choch tot. (Die Katze lässt das Mäusen nicht.)

Carl Gauder.

Vom Büchertisch.

26. Andrian, Ferd. Freih. v.: Der Höhenkultus asiatischer und europäischer Völker. Wien 1891. C. Konegen. XXXIV, 385 S., gr 8. In der Einleitung entwickelt der äusserst gelehrte und scharfsinnige Verfasser die wissenschaftlichen Grundsätze, welche ihn bei der Arbeit geleitet. In seinen Ansichten stimmt er mit Bastian und Andree vollkommen überein. Er geht von den arischen Indern aus, bespricht dann den einschlägigen Glauben der anarischen Bevölkerungen Vorder- und Hinterindiens ferner der Malayen, Chinesen, Japaner, Altaier, Uralier, Hyperboräer, Koreaner, Semiten, Iranier, der Kaukasusvölker, Taurier, Slaven, Rumaenen und Germanen. Römer, Griechen und Lithauer lässt er bei Seite. Volkskunde findet in dem Werke allseitige Berücksichtigung, doch sind die Arbeiten der Italiener und Franzosen nicht herangezogen worden. Eine eingehende Besprechung dieser »ethnologischen Studie« gehört in eine Fachzeitschrift für Ethnologie hinein, wir müssen uns begnügen, kurz und mit Nachdruck zu betonen, dass diese Monographie zu den hervorragendsten und bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Völkerkunde zu rechnen ist. Das Werk ist herrlich schön deutsch geschrieben, abgesehen von der Vorliebe des Verfassers für Fremdwörter, die der abgerundeten und gehaltvollen Einleitung Abbruch thun.

27. *Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i kniznina* III. B. Sofja, 1890. 680 S. 4. (Vergl. *Am U.-Q.* II. Nr. 1. S. 32). Nicht minder gediegen und reichhaltig als die ersten 2 Bände ist der vorliegende dritte. Ein wahrer Schatzkasten höchst wertvoller, kritisch zuverlässiger und sorgfältig geordneter Materialien über bulgarisches Volkstum. Die Redaktion verdient rückhaltlose Anerkennung für ihre Bemühungen, sowie man andererseits die ansehnliche Zahl unermülicher und wohl unterrichteter Sammler wegen ihres Eifers bewundern muss. Vorzüglich angelegt ist C. Ginčev's Aufsatz über bulgar. Volkmedizin mit vorwiegender Berücksichtigung der üblichen Heilkräuter; nicht minder lobenswert ist A. F. Iliev's Studie über die Riesen in der bulgarischen Volksüberlieferung. G. Popov's Zusammenstellung der Nachrichten über die einzelnen Helden der Volkspoesie ist recht verdienstlich; O. K. Volkov beginnt eine vielversprechende Studie über die Hochzeitsgebräuche der Slaven und M. Dragomanov schliesst seine grosse vergleichende Studie über die Sagen von der Geburt Konstantin des Grossen ab. Die südslavischen Litteraturen haben keine dieser ebenbürtige folkloristisch wissenschaftliche Untersuchung mehr aufzuweisen. Die Mitteilungen aus dem Volksleben am Schlusse, des Bandes umfassen allein 276 Seiten. Es sind Lieder, Sagen, Märchen, Berichte über den Volksglauben, Sprichwörter, Rätsel, Kinderspiele und Gebräuche. Diesen Stoff arbeitet kaum ein Dutzend Forscher sobald auf. Einen ausführlichen Bericht werde ich anderweitig über diese Sammlung liefern; denn in unserem Blatte fehlt dazu leider der Raum. Die bulgar. Regierung würde ihrem Werke die Krone aufsetzen, wollte sie auf Grund der vorhandenen Sammlungen ein Wörterbuch der bulgarischen Volkssprache anfertigen lassen.

28. Hartland, Edwin Sidney: *The Science of Fairy Tales. An inquiry into fairy mythology.* London 1891. Walter Scott VIII. 372. Ein praktisches Handbuch zur Einführung in das Studium der Volkskunde als Wissenschaft ausgearbeitet nach den besten Werken englischer, deutscher, französischer und italienischer Volkserforscher. Im Vordergrund der Betrachtung stehen die Ueberlieferungen keltischer und germanischer Völker. Hartland ist ein Mann von tüchtigem, gesundem Urtheil und hat durch seine Leistung einen wesentlichen Dienst der Volkskunde erwiesen. Wir wünschten, das Buch läge bald in deutscher Uebersetzung vor. »Saga« für »Sage« ist unstatthaft. Der polemische Ton wäre abzuschwächen.

30. Meyer, Gustav: *Griechische Volkslieder in deutscher Nachbildung.* Stuttg. J. G. Cotta's Nachf. 103 S. in 12. Eine mit dichterischem Feingefühl auserwählte Sammlung allerliebster kurzer lyrischer Volkslieder aus Griechenland und Süditalien. Die Uebersetzungen sind frei und sehr schön deutsch. Ein seines Volkstums kundiger Bulgare oder Serbe würde darauf schwören, dass es lauter südslavische Lieder seien. Südslavische Parallelen gibt es zu jedem Stück genug. Das Werkchen empfiehlt sich in jeder Hinsicht aufs beste.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII, Neustiftgasse 12. Administration in Lunden in Holstein. Druck von Johs. Christiansen in Husum. Commissionsverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatsschrift ganzjährig 4 M. = 2 fl. 40 kr.

AM UR-QUELL.

Monatschrift für Volkskunde.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.“

VI. Hft. II. B.

Bezugspreis:

Ganzjährig 4 M. = 2 fl. 40 kr.

1891.

Das Sterben in Oberbayern.

Von Dr. M. Hoefler in Toelz.

(Schluss.)

Früher wurde die nach alter Sitte in ein Leintuch eingenähte Leiche einfach auf ein Brett gelegt (Totenbrett), mit Stricken befestigt und so der Mutter Erde übergeben; als die Särge auf dem Lande aufkamen (ca. 1800) erhielt der Pfarrer für diese Neuerung ein Extrahonorar von 1 Gulden; es kam deshalb der alte Brauch allmählich ab. Solche heutzutage nahezu verschwundene Totenbretter waren meist bemalt mit dem Brustbilde des betreffenden Namensheiligen und mit der Inschrift: „Auf diesem Brette ist gelegen N. N. betet ein Vater unser doch wenigstens Ihr meine Freunde!“ Mancher Pfarrherr erhielt aber noch lange diesen Brauch; die benutzten Totenbretter wurden in den „Hellweg“, „Hellgasse“ (Kirchenweg) gelegt; als Ersatz des Pflasters beim Schmutze; (solche Totenbretter in Krautbeete gesteckt, sollten diese raupenfrei machen, wie der Sargnagel diebsicher) oder sie wurden zu zwanzig und mehr bei Feldkreuzen in den Boden gesteckt oder hingelegt; solchen Orten sich zu nähern wurde namentlich Nachts vom Volke sehr vermieden; „da geht der Beinklramer (Tod) um“, hiess es dann. „Zachen“ (Zähren, Thränen) soll Niemand auf die Leiche fallen lassen, sonst kann der Tote nicht ruhen. Die Totenstube wird dann gründlich aufgewaschen und gereinigt. Die Bäuerin kochte früher auch die sog. „Leichennudeln“ indem sie den gekneteten Nudelteig „zum Aufgehen“ (Gährung) auf die eingewickelte Leiche d. h. auf das Leintuch legte und dann davon den zu erwartenden Gästen Nudeln buck. Diesen Leichennudeln haftete ebenfalls ein Wirksamkeits-Glauben an; sie wurden zu empirischen Volksheilmitteln, da sie die Tugenden und Vortheile des Verstorbenen enthalten sollten und wie das hochheilige Antlassei die Essenz der Fruchtbarkeit auf den Brodteig (in dem es mitgebacken wurde) übergehen liess, so ging auch nach diesem Glauben die Lebenskraft des Verstorbenen auf seine die Leichennudeln verzehrenden Verwandten über²⁾ und blieb so der Sippschaft erhalten. Von der im Mittelalter in Bayern üblichen Umräucherung der Leiche mittelst einer Glutpfanne (Glüht⁴⁾) hat sich nur noch die volksthümliche Benennung des kirchlichen Libera als „der Rauch“ erhalten.

²⁾ Ueber solche Kultspeisen s. Zeitschrift für Anthr., Ethnol. u. Urgeschichte Bayerns 1889.

Vor dem Einsegnen durch den Geistlichen wird noch in manchen Gegenden Oberbayerns das Gesicht der Leiche mit einem kleinen Brette bedeckt (Rudiment der früheren Sitte, die Leichen der Armen und der Dienstleute mit einem Brette zu bedecken; die Reichen und Vornehmeren werden in einem Baumsarge zur Erde bestattet,) Die Leges Baiwarorum enthalten keine Spur von Vorschriften über Leichenbrand. Nur das uralte Conserviren von edlen Theilen (Herz) durch wohlriechende antiseptische Harze hat sich noch bei den bayrischen Fürstenhäusern erhalten (Altötting); zum Friedhofe begleiten die Angehörigen und Freunde die Leiche; der Hausherr oder der nächste Nachbar ist der erste, welcher nach der „Freundschaft“ eine Schaufel Erde auf den Sarg wirft. Alle beim Totengange benutzten Kerzen oder Wachsstöcke sollen roth sein.

An manchen Orten wird in letzten Seelengottesdiensten von den nächsten Anverwandten um den Hochaltar ein lebender Hahn in einem Korbe herumgetragen; das ist dann eine sog. „Gockelleiche“ (der Hahn vertreibt die Dämonen der Nacht und die Finsterniss, so auch von der Leiche, die in der Nacht des Todes liegt; er kündigt den neuen Tag an; die hl. Edigea mit dem kränchenden Hahn und der läutenden Glocke auf dem mit weissen Ochsen bespannten, zweirädrigen Karren vertreibt so Teufel und Unholde, um in einer heiligen Lunde ihren Wohnsitz nehmen zu können) Nach einem alten Glauben schlafen die Toten die erste Nacht bei der heiligen Gertraud (-Himmelstrud, der die Gertrauds Minne getrunken wurde, auch Todes- und Erdgöttin; Gertrauds-Kapellen standen im Mittelalter in der Nähe von Spitälern vor den Thoren der Städte); die zweite Nacht bei den 3 Erzeugeln (3 salige Fräulein?), die dritte Nacht da, wo sie für immer bleiben. Begegnet ein Hochzeitzug einem Leichenzug, so bedeutet dies Unglück für das Brautpaar.

In Erinnerung tritt das Andenken der Verstorbenen wieder am Allerseelentage, an dem den Armen (Seelen) billige Brode, „Bücheln“, geschenkt, Zopfformen aus Brodteig (Hella (?) oder Freia's Zopf) gebacken, Kohlen auf die Gräber gelegt werden (Rudiment des Leichenbrandes aus den Katakomben). Die Kinder betten die Seel' raus und gehen „in die Zelten,“ zu den Taufpathen („Godl“), von denen sie Seelenzöpfe und Meth erhalten. 3 schwarze Pfennige für die 3 saligen Fräulein wurden am Samstag nach Allerheiligen geopfert. Die Kröten auf den Friedhöfen gehen in der Allerseelennacht aus ihren Löchern (die büssende arme Seele, die Erlösung sucht) Einige Seelen können aber nicht Ruhe finden, sie „gehen um.“ Grausame Landrichter, betrügende Metzger oder Händler, Färber etc. gehen um; ebenso Ermordete (die kopflosen Gespenster aber, welche an alten Kultstätten umgehen, sind meist dunkle Erinnerungen an Menschenopfer der Heidenzeit, dem Wotan dargebracht.)

Auf die Gräber pflanzt man die Dämonen von den Verstorbenen abhaltende Hauswurz (-Donnerwurz, Sempervivum tectorum) oder man steckt den Palm-Buschen darein.

Den Ort unbeerdigter Leichen z. B. von erschossenen Wilderern im Gebirge ausfindig zu machen, überhaupt den Aufenthaltsort der Seelen eines gestorbenen Angehörigen (Himmel, Hölle, Fegfeuer) zu erfahren, ist nach dem Volksglauben möglich durch eine sog. Zwing-Messe, d. h. der Geistliche soll gezwungen werden, durch Drohung, am Charfreitag eine Messe zu lesen (der Charfreitag ist der heiligste und kräftigste Tag, der beste aller Tage der Freia); während der Wandlung dieser „erzwungenen“, weil kirchlich nicht erlaubten Charfreitagsmesse soll der Geistliche (das Volk hat Vorliebe für die lang-Kutten tragenden, umgürteten Franziskaner Patres) im Stande sein, den

Aufenthaltort der Abgeschiedenen zu sehen und später anzugeben. Ein Pater Guardian bestätigte mir dies und erzählte sogar eine solche ihm selbst begegnete Thatsache, bei der man an ihn ein derartiges Ansinnen stellte.

La science d'autrefois, der Volksglaube, ist ein tolles Zeug anscheinend, aber in der Psychologie der Völker begründet; aus altersgrauen Zeiten schöpft der Glaube des Volkes; jeder solche Gedanke hat eine Geschichte hinter sich; das reichste Archiv hierfür ist aber immer noch das Volksleben der Gegenwart.

Laetare.

Ein Festbranch in Schlesien.

Am sogenannten „Sommersonntage“ (Laetare) ziehen in hiesiger Gegend die kleineren Kinder von Haus zu Haus, von Gehöft zu Gehöft, schreien vor jeder Thür: „Guten Morgen zum Summersnntige“ und singen ein paar Liedchen, wofür sie mit Eiern, gebackenem Obst, Kuchen, Geld u. s. w. beschenkt werden. Sie singen z. B.:

- I. Dar Herr, dar hoot eene huche Mütze, (huch=hoch)
A hoot se vull Dukota sitza,
A ward sich wulld bedenka (wulld=wohl)
Zum Summer ins wos schenka.
- II. Dar Herr, dar hoot eenen grussa Tiesch,
Ei jeder Ecke een Koorpafiesch, (Karpfen)
A ward sich wuld bedenka etc.
- III. Dar Herr, dar hoat a Gartla grün,
A hoot zwee Töchterla, die sein schien,
A ward sich wulld bedenka etc.
- IV. Zwee ruthe Rusa, zwee ruthe Rusa,
Die blühn on eenem Stengel,
Dar Herr is schien, dar Harr is schien,
De Froh is wie a Engel.
- V. A Tudta homm ber ausgetriebe,
A lieba Summer breng ber wieder,
A Summer und a Mea, (Mea—Mai)
Mauch Blümle viderlea,
Moonch Blümle bunter zweierlei,
Der liebe Gott wird bei Euch sein,
Er wird auch bei Euch wohnen (andere singen:
Ihr ward auch bei ihm wohnen)
Dort oben in den Kronen,
Dort oben in der Seligkeit,
Da hat er der Frau den Tisch bereit,
Da wird sie hei ihm sitzen
Und harren (passen, warten) auf Jesum Christum!

Zur selben Zeit, also ebenfalls am Sommersonntage, binden sich Weiber die Rösche unter dem Kniee zusammen und springen, niedergekauert aus einander, d. h. nach diversen Richtungen hin, laut in die Hände klatschend. Dabei singen sie: „Hopse Kroohe, kumm zum Rocka, ber warn der Flesch und Kliesla kooha, (Springkrähe komm zum Besuch, wir werden dir Fleisch und Klösse kochen), o, wie schien, o wie schien ist halt doch dos Rockagelm!“

Schlaupitz.

Karl Knauth.

Das Alpdrücken.

In Bosnien und im Herzogland. Eine Mora (dies ist der Name für den Alp oder den Mar) kann nur ein Mädchen sein und zwar eines, dessen Mutter schlimm gewesen, z. B. die den Teufel anrief (vragala) wenn sie im Hause ihre Kinder züchtigte, die falsch sich zu verschwören pflegte und schamlos war, zu Gott nicht betete und

in der Kirche keine Beichte ablegte. Die Mora schleicht nächtlich in der Gestalt verschiedener Tiere, meistens eines Schmetterlings oder eines anderen Kerbtieres umher, legt sich auf die Brust selbst Erwachsener, gewöhnlich aber kleiner Kinder und saugt ihnen das Blut aus. Man erkennt das von einer Mora geplagte Kind leicht an den blauen Körpermalen und den verhärteten Brustwarzen, die zuweilen einen Saft aussondern. Darum ist es sehr angezeigt, dem Kinde die Fusssohlen und die Gegend der Brustwarzen tüchtig mit Knoblauch einzureiben, über die Wiege ein Gürtelband zu legen, und unters Haupt ein Heftmesser und den Traum der hl. Mutter Gottes; dann darf sich keine Mora der Wiege nähern. Oder, wenn du nachts einen kleinen Falter um die Kerze flattern siehst, lass ihn nicht entweichen, sondern fang ihn ein und verbrenne ihn an der Kerze, dann muss das Frauenzimmer, welches sich in den Falter verwandelt hat, noch in selber Nacht sterben. Versengst du jedoch dem Falter nur einen Flügel, dann erscheint dir am nächsten Tage das Frauenzimmer, welches der Falter gewesen, bei dir im Hause mit angebranntem Schurz oder Hemde.

Besonders bewährt als Abwehrmittel gegen die Mora ist folgender Zaubersegen (basna), den man vor dem Schlafengehen dreimal herzusingen hat (iskantati):

Mora, lezi doma!
doma su ti puti,
zemlja ti je uzda,
Bog te prokleo!
Sveti Jovan sapeo,
sveti Videlare,
koji po moru hogjaše
i brodove vozaše:
Sveži mori moći
Sveži tatu ruke,
Sveži vuku zube,
da vuk ne ujede,
da tat ne ukrade.
Okani se mora i vjestica
pogani gjavolica.
Ne ću ih se okaniti,
dok ih ne doćeram
na dubove grane.
Na granama reske,
na reskama kaplje,
na volu dlake,
na pijevcu repušina. Amen!

Mora, leg dich daheim nieder!
daheim sind dir die Wege,
die Erde ist dir ein Zaun,
Gott soll dich verfluchen!
Der hl. Johannes fesseln,
der hl. Videlar,
der auf dem Meere gieng
und die Schiffe führte:
bind der Mar die Gewalt,
bind dem Dieb die Hände,
bind dem Wolf die Zähne,
damit der Wolf nicht beisse,
damit der Dieb nicht stehle.
Lass ab von Maren und Hexen
von unreinen Teufelinnen.
Eher lass ich von ihnen Licht ab
als bis ich sie getrieben
auf die Aeste der Eiche.
Auf den Aesten die Blütenbüschel,
auf den Büscheln die Tautropfen,
auf dem Ochsen das Haar,
auf dem Hahn ein grosser Schweif. Amen!

Eine Mora wird erst nach ihrer Verheiratung zur Hexe und kann bis an ihr Lebensende eine Hexe bleiben, wofern sie einem Priester nicht beichtet. Stirbt die Hexe ohne Beichte, so hat sie auch nach ihrem Ableben keine Ruhe im Grabe, sondern geistert auf den Gräbern herum. Das sind die Gespenster (prividi) oder Werwölfe (vukodlaci) die sich in verschiedene Tiere verwandeln und den an Friedhöfen Vorübergehenden erscheinen. Die Hexen nehmen Kindern in der Wiege das Herz heraus und, bei Gott, sogar erwachsenen Leuten. Davon erzählt eine Geschichte:

Zwei Männer schliefen in einem Hause (im Küchenraum, kuća), und in dieses Haus kamen durch den offenen Rauchfang zwei Hexen herein (darum darf man den Rauchfang nachts nicht offen lassen). Sie weideten dem einen Manne das Herz aus und scharften es in die Glut

zum Braten ein. Der Andere schlief nicht und sah dies alles mit an. Die Hexen erhoben sich und flogen wieder durch den Rauchfang fort, mit den Worten: „Komm, suchen wir, vielleicht finden wir noch ein Herz!“ (Den zweiten Mann durften sie nämlich nicht angreifen; denn der wusste einen Zauberspruch gegen sie). Kaum waren sie draussen; erhob sich jener Mann, nahm das Herz aus der Glut heraus, versteckte es in seinem Busen und scharfte anstatt des Herzens einen Pferdekot in die Glut hinein, der den Hexen am verhasstesten ist. Als jene wiederkamen, rührten sie das Feuer auf und fingen an, das Herz zu suchen. Die eine biss drein und sagte: „Donnerwetter, dieses Herz schmeckt übel!“ und da sie sich geprellt sahen, flogen sie davon.

Darauf erweckte der Mann seinen Genossen, doch der erhob sich kaum und mit schwerer Mühe, da er sich jämmerlich krank fühlte. „Was fehlt Dir?“ „Frag lieber nicht, es ist mir, als hätte ich kein Herz mehr, kaum, dass ich noch athme. Ach, ich sterbe!“ Der Andere nahm das gebratene Herz hervor und sprach: „Da, iss dies und Du wirst genesen!“ Kaum hatte er das Herz verzehrt, war er pumperlgesund. Nun erzählte ihm Jener den Vorfall und beriet ihn, er soll jedes mal wenn er schlafen will, erst ein Gürtelband über sich legen und die Fusssohlen mit Knoblauch einreiben, zumal um die Faschingtage, dann werden ihm die Hexen nichts anzuhaben vermögen.

Die Hexen schmieren sich mit einem Fett ein und werden erst so Hexen. Hexen gibt es auch männlichen Geschlechts; ein solcher heisst vještac (Hexenmeister). Ein bärtiges Weib, sagt man, ist eine Hexe.

Ueber das Leben und Treiben der Hexen erteilt angenehme Belehrung der Bauer Trivun Čakalj aus Račić; er behauptet, er selber sei sieben Jahre lang ein vještac gewesen.

(Der Priester K. Kovačević in Bos. Vila V. 18. S. 284 f.)

F. S. K.

Hexenleiter?

2. Aus der Lika. Oft hörte ich Leute erzählen, sie hätten mit eigenen Augen angesehen, wie Hexen (coprnje) dem Vieh die Milch entziehen. Die Berichterstatter stimmen darin überein, dass die coprnje eine buntfärbige Schnur oder ein Seil, welches aus drei oder fünf einfach gewundenen Schnüren, nämlich aus zwei schwarzen und drei weissen gedreht ist, über den Rauchbalken überm Herde (gredica, varjanica) hängen und unter Hersagung (für den Zuhörer) unverständlicher Sprüche aus dem einen Ende des Seils in den über dem Feuer hängenden Kessel Milch hineinmelken. Sie müssen aber bei dieser Arbeit das Vieh sehen können.

Meine Schwieger Joka Simeon aus Rudopolje erzählte mir: „Mein Schwiegervater Pavao erzählte mir, er sei einmal mit mehreren Genossen nach Obrovac (in Dalmatien) gegangen. Als sie sich auf dem Velebit in den Duboke jasje (tiefe Krippe, Name einer Talsenkung) befanden, gewahrten sie eine grosse Herde (krdo, stado) dalmatinischer Schafe. Einer seiner Genossen sagte nun, er wäre im Stande, sogleich jene Herde Schafe, die gut eine halbe Meile weit davon weidete, zu melken. Das mochten die Uebrigen nicht glauben, er aber, um sie zu überzeugen, gebot der Gesellschaft Halt zu machen, schnitt zwei gabelförmige Hölzer zurecht, legte darüber einen Querbalken, zog aus seinem Rucksack die Trageseile hervor, die buntfarbig waren, warf sie über den Balken, fasste die beiden Enden an und begann zu melken.“

Auf einmal fingen die Schafe zu blöcken an, und ihr Hirte erriet bald sein Leid. Im Nu breitete er seine Kleider auf der Erde aus, kniete nieder, wandte sich gen Osten, nahm den Stock zur Hand, sprach einen geheimen Spruch (nekakvu tajnu gatku) und schlug aus allen Kräften auf die Kleider los. Ja, da hub der Schafmelker fürchterlich wehzuschreien an: „O lasst mich, Helden, nicht! der Hirte tötet mich! er bringt mich um!“ Sie sahen, dass er schreckliche Qualen erdulde liefen zum Hirten hin und baten ihn, er möge nicht mehr auf seine Kleider losdreschen und versicherten ihm, ihr Genosse werde nun und nimmermehr den Schafen (des Hirten) die Milch entziehen.“

Die Hexen fangen an von Weihnachten bis zum Georgstag zu zaubern und zu hexen (gatati i vračati) und flechten eine geheime Quaste (tajnu kitu kititi), die aus verschiedenartigen gefärbten Fäden zusammengesetzt wird. Am Georgitag machen sie die Quaste fertig und auf wessen Herde sie die Quaste münzen, von dort ziehen sie den Sommer über die Milch. Man hat schon solche Quasten unter dem Stock gefunden, mit welchem man buttert und unterm Melkkübel, auch unterm Käsekessel, denn mit Hilfe einer solchen Quaste verdreifachen sich Käse, Butter und Milch.

Thomas Dragičević.

Ostfriesisches Volksthum.

Von H. Sundermann.

(Fortsetzung.)

Ist nun der Frühling durch das Epiphanienfest gleichsam eingeläutet, so giebt sein späteres wirkliches Auftreten noch weit mannichfachere Veranlassung zum Cultus. Wir wollen nicht Fastnacht- und Mitfasten-Reminiszenzen zu neuem Leben erwecken, denn diese bestehen in Wirklichkeit nicht mehr, wenn sie auch von mehreren Forschern immer wieder angeführt werden. Erst mit Ostern beginnt die eigentliche Frühjahr Freude.

Aber manche Einzelzüge weisen auf das Herannahen des Frühlings hin und halten sich mit Zähigkeit im Volke aufrecht. Die ersten Frühlingboten sind die Störche; sind sie hier auch nicht gerade als Bringer der kleinen Kinder zu finden, gilt doch der erste Storch für eine Prophezeiung: fliegt er, so ist man im Jahre sehr fleissig, sieht man ihn stehen, so bleibt man faul; auch von den Kindern wird er angesungen:

Störk, Störk, Langebeen,
Het sien Vär un Mor nich sên.
oder:

Störk, Störk, Langebeen,
Stast dar up dien eene Bcen,
Hest de rode Strümpen an,
Gast ja as'n Edelmann.

Auch die Kuckuckrufe haben ihre Bedeutung und man zählt sie, um aus ihnen die Zahl der Lebensjahre zu erfahren, denselben Zweck hat das Abblasen der Samen von *Taraxacum officinale* der ‚Kohlblöre‘. Der erste April ist wie überall, so auch hier der Tag, an dem man alle möglichen Scherze und Witze ungestraft sich erlauben kann: ‚ersten April, kaun'n dön, wat'n will‘, heisst es. Die Tage vor Ostern sind besonders wichtig:

am Sonntag Judica wird (bei Gelegenheit der Schulprüfung) durch ganz Ostfriesland die Schule mit Laub- und Blumen- gewinden festlich ausgeschmückt; in der Mitte der Schule oder über der Thür hängt eine Krone von Blumen und Laub, eine Erinnerung an den baldigen Einzug der Ostara.

Die Tage der Osterwoche haben alle besondere Namen: blau Mandag, geel Dingsdag, wit Midwék, grön Dönnersdag, -- husen-busen Saterdag, hicken-bicken Söndag, (Oster-sonntag) eiertrüllen-mandag, all-op-péten Dingsdag.

Am Grün-Donnerstag muss ebenso wie am Weihnachtstage Grün- kohl gegessen werden und bis zu diesem Zeitpunkt wird der letzte Kohl im Garten aufgespart. Am husen-busen Saterdag, dessen Bezeichnung wohl nur von der dann stattfindenden Reinigung (Schummels) rührt, werden die Eier, Ostereier genannt, gefärbt. Sie dürfen nirgends fehlen, die drei Ostertage haben von diesem Gebrauche des Eieressens und Eierspielens ihre Namen; am zweiten, auch schon am ersten, zieht alles auf eine nahe Wiese und da wirft oder „bicks“ man mit den Eiern; der, dessen Ei zuerst zerspringt, muss es dem Sieger überlassen. Bei Leer liegt eine Erhöhung, der Plietenberg genannt, dessen Name man mit dem lat. pluteus, Verschanzung, hat zusammenbringen wollen — ob mit Recht, ist zweifelhaft; da werden am Ostertage Buden auf- geschlagen und die halbe Stadt zieht hinaus, um die Eier von der An- höhe herunterrollen zu lassen. Auch die Sitte des Osterfeuers ist im Gebrauch.

Die Osterfeier verschmolz mit der Feier der Walpurgisnacht am 1. Mai, deren Erweiterung das Hauptfest des Frühlings wurde, das Maifest; doch zuvor sollen die wenigen erhaltenen Maireigenlieder und Maireigen selber angeführt werden. Es hat sich dieses Fest auch gänzlich mit dem Pfingstfest verbunden, so dass, was noch von selbst- ständigen Pfingsterinnerungen übrig ist, hier doch mit untergebracht werden kann; ja, noch mehr, das ursprüngliche Maifest ist ganz auf den Pfingsttag übergegangen. Durch ganz Ostfriesland ist es Gebrauch, am Pfingstage das Haus mit „Maien“, d. h. mit Birkenzweigen und Birkenlaub zu bekränzen, oder in Ermangelung dessen mit anderem Laube. Die Kinder ziehen zum Walde und schneiden die Birkenzweige, welche im Hause an allen Stellen aufgehängt werden. Der reiche, hier- bei hervorquellende Birken-saft ist wohl eine Hauptveranlassung für die Bastlösereime, welche vereinzelt hie und da gesungen werden:

„Zipp Zapp Ziepen
 Wenner wedt du riepen?
 Tö Mai,
 Tö Mai,
 Alle vögels eier leggen,
 Katjen up de dieke satt,
 Svete melk un tweback fratt,
 Ruam de böse Esse,
 Mit de scharpe messe,
 Wull dat katjen kopp ofschnieden,
 Heel of, hale of,
 Dreemal dör dat jödenhoff;
 Noch was't kat jen kopp nich o.“

(Fortsetzung folgt.)



Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen.

Gesammelt von J. Sembrzycki.

(Fortsetzung.)

156. Schît öck nich, so rôh öck mì doch! Wenn Jemand bei der Feldarbeit oft austritt, angeblich, um sein Geschäft zu verrichten.

157. Schît, lat em; öss e junger Mönsh! cf. Frischbier I, 3270.

158. Du Schît müt Oge! Schimpfwort.

159. Junge, was hast du gemacht!? Hast dem Müller auf's Rad gesch—ssen, nun kann er nicht mahlen! Damit versucht man Kinder zu erschrecken. Aufgeweckte fallen nicht darauf hinein; es giebt aber genug solcher, die weinend betheuern, dies Verbrechen nicht begangen zu haben.

160. Oeck hau di ěnt, dat't schött! — Oder: Oeck fohr hen, dat't schött! Bedeutung: dass es nur so knallt; schnell und energisch.

161. Schûw oder scher di von't Loch! Wenn Jemand eine Arbeit unternimmt, dieselbe dann aber lässig und ungeschickt ausführt, sich nicht recht tauglich dazu erweist.

162. Schöpper, de Uhl huckt önnne Mast! — Kannst em sehne? De.ın leck em önnne Narsch. Die ersten Worte sagen Vorübergehende zu Kahnschiffern, um sie zu necken, erhalten dann aber die obige Antwort.

163. Lât em schlâpe! Von einem, der allen verünftigen Vorstellungen gegenüber sich taub erweist.

164. Dat Kind schlacht von /äre na' em Vader on von lunde na de ganze Friindschaft.

165. Schluck, Herz, und brich nicht! wo du bist, bin ich nicht. Wenn man den Schlucken hat. cf. Nr. 36 und Frischbier II, 2359.

166. E Schluck Schnaps on e Schnifke, dat öss dat halwe Lêwe! Genügsamkeit des Arbeiters. Dieser nennt sich in Tilsit mit Stolz „Arbëtskêrl“. „Oeck sî Arbëtskêrl!“ —

167. Schnïder Baldzun Huckt ope Tûn, Frett söck am Soltflade dick on dûn! cf. Frischbier, Pr. Wörterbuch, II, 245.

168. Schnifke schnûf he utem Kodder, On ondre Näs' hung' em e lange Schnodder. Bezeichnung eines ganz armseligen Kerls.

169. Schnodder wie Speck, man de Schwart' fehlt! Vom „Rotzigen“ d. h. katarrhalisch Erkrankten.

170. Septemberlaube. Ein Sitz im Freien, der wenig Laub und Grün darbietet, a'so einer Laube gleicht, die von den Herbstwinden bereits ihres Laubschmucks beraubt ist.

171. De Sens' öss gôd, De Stën öss gôd, De Mâkes sün tom Spâsse gôd! Sagen die Mäher beim Sensenwetzen.

172. Soldat, Soldat, Kâm' rön, öck lât! Persiflage des Rufes der Hökerweiber in Königsberg: „Salat, Salat, Petersilge, Salat!“

173. **Sonnenhitz' und Mondenschein** Soll uns nicht zuwider sein! Wenn Jemand bei der Feldarbeit über die herrschende Hitze klagt.

174. **Heut' ist der schöne Sonntag** für alle junge Leut'!

175. **An dem frisst sich kein Sperling satt.** So mager ist er.

176. **Tirlittiti, se späle di!** Du bist verrückt, mein Kind.

177. **Oeck spönn Bômwooll, Alle Dach' e Tall voll.** Sagen Mädchen und machen bei jeder Sylbe eine Bewegung mit dem Unterleibe, der Reihe nach: nach rechts, nach links, nach hinten, nach vorne.

178. **Dat stömmt on öss ôk rœchtig.**

(Königsberg.)

179. **Stöhn' öck nic', denn glôwe se mî nich!** Antwortete jene Kranke, die gefragt wurde, aus welchem Grunde sie denn fortwährend so jammere. Die Landleute halten in der That Niemand für ernstlich krank, der noch umhergeht und seine Schmerzen zu bemeistern sucht.

180. **Der kriegt Stiehm'!** Dem wird der Standpunkt klar gemacht, er wird heruntergemacht.

181. **Auf den Strich gehen.** Nicht nur nach Frischbier Wörterbuch II, pg. 381 von Herren, die Mädchen nachstellen, sondern auch von Mädchen, die Herren zu fangen suchen.

182. **Studenten, Juden, Teufel, wie reimt sich das zusammen?** Studenten, die thun lügen, Die Juden thun betrügen, Der Teufel thut sie kriegen, So reimt sich das zusammen. Dieser Vers ist unzweifelhaftes Volkseigenthum geworden; ich habe ihn an verschiedenen Orten von Leuten der untersten Klassen gehört, auch wurde mir mitgetheilt, dass er vor vierzig Jahren schon bekannt war.

Das Wettermachen.¹⁾

(S. 56 ff.)

Ueber das Wettermachen kann ich aus Schleswig-Holstein wenig berichten. Nur in Büinstorf am Wittensee lebte anfangs der 70er Jahre ein Mann, von dem man sagte, dass er den Wind drehen könne. Doch habe ich das für einen blossen Scherz gehalten. Vielleicht deuten auf das ehemalige Vorhandensein dieses Brauches noch etliche Redensarten hin. Sieht jemand recht verdriesslich und böse aus, so heisst es: „De maekt dat Wedder bang“ (Der macht das Wetter bange); oder: „De maekt en Gesicht, as wenn't dre Dag reg'n ward“ (der macht ein Gesicht, als wenn es drei Tage regnen wird). Oder: „De süht unwedderschnt (der sieht „unwetterisch“ aus). Auch die Redensart: „'keen hett di de Petersilli verhaegelt?“ (Wer hat dir die Petersilie verhagelt?) dürfte hierher gehören. Von einem bösen Weibe, das tüchtig keift, heisst es auch wohl: „Nu slait't Gewitter in'n Theekätel“ (Nun schlägt das Gewitter in den Theekessel). Ob aber auch die Redensart, die ein Untergebener etwa von einem ihm Uebergeordneten gebraucht: „Nu ward't Unwedder“ (Nun wird es Unwetter) hierher gehört, möchte ich bezweifeln.

¹⁾ Ueber das Wettermachen hat Feilberg auch in seinem prächtigen Buche „Dansk Bondeliv“ (dänisches Bauernleben), Kopenhagen 1889, Seite 255 ff. einen Abschnitt geschrieben.

Interessant ist mir die Redensart von dem Ziegelstein, mit dem die Angen getrocknet werden. In Stapelholm heisst es: An dem Tage, wenn die Konfirmanden aus der Schule entlassen werden, müsse man einen Ziegelstein (Teegelsteen) mit zur Schule bringen, um die Thränen darauf aufzufangen. * H. Völksmann.

Das Wettermachen ist im Lüneburgischen wenig mehr bekannt. Mir stiess nur die Redensart an: „Die Sonne scheint, es regnet, die Hexen buttern.“ — Der Kuckuck kommt im Frühjahr aus Thonhof (einem Dorfe im Amte Winsen a. d. Luhe) und der Schnee ans Hützel (einem Dorfe im Amte Soltau). P. Ch. Martens. Hamburg.

Sagen und Erzählungen aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Von Karl Ed. Haase.

1. Das eingemauerte Kind.¹⁾ Im Jahre 1879 wurde auf dem Gehöft des Bauern Ziehm zu Dierberg ein uraltes Fundament ausgehoben. Man fand in demselben eine Wölbung, in welche die Gebeine eines Kindes lagen. Dieser Fund ist unzweifelhaft der Nachlass eines alten Volksglaubens, nachdem durch ein solches Opfer die unerschütterliche Haltbarkeit eines Gebäudes gesichert war. Auch Knochen von Hunden, Katzen, Hühnern, sowie auch Eier hat man öfter in Fundamenten, namentlich unter der Thürschwelle, eingemauert gefunden.

Mitgeteilt durch Herrn Lehrer Fehse zu Dierberg.

2. Die Kröte. Ein Knecht und ein Mädchen gingen über Feld, da sahen sie in einem Graben eine grosse Kröte sitzen. Der Knecht wollte das Tier mit der Kartoffelhacke erschlagen, das Mädchen aber bat ihn, das zu unterlassen, da die Kröte ihnen ja nichts zu Leide getan habe. — Einige Monate darauf wurden beide von einer angesehenen Frau in ihrem Dorf zum Kindelbier geladen. Sie erschienen auch und wurden sehr freundlich bewirtet. Am Abend rief die Gastgeberin den Knecht in ein besonderes Zimmer und sagte ihm, er möge einmal zur Decke aufblicken, da sah der Knecht gerade über seinem Kopfe eine Hacke an einem Pferdehaar herabhängen. Er wollte rasch wegtreten, konnte sich aber nicht von der Stelle bewegen. Die Frau sprach: „So war mir zu Mute, als Du mich damals mit der Hacke erschlagen wolltest, gehe jetzt hin und hüte Dich, unschuldige Tiere zu verletzen.“ Da ward der Knecht wieder los. Dann rief die Frau das Mädchen in das Zimmer und bat sie, sich einige Kohlen zum Andenken an Sie mitzunehmen. Das Mädchen las auch eine ganze Schürze voll und nahm sie mit sich nach Hause. Wie erstaunte sie aber, als sich dieselben dort in pures Gold verwandelt hatten, und so führte sie noch ein lauges und glückliches Leben.

Aus Kraatz mitgeteilt durch Herrn V. Suetlage zu Kraatz.

Schimpfwörter.

Aus Schimpfwörtern, welche als Ehrenbeleidigungen aufgefasst werden, lernt man häufig sehr gut die Ehrbegriffe des Volkes kennen, jedenfalls zuverlässiger als aus philosophischen Erörterungen über Ehre.

1) Vgl. Liebrecht: Zur Volkskunde, R. Andree, Ethnograph. Parallelen, und Krauss: Das Bauopfer bei den Südslaven; ferner „Am Urquell“ II, S. 25 und „Am Urdsbrunnen“ VII, S. 165 ff.

Wir eröffnen hiermit eine Enquête oder Nachforschung über diesen Gegenstand und ersuchen höflichst unsere Leser um weitere Beiträge.

1. Das „Wiener Tageblatt“ 18. Febr. 1889 berichtet: Einen „Spion“ und einen „Kroaten“ hatte der Hausmeister Josef Diwall den Zahlkellner Ignaz Stark genannt. Das Wort „Kroat“ wäre an und für sich nicht beleidigend gewesen; allein in dem vorliegenden Zusammenhange — es war eine zusammenhängende „Schimpferei“ — wurde es vom Bezirksgerichte Alsergrund als Schimpfwort im Sinne des § 496 des St.-G. qualifizirt und Diwall zu zehn Gulden Geldstrafe verurteilt. — Mit der gleichen Geldstrafe büsste ein Herr F. Petsche vor einem anderen Richter folgende einem Hausmeister entgegengeschleuderte Ehrenbeleidigungen: „Sie ungestülpter Stiefelknecht“, „ungewaschener Hausmeisterfetzen“ und „Sie wackliger Bankraxler“ (Baumkletterer). — Frau Therese Wihoda nannte die Amalie Brecher „eine Person, die an periodischer Gehirnverstopfung leidet“. Diese Verhandlung, welche leicht bedrohliche Dimensionen angenommen hätte, endigte mit der Freisprechung der Angeklagten. — Zum Schlusse sei noch das bemerkenswerte Schimpfwort: „Sie hatscherter (mit seitwärts ausgetretenen Fersen) Zulukaffer“ registriert, welches Frau A. Pserer mit fünf Gulden Geldstrafe büsste.

2. Serbisch. Kopile (Bastard); Kurvino K. (Bastard einer Prostituirten); Obešenjak (Gehängter); Lopov (Halunke); Pustaija (Räuber); Nikogović (Sohn eines Niemandes); Kurvić (einer, der Dirnen nachsteigt); Mrcina (Aas); Poturica (Renegat); Kukavica (Kuckuck-Feigling); Nesreća (verkörpertes Unglück); Dronja (alter Fetzen); Mamlas (dummer Kerl); Ciganin (Zigeuner-Vagabund); Laža (Lügenbart); Gubavac (Rändiger); Ušlivac (Lausiger); Svinja, Krmača (Schwein); Vlah (Walache); Sokac abg. für Uskok (Ausreisser.)

F. S. K.

Geheime Sprachweisen.

Eine Enquête.

44. Pe-Sprache. Vor fünfzig und einigen Jahren sprachen wir jüdische Knaben in Bodolo im Kaschauer Comitat in Ungarn eine Pe- und eine We-Sprache, z. B. gupupen mopopen oder guwuwun monowen—guten Morgen.

Lector M. Friedmann.

45. Citahari-Sprache. Das Wort citahari wird an jeden Laut oder nur an jede Silbe angeschlossen, doch h wird als hari ausgesprochen. Ueblich in Wien in der Leopoldstadt in einer Mädchenschule.

Wien.

Lea.

46. O-Sprache. Der Vocal der ersten Silbe wird in o verwandelt, die vorangehenden Consonanten ans Ende des Wortes gestellt und ein e als Anlaut angehängt, z. B. oste otge — ist gut. Gebräuchlich unter den Schülern des Leopoldstädter Gymnasiums in Wien.

Immanuel Friedmann.

47. Akrobaten-Sprache. So heisst die zuvor mitgetheilte geheime Sprachweise in Künstlerkreisen.

Wien.

Sommer, Burgschauspieler.

48. Die unter Nr. 2, 5 und 6 bezeichneten „Sprachen“ sind auch in den Baltischen Provinzen als Kinderscherze unter den Bezeichnungen B-, P- und F-Sprachen bekannt.

Blätter f. literar. Unterhaltung, Leipzig 1890, Nr. 45.

49. Dunderfu kannsanslerfans müllerfi vererlerfer stananerfan — du kanns mi verstan. Dat atlerfat willillerfill icklerfick — dat will ick. In dieser Sprache, die wir katerlateinsch (entstellt aus Kramerlatein?) nannten, hatten meine Mitschüler und ich als wir noch die Schule in Witzwort in Eiderstedt besuchten, eine grosse Gewandtheit.

Friedrichstadt a. Eider.

H. Hensen.

50. Im Anfang der 60er Jahre fügten die die Schule auf dem Katonberge bei Elberfeld besuchenden Kinder fast allgemein einige Zeit hindurch jedem Worte ein la zu, eine Sprachweise, worin manche grosse Uebung erreichten. Ueber die Anregung hierzu konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Ein Beispiel: Eckla mottla dattla donnla. Eck mott datt donn.

O. Schell.

Totenrufen bei den Juden.

Es starb hier eine Frau, welche im gesegeten Zustande war. Da bei den Israeliten ein Glaube vorhanden ist, die Seele komme früher vor den Weltenrichter, wenn der Körper unversehrt ins Grab gelegt wird, und bei dem oben angegebenen Falle musste er unbedingt sezirt werden. Ein solcher Fall ist Grund für ein Jammergeschrei bei den Juden. Dies Unglück wurde von den Familienmitgliedern den besten Bekannten geklagt und ein alter Jude riet folgendes zu tun: Man bade die Fran Mitternachts, zu einer Zeit, wo die Seraphim Hymnen zu Gott singen und die bösen Geister und schlechten Engel losgelassen werden, in einer mit lauem Wasser gefüllten Wanne. Nachdem die Frau eine halbe Stunde im Wasser gelegen ist, soll man sie siebenmal bei Namen rufen und ihr ebensovielmale mit einem Schofar — einer Posaune, welche am Neujahr- und Versöhnungstage benützt wird — ins Ohr trompeten. Dieses Rezept wurde ausgeführt, und unter gewaltigem Aechzen und Stöhnen der Frau ist sie mit einem toten, unentwickelten Kinde entbunden worden. Die Verwandten schwören Stein und Bein, dass dies nur ihre Beschwörungformel zu Stande brachte.

J. Spinner. Lemberg.

Kleine Mitteilungen.

Sprichwörter galizischer Juden.

II.

16. Manche Frauen sugen Lügent, afli (sogar), wenn sie schwagen.
17. Mehr geharrt, ist mehr genarrt.
18. Ein fauler Schüliach (Bote) hot tumid (immer) a Terz (Ausrede) in Keschine (Tasche).
19. Bildung ist gut, Praxis ass men besitzt, ist noch besser.
20. Viel klären (nachdenken) schad't a mul, weinig ist tumid schlecht.
21. Wenn einer will weren a berühmter Mann, muss er kennen plaudern, wie a Wab.
22. Wenn Urimkeit (Armut) ganvit (stiehlt) sich a'ran dorch der Thür, antlaufft die falsche Freundschaft dorch'n Fenster.
23. Weinig reden, schad't a muhl, viel schad't tumid.
24. Ohn' a Frack losst man auf a Ball nit aran, aber ohn' a Harz (Herz) mög man arankümmen überall.
25. Es ist lachter zu zeilen (zählen) die Fehler vün a Frau, wie ihre Juhren (Jahre).

26. Leidig (müßig) gehn verdarbt die Menschheit, anstrengende Arbeit schad't zur Gesundheit.

27. Glücklich ist nit der, was er hot dus, was er will, nor jener, was er will nit, was er hot nit.

28. Mit Müntz (Geld) is man kan Gwir (Edelmann) nit, und mit Wörtlech (Phrasen) ist man noch kein Chuchim (weiser) nit.

29. Ass a Narr warft a Stein in Gurten aran, könne afli (sogar) zehn Klüge iln nischt arausnemmen.

30. A Akschen (Hartnäckiger) ist ärger wie ein Maschümed (Abtrünniger).

31. Besser ist mit a Klügen zü verlieren, als mit a Narr zü gewinnen.

32. A Quint (Quentchen) Masel (Glück) ist besser wie a Pfünd Gold.

33. A Narr tur (darf) man kan halbe Arbet nit wasen (zeigen).¹⁾
Lemberg A-n L-n.

Fastnachtbrauch. (Urq. I, 129 cf.) Das Hedwickschen ist hier in Meldorf ziemlich bekannt, d. h. unter den älteren Leuten. Am Morgen des Fastnachtmontags begeben sich kleinere Kinder mit einer mit bunten Bändern geschmückten Rute in das Haus von Verwandten und nahen Bekannten, treten ans Bett und fordern die im Bette liegenden unter Klopf'n auf die Bettdecke auf, das Bett zu verlassen. Als Lohn für die Weckdienste erhalten sie eine Heissewecke. Wie ich von einem Sachsen hörte, herrscht diese Sitte auch im Königreich Sachsen. Dort besteht die Rute aus Tannenzweigen. Vor mehreren Jahrzehnten bestand noch das Bullenschauen. Der Reihe nach waren nämlich die Bauern gehalten, den Bauerschaftsbullen zwei Jahre lang zu stellen. Am Fastnachtmontag stellten sich die andern Bauern bei 'em betreffenden Bullenhalter zur Bullenschau ein und wurden dann festlich bewirtet. Meldorf. J. Goos.

Volks Glaube. Ueber Volksglauben in Oberschlesien wird dem „Schlesischen Tageblatt“, Schweidnitz aus Kreuzburg unterm 4. Dec. 1890 berichtet: Kürzlich kommt die Arbeiterfrau P. aus S. zur Bäuerin Z., um Butter zu kaufen, und da sie sich etwas verspätet, bereits nach Sonnenuntergang. Nun glaubt aber fast das ganze Dorf, dass, falls nach Sonnenuntergang noch Milch aus dem Hause gegeben wird, die Kühe die Milch verlieren würden. Die Frau erhielt daher nirgends mehr Butter. Ferner darf bei Kreuzberg an dem Tage, an welchem ein Kalb geboren wird, auch nicht der geringste Gegenstand aus dem Hause gegeben werden; umsonst bittet da der Bettler um eine Gabe, denn „es soll nicht gut sein.“

Schlaupitz, 7. Dec. 90.

Knauthe.

Volksreim aus Duisburg a. Rh.:

Anna sass am breiten Stein²⁾ und kämmt' sich ihr graues Haar;
und als sie damit fertig war, setzt sie sich hin zum Schlafen.

Da kam der stolze Friederich: Anna, warum weinst du? —

¹⁾ Bei den Juden in Südungarn: „Einem Narr'n soll man kein ungebauts Haus zeigen.“ K.

²⁾ Ueber den breiten Stein von welchem früher Verlobungen feierlich verkündigt wurden vgl. Handelmann, Volks- u. Kinderspiele, S. 47 u. 108; niederl. Korrespondenzbl. III, 73 und 87; volkstümliche Lieder II, 189 und 198; Am Urdsbrunnen VI, 3.

Weil ich morgen sterben muss. — Da kam der stolze Heinerich:
Anna, warum weinest du? — Weil ich morgen sterben muss.
Adje, mein lieber Friederich, adje, mein lieber Heinerich.

Meyer-Markau i. Duisburg.

Kinderspiel aus Böhmen. Oft legen sich die Kinder ein Brett über den Holzbock, auf jede Ecke des Brettes setzt sich ein Kind, während sie schaukeln singen sie:

Tschunkl tschunkl tschine De Madl sein gor schiene

De Jungen sein wie Backufstepl De Madl sein wie Rusenäpel.

Oder sie fassen sich bei den Händen, während ein drittes immer durchschlüpft und singen:

Krich mer ne durch'n Weingorten friess mer ne de Beeren ob

sonst kömt der Bock do stusst a dich, do hommer dich.

Sie fangen dabei den Durchkriecher, und es kommt ein andres an die Reihe. Isergebirge i. B. M. Rösler-Wien.

Unter den Schwaben im Banat und in Slavonien singen die kleinen Knaben ein ähnliches Spottlied:

Palatschinken, die Madel stinken, die Buben schmecken,

die Madel soll'n verreck'n.

Palatschinken heisst eine gerollte Mehlspeise aus Buttermilch und Eiern mit süsser Füllung. F. S. K.

Sprechübungen. Eine rechte echte doppeltgefütterte Fuchspelzpuddelmütze schickt dir der Meister Brand aus Kant und lässt dabei sagen, dass er der rechte echte doppeltgefütterte Fuchspelzpuddelmützenmacher sei und dass seine Frau Friedericke den ganzen Tag hinterm Ofen sitze und weiter nichts thue als lauter rechte echte doppeltgefütterte Fuchspelzpuddelmützen mache. Blickstedt-Dänischen Wohld.

Eine Mütze, eine Pelzmütze und eine doppeltgefütterte Fuchspelzpuddelmütze schickt Herr Brand aus Kant und lässt dabei sagen frei, und dass er der rechte rechte doppeltgefütterte Fuchspelzpuddelmützenmachermeister Herr Brand aus Kant sei. (Ditm.) H. Volksmann.

Volkslied aus Schleswig-Holstein.

Drei Rosen im Garten, drei Fischlein im See,

Mein Schatz ist mir untreu, das Herz thut mir weh.

Drei Lilien im Felde, drei Bäumlein im Wald,

Mein Schatz ist mir lieber als alles Geld

Und bin ich an der Ostsee, oder doch an dem Belt,

Mein Schatz ist mir lieber denn alles Geld.

Und bin ich an der Donau, oder auch an dem Rhein,

Meine Gedanken sind immer bei Feinsliebchen allein.

Das Lachen und das Scherzen, das steht dir wohl frei,

Aber die Gedanken müssen herrschen immer dabei.

Und kommst du in Gesellschaft, so nimm' dich in Acht,

Duss du ja einer Andern das Jawort nicht machst. H. Theen-Söby.

Redensarten. Im Lüneburgischen umschreibt man „über all“ mit: „Wo dei Wind her weit und de Hahn her kreiht.“ Auch die Frage: „Wo veel is dei Klock (Uhr)?“ hat man die Scherzantwort: „Vittel op't Lock; wenn se sleit, sleit se di bawn op'n Kopp,“ Vittel op'n Boxenknop.“ (In Schleswig-Holstein sagt man: „Fidd'l op'n linn Büx, wenn se sleit, so sleit se fix.“) Wenn es Jemanden ärmlich geht, sagt man: „Hei hett man twei Hemd'n (Hemden), ein op'n Knaken un annert op'n Staken.“

P. Chr. Martens-Hamburg.

Sitte und Brauch. In einigen Dörfern, namentlich in der Nähe des Ostseestrandes, war es noch bis vor Kurzem Sitte, dass bei Festlichkeiten einer der Gäste alle übrig gebliebenen Knochen auf einen Faden zog, sie sich um den Hals hing und damit tanzte.

„De Käke heft Alles versengt und verbrennt!“ Mit diesen Worten wird bei ländlichen Hochzeiten ein Teller, in dem ein Blumensträusschen liegt, den Gästen dargereicht, damit sie der Köchin für ihre Mühe eine kleine Geldgabe spenden. (Dönhoffstadt)

H. Frischbier-Königsberg i. Pr.

Wetterregeln aus Schleswig-Holstein. Wohin eine Windhose (Küsel) geht, daher kommt nach drei Tagen der Wind.

Drage in Stapelholm.

Wenn das erste Gewitter im Frühjahr über hohle Bäume geht, so giebt es im Sommer viel Gewitter. Sehestedt.

Wetterleuchtet es zu der Zeit, wenn der Buchweizen blüht, so wird derselbe taub. Ditm., Stapelholm.

Krait de Hahn to Stohl (auf der Stiege), so reg'nt dat Morren en grote Pohl. Delve i. Ditm.

Wenn der Wind nachts durchweht und nicht zu Bett geht, so wird es regnen. Drage in Stapelholm. H. Volksmann.

Kind und Geburt. Eine schwangere Frau darf nicht spinnen, sonst wird das zu erwartende Kind gehenkt. Begegnet ihr eine Missgestalt, dann sagen ihre Begleiterinnen zu ihr: „Schau nit hin, was Schwarzes kömmt!“ Aus dem Hause der Sechswöchnerin soll man nichts verbergen, denn sonst kann die Hexe dem Kinde beikommen, auch soll die Wöchnerin weder in den Keller, noch an den Brunnen gehen, weil sonst das Wasser in demselben lebendig wird. Um das Auswechseln eines Kindes durch einen Wechselbalg zu verhüten, wird das Kind noch womöglich am Tage der Geburt getauft.

B. Spiess-Meinigen.

Vom Büchertisch.

30. Post, Dr. Alb. Herm.: Ueber die Aufgaben einer Allgemeinen Rechtswissenschaft. Oldenburg 1891. Schulze (A. Schwartz) IV, 214, Kl. 8^o. Wenn es noch eines Beweises bedarf, dass die Völkerkunde den Rang einer methodischen Wissenschaft sich errungen, so erbringt ihn im vollsten Masse Posts neueste Leistung. So schmal das Werkchen sich auch angreift, so ist es doch die reife Frucht emsigster Forschungsarbeit eines Menschenalters. An Stelle schwungvoller dichterisch gelehrter dickleibiger Bücher über das „Ariertum“ und „Indogermanentum“ tritt nun eine nüchterne, geschäftsmässige Darstellung der Gliederung der Menschheit nach ihren Rechtskreisen. Welche unendliche Fülle von Anregung kann der Arbeiter auf dem Gebiete der Völkerkunde daraus schöpfen! Für den Spezialisten ist dies Büchlein ein unentbehrlicher Führer in dem Gewirre unserer Wissenschaft. Eine Besprechung dieses Bändchens, wie sie ihm gebührt, kann der U.-Q. aus Raummangel nicht darbieten, es seien hier nur die Schlager des Inhaltes verzeichnet: Die Quelle einer allgemeinen Rechtswissenschaft; D. Bearbeitung der Rechtsquellen. Uebersicht über die wichtigsten Parallelerscheinungen im Rechtsleben der Völker (Verfassungs- und Verwaltungsrecht, Personenr., Familienr., Erbr., Rache-, Buss- u. Strafr. Prozessr., Vermögenr.) Die einzelnen Rechtsgebiete der Erde und ihre Bearbeitung (europäische,

asiatische, ozeanische und amerikanische Rechtskreise, die Rechte der arktischen Völker, die afrikanischen Rechtgebiete). Es ist bewunderungswürdig, wie viele trefflich gewählte Beispiele und Belege hier gesammelt sind. Aeussert selten ist ein Versehen mit unterlaufen, und wenn schon, so doch ohne Schuld Posts, so meint er z. B. auf S. 91, bei den Kelten finde sich das universelle aber in Europa sonst nicht vorkommende Fasten des Gläubigers vor der Thür des Schuldners. Diesen Brauch fand ich auch in Bosnien vor und berichtete darüber in meinem serbischen Buche „Smailagić Meho“ Ragusa 1885, auf S. 120 zu Vers 97. K.

31. Reiche Th.: Heitere Reimereien in plattdeutscher Mundart (niedersächsisch-ostfälisch) 3. verm. u. verb. Aufl. Brannschweig. O. Salle 1891. S. 96. Kl. 8^o. Die schnurrigen und launigen Einfälle sind meist aus dem Volke und hier nur sehr geschickt mit feinem Verständniss der Volkssprache wieder fürs Volk in Versen gegeben. So mancher Schwank darunter ist international, so z. B. „die Sprache der Tiere“ S. 64, die Mehrzahl aber Gemeingut des deutschen Volkes. Alles ist lustig zu lesen und ergetzlich. Reiche wäre der Mann dazu, ein Buch über den deutschen Volkshumor zu schreiben.

32. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Herausg. v. Karl Weinhold. I. 1 Heft. 127 S. gr. 8. Mit einer Tafel. Berlin 1891. A. Ascher u. Co.: Das ist das Organ unseres ersten deutschen Volkskundevereines, der hoffentlich einen kräftigen Anstoss zur Bildung weiterer solcher Vereinigungen geben wird. Das 1. Heft ist ausschliesslich deutscher und isländischer Volkskunde gewidmet. Als Mitarbeiter treten auf Weinhold, Steinthal, W. Schwartz, K. Maurer, R. Köhler, R. Löwe, M. Rehsener, U. Jahn, A. M. Cohn, J. v. Zingerle usw. Mehr können und dürfen wir zum Lobe unserer Schwesterzeitschrift nicht sagen, um nicht den Vorwurf der Kameraderie auf uns zu laden. Sehr ausführlich sind zum Schluss S. 113—117 die Inhaltangaben der Fachzeitschriften und der übrigen Literatur. Um keine Concurrrenz dem grossen Fachblatte zu machen, werden wir in unserem U. Q. nur mehr über den Inhalt der dem Deutschen weniger zugänglichen slavischen Fachzeitschriften berichten, besonders der polnischen und russischen, und auch sonst slavische Volkskunde fleissiger pflegen. Im Uebrigen bleiben wir unserer kosmopolitischen Haltung auch fernerhin treu.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich S. Krauss,
Wien VII, Neustiftgasse 12. Administration in Lunden in Holstein.
Druck von Johs. Christiansen in Husum. Commissionsverlag von G.
Kramer, Verlag in Hamburg.

AM UR-QUELL.

MONATSSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.“

VII. Hft. II. B.

Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.

1891.

Abderiten von heute.

Es ist nicht ausgemacht wie Abdera in Thrakien, die Vaterstadt des „lachenden“ Philosophen Demokritós, zu seinem üblen Rufe gelangte. Schon Cicero bezeichnet es als eine Stadt, in deren Gemeinwesen alles mit höchster Inkonsequenz behandelt wurde und spätere, wie Juvenal und der Arzt Galenus, schreiben die Einfalt seiner Bewohner dem Klima zu. Wie dem auch sein möge, der Name der Stadt ist typisch geworden für Orte, deren Bewohner sich durch einfältige Streiche auszeichnen und von den Nachbarn ob derselben gehänselt werden.

Das Völkerpsychologische an der Sache nun ist, dass, wie hier im Altertum, noch heute Abdera viele Wettbewerber hat, dass dieselben nicht nur in Europa, sondern auch in anderen Erdteilen vorkommen und ferner, dass die Abderitengeschichten nicht blos von Spassvögeln erfunden und den Bewohnern eines Ortes angehängt werden, sondern dass sie thatsächlich vorkommen. Der menschliche Geist arbeitet auch in dieser Hinsicht überall nach gleichen Gesetzen. Es ist damit im enger begrenzten Rahmen dasselbe, wie mit dem Spott, der zwischen grossen Völkern und Stämmen herrscht.

Jedes Land in Europa hat sein Abdera und ganz ähnliche oder dieselben Geschichten laufen von deren Bewohnern um. Allein in Deutschland ist die Zahl solcher Städte und Dörfer eine sehr grosse: Schilda bei Torgau, Hirschau in der Oberpfalz, Schöppenstedt in Braunschweig, Buxtehude bei Hamburg, Büsum in Holstein, Teterow in Mecklenburg, Polkwitz in Schlesien, Iglau in Mähren, Eipeldau bei Wien, Bruck in Steiermark, Weilheim in Oberbayern, Pirna in Sachsen, Dinkelsbühl in Franken, Ganslosen und Tripstrill in Schwaben, Schwarzenborn in Hessen, Griesheim bei Darmstadt u. s. w. streiten da um die Palme.

Diese leicht zu vermehrende Aufzählung möge für Europa genügen. In anderen Erdteilen ist aber Abdera auch vertreten und Mungo Park traf vor hundert Jahren in Senegambien auch ein Negerdorf, von dem sehr hübsche Abderitenstücklein berichtet wurden. Der Orient kennt sie auch und hier sind es Sivri Hissar in Natolien und vor allem Halbun bei Damascus. „Was wäre Damascus ohne eure Lampendochte!“ hörte vor mehr als 30 Jahren der preussische Konsul Dr. Wetzstein die Gassenjungen hinter den Halbuniern ausrufen, und er erfuhr bei dieser Gelegenheit einige Schöppenstedter Streiche. Einmal wollten die Halbunier einen Berg abseits rücken, weil er ihnen die Sonne entzog. Sie banden ihn mit Stricken und zogen mächtig, bis diese zerrissen, wobei sie einen bösen Fall thaten. Einst wollten die Halbunier eine Republik gründen; sie scheiterte aber daran, dass nicht genug Männer im Dorfe waren, um alle Staatämter zu besetzen, die man schaffen wollte. Noch mehr berichtet von Halbun H. Petermann (Reisen im Orient I. 308). Einst hatte ein Knabe seine Hand in einen Krug gesteckt, um Wallnüsse herauszunehmen; da er die Hand voll hatte und sie aus dem engen Halse nicht wieder herausging, entschied der Mudebbir, der Ratgeber, die Hand müsse abgehauen werden. Als der Vollmond sich einst hinter Wolken verbarg, erklärte der Mudebbir, er sei von den Bewohnern des Nachbardorfes gestohlen worden. Und sofort zog ganz Halbun bewaffnet dorthin, um ihn wiederzugewinnen. Gross war die Freude, als der Mond wieder erschien, denn aus Angst vor der herannahenden Schar hatten die Nachbarn ihn wieder frei gegeben.

Das möge genügen, um zu zeigen, wie das Anhaften von Schöppenstedter Streichen nicht auf Europa beschränkt, sondern ein allgemein menschlicher Zug ist.

Wie aber entstehen sie? Gewiss ist die grössere Anzahl der Stücklein erfunden. Eine wirkliche Thatsache genügt, um zur Erdichtung von mehreren anzueifern, die dann weiter erzählt, abgeändert werden und auf andere Orte mit übergehen. So ist die Summe der Abderitengeschichten entstanden, die mit ausgesprochener Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung weit und breit vorkommen. Der erste Anlass ist wohl stets eine thatsächliche einfältige Geschichte, die irgendwo vorkommt. Hierfür sind Belege vorhanden und die Dinge geschehen noch heute.

Strackerjan (Aberglaube und Sagen aus Oldenburg I. 284), der viel Abderitenstreiche von dem Dorfe Hauwiek zu berichten weiss, erzählt: „Noch heutigen Tags (1863) steht die alte kleine Wassermühle da, welche die Hauwieker auf einem Berge erbauten und um derentwillen sie viel leiden müssen“. Ganz der Neuzeit aber angehört die Geschichte

vom Löwen in Handschuhsheim,

die vor ungefähr zehn Jahren sich ereignete und damals auch durch die Blätter gegangen sein soll. Ich will sie hier erzählen, wie mir

sie ein geborener Handschuhsheimer mitteilte, der auch die Namen der Beteiligten nannte.

Handschuhsheim ist ein uralter Ort nahe bei Heidelberg, etwa 2 Kilometer vom rechten Neckarufer an der Bergstrasse gelegen. Als nun vor ungefähr zehn Jahren die Kettenschleppschiffahrt auf dem Neckar eingerichtet wurde, kam von Mannheim her der erste Schlepper angedampft. Nach Heidelberg gelangt, liess er dort aus seinem Nebelhorn jenen bekannten fürchterlich brüllenden Ton erklingen, der ihm auch die Bezeichnung „Neckarkuh“ eingetragen hat. Den Ton hörte der Waldhüter N. zu Handschuhsheim, der sich gerade auf dem Felde befand. Unerklärlich! Eine solche Stimme war noch nie in der Pfalz gehört worden, und mit dem Rufe: „Der Löwe ist los“ stürzte er in den Ort zurück. Einen Knaben, den er unterwegs mit einer Kuh traf, warnte er vor der Gefahr und als er im Orte war und sein Ruf: „Der Löwe ist draussen“ ganz Handschuhsheim in Aufruhr versetzt hatte, da griff zu den Gewehren, wer ein solches besass und mit Mistgabeln schloss sich der Haufen an. Unter des Waldhüters — der Mann lebt noch — Führung ging es nun auf die Löwenjagd, gen Neuenheim zu, von wo her noch immer das fürchterliche Brüllen erklang. Unterwegs aber kam die Aufklärung und die Löwenjäger gingen beschämt nach Hause. Seit jener Zeit aber können es die Handschuhsheimer nicht vertragen, wenn man sie nach dem Löwen fragt.

R. Andree.

Alpdrücken.

In Schleswig-Holstein. Die Nachtmahr, plattdeutsch Nachtmähr — der Name Alp ist dort nicht volkstümlich — ist ein rauhes Tier, das sich nachts auf die Schlafenden legt und sie so heftig reitet und drückt, dass sie in grosser Angst sich befinden und stöhnen, weil der Atem ihnen ausgehen will. Vielfach kommt die Nachtmahr durch das Schlüsselloch in die Schlafstube, kriecht von unten, von den Füssen her, auf die Schlafenden und legt sich ihnen auf die Brust. Mancher hat das Tier schon mit seinen Händen berührt und befühl. (Dithmarschen, südl. Schleswig.) Alp, Mar, Nachtmoor; em ridt de Nachtmoor, em drückt de Alp. Bald hat man daraus eine rauhe Tierart, bald ein halb menschliches Koboldwesen geschaffen, das sich nachts durch die Thürritzen einschleicht und auf dem Menschen reitet. (Schütze, Holsteinisches Idiotikon I., S. 31; III., S. 131.) Wenn sieben Knaben oder sieben Mädchen nach einander geboren werden, so ist eins darunter eine Nachtmähr. Mit einer solchen war einst ein Mann verheiratet; und als er erfuhr, dass sie jede Nacht durch das Loch des Riemens schlüpfte, mit dem die Klinke aufgezogen wird, verstopfte er am andern Morgen die Oeffnung in der Thür und seine Frau blieb nun neben ihm. Als er nun aber später den Pflock herauszog, um die Klinke wieder gebrauchen zu können, fehlte sie gleich in der folgenden Nacht und kam auch nicht wieder zurück. Doch fand er jeden Sonntagmorgen reine Wäsche von ihr für sich



hingelegt. (Müllenhof, S. 242.) Ein anderer Mann, den jede Nacht eine Nachtmähr plagte, fand schliesslich auch ein Loch in der Thür, das seine Freunde verschlossen, als die Nachtmähr in der Stube war. Am hellen Morgen war nun eine schöne Frau bei ihm im Bette, mit der er sich verheiratete. Schliesslich aber, als der Mann den Pflöck aus dem Loch wieder herauszog, verschwand die Frau mit einem kläglichen Ton; nur an jedem Sonntagmorgen brachte sie ihren Kindern schneeweisse Wäsche. (Müllenhof, S. 243.) Die von Herrn Knauth, S. 71, mitgeteilte Sage, dass die Nachtmähr in Gestalt einer Maus erscheint, gefangen und verstümmelt wird, ist auch in Dithmarschen bekannt. Wer von der Nachtmähr geplagt wird, stelle abends beim Schlafengehen die Pantoffeln verkehrt vor das Bett, dann kann sie ihm nichts anhaben. (Föhrden b. Rendsburg i. Schleswigschen.) Wer von der Nachtmähr geplagt wird, dem sei die Mistel empfohlen. Man nennt sie darum auch *Maretaken* oder *Alfranken*. Auch die *Donnersteine* (Echiniten), die man auch *Hucksteine* nennt, sind Mittel dagegen. (Müllenhof, S. 243.)

Die Nachtmähr reitet auch die Pferde. Dann sind am andern Morgen die Mähne derartig geflochten, dass eine Menschenhand kaum im Stande ist, das Geflecht zu entwirren. Für solche von der Nachtmähr geflochtenen Mähne hat man in Dithmarschen auch den Namen *Hexentreppe*, wohl weil man glaubt, dass dieses auffallend merkwürdige Geflecht von einer Hexe herrühre. Will man verhindern, dass die Nachtmähr die Pferde reite, so nehme man einige Pferdehaare von dem betreffenden Pferd, bohre ein Loch in irgend einen Pfahl, lege die Haare in das Loch und schlage einen Pflöck hinein, so kommt die Nachtmähr nicht wieder. (Delve i. Dithm.)

H. Volksmann.

Im Isergebirge. Des Nachts kommt oft eine Gestalt und legt sich dem Menschen auf die Brust, so dass er fast ersticken muss. Wenn man nun demselben einige Butter- oder Quarkschmitte verspricht, geht er fort, früh aber ist derjenige, der um ein Brod bittelt, als Alp bekannt, und es herrschen darüber mancherlei Geschichten. Die Namen *Trud* und *Mahr* kennt man bei uns nicht.

M. Rösler.

In Bosnien. Wer von der *Mora* geplagt zu werden pflegt, soll vor dem Schlafengehen sagen: Du sollst *Mora* von Gott aus verflucht und vom hl. Johannes gefesselt sein! (da si moro od Boga prokleta, ot svetoga Jovana sapeta!) und die *Mora* wird ihm nicht mehr aussaugen. (Aus einem Bosnischen Rezeptenbüchlein aus dem Jahre 1749. Abgedruckt im Glasn. zem. muz. Sar. I. 4. S. 114.) F. S. K.

Der Eid im Volksleben.

(Aus Schleswig-Holstein.)

1. Das Volk schwört nicht gern; und es wäre gewiss gut, wenn die Richter diese tief religiöse Seite des Volksbewusstseins mehr

berücksichtigen könnten, als es geschieht. Bei jeder Gelegenheit, mag es sich auch um eine noch so geringfügige Sache handeln, wird ein Eid abgelegt; und es ist noch sehr die Frage, ob die noch immer recht ansehnliche Zahl von Meineiden auf das Konto des Strafgesetzbuches oder auf die religiös-sittliche Erziehung des Volks durch Haus, Schule und Leben zu setzen sind. Wir möchten ersteres fast annehmen. Wohl hört man oft die Redensart: Dar kann ick mien Eed op doun (darauf kann ich meinen Eid ablegen), oder: Dat kann ick beswöir'n (das kann ich beschwören), oder: Dar kann ick op flöik'n, (darauf kann ich fluchen), aber man schwört trotzdem lieber nicht. Muss nun jemand schwören, so thut er es nur, wenn er die Wahrheit genau weiss, und Fälle, dass jemand glaubt, wenn er beim Schwur die rechte Hand in die Höhe hebt, die Finger der linken Hand nur von sich abzustrecken brauche, um die Wirkung des Meineides dadurch abzuleiten, wenn die Sache nicht ganz rein ist, dürften kaum mehr vorkommen.¹⁾ Der Meineidige wird vom Volke verabscheut. „He hett Seel und Selikeit verswarn“ (Er hat Seele und Seligkeit verschworen); „He leppt mit'n lerrigen Rump rum“ (Er läuft mit einem leeren Rumpf herum), heisst es. Und von dem Meineidigen, der durch die Qualen des bösen Gewissens bald in's Grab gebracht wird, sagt man: „He vergait, as de Dau var de Süm“ (Er vergeht, wie der Tau vor der Sonne). Von einem Manne, der mit einem Mädchen zu thun gehabt und nachher beeidigt, dass er nicht Vater des Kindes sei, heisst es: „He hett en Kind verflöikt“ (verflucht). Von einer Judenfamilie in Friedrichstadt a. E. erzählt man, dass sie sieben ganz wunderliche und blödsinnige Kinder gehabt, weil der Vater seine Kinder verflucht habe. Zwei von den unglücklichen Kindern haben wir noch gekamt. — Als das Obergericht noch in Glückstadt war, mussten manche Eide dort abgelegt werden. Das Zimmer, in welchem das geschah, war dunkel ausgeschlagen, die Fensterläden waren geschlossen, ein Totenkopf und ein Licht standen auf dem Tisch. In einem solchen Zimmer soll es selbst einem grundschlechten Advokaten aus Heide, von dem man erzählt, ihm seien zuletzt Hörner aus dem Kopfe herausgewachsen, und endlich habe ihn der Teufel geholt, doch etwas eigentümlich zu Mute geworden sein. Auch erzählt man, dass in noch älterer Zeit nur derjenige allein im Gerichtszimmer (Glückstadt) gewesen sei, der einen Eid habe schwören sollen. Selbst der Richter, der die Eidformel vorlas, soll für den Schwörenden unsichtbar gewesen sein. — Wer mehrere Meineide gethan, gilt für den schlechtesten aller Menschen. In Heide starb vor Jahren ein Mann, der 55 falsche Eide geschworen haben soll. Selbst über die Grenzen Dithmarschens hinaus wird man den Namen dieses Mannes noch in fernster Zeit nur mit Abscheu nennen. In Erße starb in den 60er Jahren ein Mann, der 5 Meineide geschworen, zuletzt aber nicht zum Sterben kommen konnte. In L. starb ein

¹⁾ Vergl. „Am Urdsbrunnen“ Jahr. VII, S. 79.

Mann, der 124 Eide gethan, von denen die Hälfte falsch gewesen sein soll. — Wir waren einst Zeuge, dass einem Manne, der einen Meineid gethan, gerade in's Gesicht gesagt ward: „Du, ick heff noch keen falschen Eed dahn!“ — und wie derselbe zitternd an allen Gliedern sagte: „Minsch, Minsch, swieg doch still!“

Es erübrigt nun noch etwas über den Eid im gewöhnlichen Leben zu sagen; wir meinen, über die Beteuerungen. Der Jude braucht gewöhnlich die Beteuerung: „Bei dem Gotte Abrahams!“ Kinder sagen vielfach: „Kanns mi de Kopp (Kähl) afsnied'n“ (kannst mir den Kopf (die Kehle) abschneiden); oder: „Gott verflucht op Kopp un Kähl“ (Gott verflucht auf Kopf und Kehle). Von Erwachsenen hört man auch wohl: „Ick will keen Deel an Gott hebbn“ (ich will keinen Teil an Gott haben). Nicht so schlimm klingen die Beteuerungen: „Bi den Donner!“ (bei dem Donner!), auf Silt: „Bi den Rawen!“ (bei den Raben!), und: „Bi den Ung'rwalt!“ (Ungewalt?).

H. Volksmann.

2. Bei den Juden in Polen. Zur Bekräftigung der Wahrheit einer Aussage hört man folgende Wendungen:

- a) Ech sol la soi mane Kinder m'gadel (Erziehen) sein.
- b) „ „ „ „ „ Chipe derleben.
- c) „ „ „ „ „ sein a tadi cy mane Kinder.
- d) Wie sys hant Schabes (Samstag) auf der ganzen Welt.

J. Spinner-Lemberg.

Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen.

Gesammelt von J. Sembrzycki, Königsberg in Ostpr.

((Fortsetzung.))

* Tanzreime. 183. Kinder, grient, de Öge bräke, Vater kennt de Katz' nich mehr.

184. Oll Wiw, oll Ding, oll Awekröck, Komm, fiddel mi mal tom Danze.

185. :/: Trampel' noch e bis-chen, Trampel' noch e bis-chen, Un dann steh still, :/: :/: Dreh' Dich mal um, Sei nicht so dumm. :/:

186. Alle meine Büxen rühren sich, Und das A-loch wundert sich. cf. Frischbier II., 474.

187. Ach wenn he man kêm On wenn he mi nêm, Dät öck üt disen Ört 'rutkêm!

cf. Frischbier II., 1523. Also hier kein Sterbeseufzer, es ist wohl der Liebste gemeint.

188. Kas yr' öm Sack, kas yr' öm Sack? Zweek Eier on e Pasternack.

Kas yr' ist litauisch und bedeutet: was ist —.

189. Wenn onsre Magd nich Bohne frett, Wat Diwel frett se dann? Se schnött dem Boll den Bidel aff On bräd öm öinne Pann.

190. Fing'rir' nich lang' fing'rir' nich lang' Fang' lieber mit dem Spielen an.

Weil der Geiger sein Instrument zuerst mit den Fingern stimmt.

191. Fiddelmöster, kām to Hūs, Op din Puckel kröppt e Lūs.

192. Oeck on min ölet Wiw Ligge op Stroh; Da spöckt ons kēn Fedder öm Narsch, Da bött ons kēn Floh.

193. Ei, da huckt e Kräg ope Dack, Mūs ömne Fack, Lus ope Sack.

194. Oess dat nich de Kindermann, Wo de Kinder māke kann?

195. Herrje, Herrje, Herjemerke, Von achtzehn Jahr' e Klēnerke!

196. :/: Schuster, rit de Öge op, du kriggst e warme Hutzel!/:/

197. Nichts geht über die Gemüthlichkeit; Ausgefegt und Sand gestreut!

198. Trinkgesang (Memel): Dat Relativum qui, quae, quod, Dat Relativum qui, quae, quod: Qui — dat sön wi, Quae — dat öss hē, On Quod öss de Pott, wat he ütsüpe mott.

Der Erste einer Tischrunde singt obigen Vers, zeigt bei der vierten Zeile auf seinen Nachbar und bei der fünften auf dessen volles Bierglas. Diese fünfte Zeile nebst Fingerzeigen wird so lange von der ganzen Runde wiederholt, bis der Zweite das Glas funditus ohne Absetzen geleert hat. Jetzt zeigt dann dieser Zweite und zwar auf den Dritten, und so geht's Reih' um, bis der Letzte auf den Ersten gezeigt und dieser sein Glas geleert hat. Dann geht's von vorne los!

199. Et gēwe kōne Diwel, man ön Mōnsch öss dem andre sin Diwel.

cf. Frischbier I, 3639.

200. De Diwel hält sin Kind nich; he hett man dat ön'.

cf. Frischbier I, 3719.

201. Der Teufel weiss alles, blos wo die Frauen ihre Messer wetzen, das weiss er nicht.

blos = nur. — cf. Frischbier I, 4040.

202. Na, der hat Touren angerissen!

Hat die tollsten Geschichten angestellt!

203. Drink', ös vom Lemke! (Tilsit, Memel.)

Ist etwas Feines. — Die Firma J. L. Lemke zu Tilsit, Hohe Strasse, weitberühmt, bestand vor 50 Jahren.

204. Drink', bēd' mi ök an!

Wenn kein Stoff mehr da ist. — Oder auch scherzhafte Aufforderung zum „Poniren“, d. d. Traktiren.

205. Drink', wi wäre fahre!

Scherzhafte Nöthigung, beim Trinken nicht so faul zu sein.

206. Drink' ut on red' andersch!

Lasse nun den alten Gesprächsstoff fallen und gehe zu etwas anderem über.

207. Drinke, wem dārr—r—r—rscht!

Scherzhafte Aufmunterung zum Trinken. Eigentlich Ruf eines Mannes, der an Markttagen mit Schemper (Halbbier) hausirte.

208. Das kann der Mann trinken, wenn die Frau in den Wochen liegt!

Empfehlende Ermunterung zum Genusse eines Getränks.

Ostfriesisches Volkstum.

Von H. Sundermann.

(Fortsetzung.)

Viel weniger verbreitet, ja, nur mehr auf das Harlingerland, den nördlichen Teil Ostfrieslands beschränkt, ist die Sitte des Maibaum-aufrichtens. Hier ist am Abend vor Pfingsten die ganze unverheiratete Jugend des Dorfes versammelt; ein hoher Baumstamm wird während der Nacht aufgerichtet, mit Latten und anderem Holzwerke ausgerüstet, um dann mit dem grünenden Pfingstlaub und Blumenwinden geschmückt zu werden; oben an der Spitze prangt ein mächtiger Fliederstrauss. Am Pfingstmorgen wird er von der ganzen Dorfjugend umtanzt und umsprungen unter dem Liede:

„Maiboom, Maiboom, hol die fast
Mörge kömmt de fremde gast;
De will uns de maiboom nemen;
Denn mööt wi uns doch wat schämen.“

Die Reimerei klingt allerdings etwas modern und wird es auch wohl sein; die ganzen Verse beziehen sich auf den Maibaumraub, indem die Burschen des Nachbardorfes darauf bedacht sind, den andern ihren Baum zu rauben, was natürlich eine grosse Schmach ist. Die geraubten Bäume werden nach den Pfingsttagen den Schmachtragenden zurückgebracht. Eine besondere, jedenfalls altfriesische Sitte lebt auf der Nordseeinsel Borkum, wie denn der Einfluss der Abgeschlossenheit erhaltend auf die Reste der Gebräuche der Vorahren einwirken. Um den nachts errichteten Maibaum versammelt sich die ganze Jugend und tanzend singt man:

Hier melsen knouren bour,
Hier melsen knour on kemels bour.
Heisa, fifla kemels-bour,
Hier melsen knouren bour!

Dann tritt der bour in den Kreis und setzt sich und es geht weiter:

Bour sett sick upen stoul,
Bour sett sick up en kemels-stoul.
Heisa, fifla kemels-stoul.
Bour sett sick up en stoul.

Darauf erhebt er sich und wird mit gefülltem Glase bewillkommt;

Bour, drink maar uit en glass
Bour, drink maar uit en kemels-glass.
Heisa, fifla u. s. w.

Der dann folgenden Aufforderung zum Tanze seitens des bour wird gerne Folge geleistet und man singt:

„Bour neemt der nü en wyf.
Bour neemt der nü en kemels-wyf.“
Heisa, fifla u. s. w.

Nachdem die „Braut“, die Maibr aut, erwählt ist, tanzen beide; der Chor fordert ihn aber erst zum Kusse auf:

Bour, geef dat wyf en küss,
Bour, geef dat wyf en kemels-küss“ u. s. w.

und dann erst beginnt der Tanz:

„Dat wyf will an den dans.

Dat wyf will an den kemels-dans“ u. s. w.

Damit ist der erste Reigen beendet und ein zweiter Bour führt eine neue Braut heim.

(Fortsetzung folgt.)

Diebglauben.

Den Dieb fangen. In Lunden hatte man dem Schmied K . . . einen Bienenstock gestohlen. K . . . wusste wohl, wer der Dieb war und sagte zu demselben, als er am andern Tage in der Schmiede erschien: „Du hast mir meinen Stock Bienen gestohlen; bring mir ihn sofort wieder, oder du bist unglücklich.“ Sprach der Dieb: „Ich habe deinen Bienenstock nicht gestohlen.“ Da nahm K . . . von dem Unrat, der unter dem Bienenstock auf der Bohle lag, gab von demselben einer schwarzen Henne etwas ein und verscharrte dieselbe. Sowie dann die Henne in der Erde verweste, so musste auch der Dieb vergehen. Acht Tage später erschien der Dieb bei K . . . und brachte den gestohlenen Bienenstock wieder. Sprach K . . . „Nun ist es zu spät, nun kann ich dir nicht mehr helfen,“ und kurze Zeit nachher war der Dieb schon tot. Wäre derselbe aber nur genau eingeweiht gewesen, so hätte er leicht den Zauber wirkungslos machen können dadurch, dass er auf die Bohle, auf welcher der Bienenstock gestanden, einen Sechsling oder einen Dreiling gelegt. — Stahl man einem Manne in Feddringen Obst weg, so nahm derselbe, so sagt man, eine Katze, vergrub dieselbe lebendig, und so wie dann die Katze sich in der Erde zu Tode quälen musste und verweste, so musste auch der Dieb sich quälen und sterben. — Meinem Grossvater mütterlicherseits stahl man einst ein neues Hemd vom Zaune weg. „Ich kann wohl,“ soll er da gesagt haben, „veranlassen, dass der Dieb dasselbe wiederbringt, aber der muss dann ein Auge verlieren, und darum mag ich das nicht thun. Das wird nämlich auf folgende Weise gemacht: Man malt ein Auge auf Papier, zersticht dasselbe mit einer Nadel, während man seinen Zauberspruch dabei hersagt. Der Dieb muss dann das Gestohlene wiederbringen, verliert aber zur Strafe ein Auge. — Der alte O. in Seth in Stapelholm konnte auch einen Dieb veranlassen, das Gestohlene wiederzubringen. Er that das aber nicht gerne, weil er, wie er zu sagen pflegte, zuviel Böses dabei sagen müsse. Einmal hatte man ihm seine Taschenuhr aus der Stube weggenommen. Der Verdacht fiel auf den Dienstjungen. Diesem erzählte O. denn, dass er den Dieb ausfindig machen könne; und wenn derselbe die Uhr nicht bald wiederbrächte, so würde ihn eine schwere Strafe treffen. Gegen Abend schon brachte der Junge die Uhr wieder mit dem Vermerk, dieselbe zwischen Seth und Drage gefunden zu haben.

Den Dieb festmachen. Manche Leute können auch Diebe festmachen. Um z. B. ihr Obst vor den Dieben zu sichern, machen

sie einen Kreis um die Bäume, sprechen dabei ihren Zauberspruch, und jeder Dieb muss festgebannt in dem Kreis stehen bleiben, bis er von dem Eigentümer losgesprochen wird. Das muss aber innerhalb 24 Stunden geschehen; denn da der Dieb seinen Kopf mit der Sonne drehen muss, so hat er sich nach Verlauf dieser Zeit das Genick abgedreht. Nach einem andern Bericht muss der festgemachte Dieb den Siebenstern anschauen, und weil der morgens untergeht, so muss er vor Sonnenaufgang erlöst sein, da er sonst das Genick bricht. — Ein Mann, der auch das Festmachen verstand, hatte sein Leinen nachts auf der Bleiche. Sprach zu ihm sein Nachbar: „Was gilt die Wette! ich will dir diese Nacht dein Leinen wegholen.“ Antwortet der Mann: „Das sollst du wohl bleiben lassen, da ich dich festmachen werde.“ Am andern Morgen war das Leinen verschwunden; der Nachbar hatte es wirklich geholt. Sprach der Mann zu ihm: „Wie hast du das fertig gebracht?“ Antwortete der Nachbar: „Das will ich dir sagen! sieh mal, ich sollte mich wohl hüten, vorwärts in den Kreis hineinzutreten; ich ging rückwärts hinein, nahm das Leinen und ging vorwärts wieder hinaus.“ Der verstand's also auch!

Siebdrehen. Um einen Dieb ausfindig zu machen, nimmt man eine Erbbibel, legt einen Erbschlüssel hinein und hängt auf denselben ein Sieb. Nun werden Namen verdächtiger Personen genannt, und sobald man den Namen des Diebes nennt, fängt das Sieb an sich zu bewegen und fällt zur Erde. In Scharholz versuchte man dies auch einmal. Der des Diebstahls beschuldigte klagte. Sprach der Angeklagte zum Richter: „Ja, dahn hett he dat, denn ick heff dat mit'n Arfbiwel, Arfslætel un en Säf utfinni makt.“ Auf Christiansholm bei Rendsburg ward einst am hellen Tage eine Männerjacke von der Diele gestohlen; und auch hier will man den Dieb mit Hülfe einer Erbbibel, eines Erbschlüssels und eines Siebs ausfindig gemacht haben. Aehnlich bei den Nordfriesen, vgl. Müllenhof, S. 200. — In der Wesselburener Gegend war etwas gestohlen worden. Nun nahm man eine Bibel (Erbbibel?), legte einen Schlüssel (Erbschlüssel?) hinein und rief Namen verdächtiger Personen auf. Und richtig! bei einem Namen fiel der Schlüssel aus der Bibel heraus. Verschiedene Personen nahmen die Bibel in die Hand, aber immer, wenn der betreffende Name genannt ward, fiel der Schlüssel heraus. Selbst der Richter, dem man dies zeigte, wunderte sich, wie mein Gewährmann mittheilt.

Festschreiben. In Wilster verstanden sich manche auf's Festschreiben. (Müllenhof, S. 199.)

Den Dieb in den Rauch hängen. Manche hängen den Dieb auch in den Rauch. Sie nehmen die Fussspuren desselben nämlich auf und hängen dieselben in einem Beutel in den Schornstein. Entweder muss dann der Dieb das Gestohlene wiederbringen, oder auch er muss auf schreckliche Weise sterben.

H. Volksmann.

Aus Galizien. Einem Landmanne passierte vor einigen Wochen ein Unglück. Ein Dieb brach in sein Zimmer und entlehnte sein Hab

und Gut. Jammernd schritt der Verunglückte einher, allen Begegnenden sein herbes Leid klagend. Der Landmann machte eine Anzeige bei der Gendarmerie. Um den Dieb ausfindig zu machen, riet ihm einer der Begegnenden folgendes: Auf dem rechten Flügel innerhalb seines Zimmers oben eine Hacke aufzuhängen, die Thüre drei Tage und drei Nächte offen zu halten. Am dritten Tage, versicherte der Begegnende, muss der Dieb gefangen und vor ihn geführt werden. Und richtig, so erzählt der Landmann, der Dieb wurde am dritten Tage vorgeführt. Der Bauer schwört Stein und Bein, dass dies nur seine Beschwörungsmelodie zu Wege gebracht habe.

J. Spinner, Lemberg.

Geheime Sprachweisen.

Eine Enquête von F. S. Krauss.

50—70. Kozarski. (Ziegenhirtensprache aus dem Herzögischen.) „Diese Sprache hörte ich meistens von Schafhirten und Hirtinnen gebrauchen, sie kommt aber auch in Städten, hauptsächlich unter Kindern vor, doch häufig bedienen sich ihrer sogar Erwachsene im Scherze. Ich habe folgende Weisen im Gebrauche vorgefunden und zeige sie an durch das dobro jutro (guten Morgen): 1) odoabro ajuatro, 2) brodo troju, 3) eidocibrocinje cijucitrocinjje, 4) dedonjedebronje dejunjedetronje, 5) edosajebrosanje ejusajetrosanje, 6) fidofibronje fijufitronje, 7) hidohibro hijuhitro, 8) idosbros ijustros, 9) kudokbroje kujuktroje, 10) lidoslibro lijuslitros, 11) midombro mijumtro, 12) nedonebro nejunetro, 13) ododobrod ojjudotrod, 14) pridovišbro prijuvištro, 15) radosbronje rajustronje, 16) sidovisbro sijuvistro, 17) tedobros tejutros, 18) ubrodonje utrojuuje, 19) vidovisbro vijuvistro, 20) zedobro zejustro.

Aus der Gegend von Mostar. Milena Zovko im Glasnik zem. muz. Saraj. 1890 II. S. 236 f.

71. Für dobro jutro brate (guten Morgen, Bruder): ubrojtro utebra. Auch in Požega in Slavonien allgemein.

72. Na pa (auf Pa): dopobropo juputropo (dobro jutro). Slavonien allgemein.

73. Na gra (auf Gra): Jagra ćugru tigri kagrazagratigri (ja ću ti kazati). Slavonien allgemein.

F. S. K.

Poslovički. Gj. Miličević sagt in seinem Werke „Knezevina Srbija“ S. 591 f.: „Es giebt einige Faktoren, die man als die Folgen des historischen Schicksals der Bevölkerung des Uzicaer Bezirkes ansehen darf. Unter diesen Faktoren steht an erster Stelle ... die geheime Sprachweise (poslovički govor). Da kann die Mehrzahl des Bauernvolkes polovički reden. Man spricht aber auf vier Arten poslovički, und zwar:

74. a. Mit kr, z. B.: krlju krđi krsu krsvi krrav krni krpred krza krko krnom (alle Menschen sind vor dem Gesetze gleich).

75. b. Mit *ci*: *cia ciko cio cičeš cida cipo ciznaš ciče cive cika* usw. (Wenn du einen Menschen erkennen willst usw.)

76. c. Mit *n* unter Umstellung der Silben: *ugonmo umai udilju* (es giebt viel Menschen).

77. d. Mit *p*: *hipitar paodno vipišepe srepećupu prepe skapačepe* (der Allzurache überspringt das Glück).“

78. Kozarski: *Ojsidjevossiljko misilje mosije osiljmilje simi isime tvosije* (o du Mädchen meine Lust, o wie bist du mir lieb geworden). Bosn. Savel.

79. Kozarski: *grma grgla gri grdegrvet grovegrve grdagra* (Marie und neun Rinderhirten). Diese 2 geheimen Sprachweisen dienen nur zum Ausdruck unfätiger Geschichten. Bosn. Savel.

Th. Dragičević.

Sagen aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Von K. Ed. Haase.

Der nächtliche Besuch in der Kirche. In alter Zeit pflegte man den Toten rings um die Kirche her ihre Ruhestätten anzuweisen. Solche Dorfkirchhöfe giebt es noch heute eine ganze Anzahl: auch Walsleben hatte seinen Friedhof mitten im Dorfe. Hier wucherte oft das Gras und sonstige Kräuter kamen an freien Stellen zum Vorschein. Als einst der Küster in später Abendstunde an der Kirche vorüberging, hörte er in derselben ein merkwürdiges Geräusch: lautes Stampfen mischte sich mit prustenden Tönen. Wer konnte das anders sein, als der böse Geist, der an heiliger Stätte, die ihn ärgerte, Unfug trieb? Ihn zu bannen, dünkte sich unser Küster allein zu schwach. Er weckte daher den Geistlichen aus dem Schlafe und teilte ihm in grosser Aufregung seine Wahrnehmung mit. Man begab sich auf den Weg zur Kirche; mit der Bibel unter dem Arme schritt der Geistliche seinem Untergebenen voran. Merkwürdig, die Kirchthür stand offen. Zagenden Schrittes wurde die Kirche betreten, und nur spärlich beleuchtete das mitgenommene Licht den weiten Raum. Aber horch! Da war es wieder! „Brr! trapp! trapp!“ klang es hinter dem Altar hervor, hinter dem sich ein offener Gang befand, damit man beim heil. Abendmahl den Umgang bewerkstelligen könne. Nochmals erklang das furchtbare Geräusch, und Grauen erfasste die nächtlichen Kirchenbesucher. Jetzt ermannte sich aber der Priester und sprach langsam und feierlich: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ — „Brr! trapp! trapp!“ — „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ rief der Priester von neuem, und siehe! der Kopf von Nachbars wohlbekanntem Schimmel kam zum Vorschein und blickte die beiden treuherzig an, als wollte er sagen: „Das Gras auf dem Kirchhof hat mir herrlich geschmeckt, und ihr werdet doch nichts dagegen haben, wenn ich hier das Geschäft der Verdauung besorge.“

Die beiden Verblüfften fanden es doch geraten, die Kirchhofpforte von nun an sorgfältiger zu schliessen und das Schloss an der Kirchthür erneuern zu lassen. Am andern Morgen aber sollte ein ernstes Wort mit dem Nachbar gesprochen werden, denn nicht dieser, sondern der Küster hatte den Niessnutz vom Kirchhofe.

Volksmedizin.

Wutkrankheit. (S. Am Urq. I., S. 69 ff.) Zur Heilung giebt man in Bosnien dem Kranken ein Schweinherz zu essen. In der Gegend von Glasince glaubt das Volk, die Wutkrankheit dringe in Gestalt winziger Würmer (crvići, štenad) in das Blut ein (darüber vergl. Krauss: Volksglaube und relig. Brauch der Südsl. unter ‚Krankheitsgeister‘). Ein Mohammedaner heilt Wutkranke, indem er ihnen unter der Zunge zur Ader lässt, damit da schwarzes Blut ausrinne und die Adern (damari) gereinigt werden. Unter der Zunge vermehren sich „Würmer“ am meisten. Der Blutlass ist im Laufe der ersten sieben Tage vorzunehmen. Oder: man schneidet eine Brodrinde kreisrund und zieht darauf schachbrettartig sieben und acht Linien, in welche man folgende Worte silbenweis verteilt: atonaša, toaireto, parepoto, nataaza, acerifu und auuaauu, und verzehrt das Brod spätestens sieben Tage nach dem Biss.“ (Glasn. zem. muz. Sar. I. 4, S. 99). Wir dürfen in den unverständlichen Worten eine verstümmelte Sator-Arepopoformel vermuten.

Dem Wutkranken giebt man Kanthariden (*Lytta vesicatoria* = *bijesna huba*) zu essen. In Kroatien gebraucht man als Gegenmittel einen in Branntwein gekochten Absud von Kanthariden, Paprika, Pfeffer und anderen scharfen Gewürzen. (Ebenda, S. 104.)

Hat dich ein wütender Hund gebissen und es glückt dir ihn zu töten und sein Herz aufzuessen, so wirst du nicht in Wutkrankheit verfallen. Dasselbe erzielst du aber auch, wenn du den wütenden Hund verbrennst und dreimal über ihn hinwegspringst. (Bulgarisch. Sbornik za narodni umotv. I., S. 72.)

F. S. K.

Aus Schlesien. Die von Herrn H. Volkmann in Nr. 1 des laufenden Jahrgangs erwähnte Sympathie gegen Zahnschmerz ist auch hierorts sehr genau bekannt und wird von der Landbevölkerung gern angewendet, jedoch nimmt man mitunter anstatt der „Seele“ des Hollunders die der Weide (conf. II. Nr. 1 S. 27), der Schlehe, der Zwetsche, des wilden Apfel- oder Birnbaumes. Ein anderes, wie es scheint blos in Zobtens Halden gebräuchliches Mittel gegen dasselbe Leiden ist folgendes: „Nimm sogen. Bedeguar (Moos- oder Rosenäpfel), dörre sie auf dem Ofen ab und steck sie entweder ins Ohr oder kaue oder rauche sie in der Tabakpfeife.“ Diéselben Gebilde, sie entstehen bekanntlich durch Stiche von *Rhodites rosae*, „stillschweigend“, d. h. während das Kind schläft, unter das „Hebkissen“ der Wiege gelegt, sollen wunderbar schnell schreiende Kinder beruhigen, (daher der Name „Schlafäpfel“ oder „Schläfla“ conf. Dr. Lud. Glaser „Leben

und Eigentümlichkeiten aus der niederen Tierwelt,“ Leipzig 1870, S. 145) und ein leichtes Zahnrad derselben herbeiführen. Wünscht man, dass die Zähne wieder gut nachwachsen sollen, so lasse man die alten morschen und hohlen ja nur bei zunehmendem Monde herausziehen und werfe sie sofort, nachdem dies geschehen, über den Ofen hinweg nach der „Hölle.“

Um „Hühnerwurzeln“ zu vertreiben, nehme man ohne Wissen des Eigentümers beim abnehmenden Monde ein kleines Stück gekochtes, kaltgestelltes Fleisch aus dem Speiseschranke heraus, mache mit dem Rücken des Messers drei Kreuze darauf, sage dabei leise: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!“ und vergrabe es alsdann in die feuchte Erde unter der Dachrinne, damit es die Würmer fressen oder werfe es den Haushühnern vor. Ebenso wirkt gegen Hühnerwarzen frisch gebackenes noch rauchendes Brod, bei abnehmendem Monde bekreuzt, und den Vögeln gestreut. Man nehme ferner einen farbigen Zwirnfaden, „säge“ damit drei tiefe, kreuzförmige Einschnitte in die Warze hinein und vergrabe hierauf den Faden oder man beschreibe schliesslich mit einem Tierknochen (nach anderen mit einem Streichhölzchen) bei abnehmendem Monde drei Kreuze auf der Hühnerwurzel, „unberufen“, d. h. ohne dass es jemand sieht, und verscharre ihn (resp. das) alsdann oder gebe ihn den Hunden.

Gegen entzündete Augen empfehlen alte Leute sehr warm fleissiges Auswaschen derselben mit Osterwasser. Dieses muss jedoch aus einem kristallklaren, schnellfliessenden Bächlein am Morgen des „Heiligen Tages“, wenn der Tag anhebt zu grauen, und der Tau auf die Wiesen sich lagert, geschöpft sein. Diejenige Person, welches sich dieses vorzügliche remedium, es verschönert den Teint, beseitigt Sommersprossen, befördert den Haarwuchs, macht die Haut geschmeidig usw., verschaffen will, darf ferner vorher kein Wort reden, auch nicht angeredet werden, nicht lachen, sich nicht waschen und muss auf dem Wege zum Graben immerfort andächtig beten. Dort angelangt, soll sie niederknien, nochmals ein kurzes Gebet leise hersagen und dann sehr behutsam das köstliche Nass schöpfen.

In Schlesien rät man dem Fremdlinge allgemein, sobald er im Frühjahr die erste Schwalbe erblickt, sich unverzüglich auf den Rücken zu werfen, dann würde er bis zur Wiederkehr des holden Lenzes nie an diesem Körperteile laborieren (conf. über diesen Punkt auch meine Mitteilungen in der „Ornithol. Monatsschr. des deutschen Ver. z. Schutze der Vogelwelt“ 1887, 7). Knauthe.

Kleine Mitteilungen.

Tauben. Aus dem 1¼ Stunde westlich von Weimar gelegenen vereinsamten Dorfe Ulla hat ein weimarerischer Gendarm einem Freunde von mir unlängst folgenden abergläubischen Brauch mitgeteilt: „Ein Brett von Sarge eines nicht über drei Jahre alten Kindes wird im Taubenschlag befestigt und hat die Wirkung, dass die Tauben nicht aus dem Schlage fliegen, wie junge Tauben zu thun pflegen, und dass

fremde Tauben zufliegen.“ Hiermit ist zu vergleichen, was bei Adolf Wuttke: Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, zweite völlig neue Bearbeitung, Berlin 1869, § 678, zu lesen ist: „Tauben gewöhnt man an den Schlag —, wenn man die Thür des Schlages von den Brettern einer Totenbahre macht (Schwaben) oder einen Totenschädel, den man in der Christnacht vom Kirchhofe geholt, als Trinkgefäß hineinstellt. (Oberpfalz.) Andere Leser können vielleicht noch anders Hierhergehörige beibringen.

Weimar.

Reinhold Köhler.

Druckfehlerberichtigung: S. 98 des Urquell Z. 13 v. u. lies Bube, Z. 10 v. u. Bo-Spr., Z. 7 v. u. Bei-Spr. Letzte Zeile ist meine Unterschrift zu tilgen, dagegen ist S. 99 nach Z. 3 v. o. anzubringen. R. K.

Sprichwörter galizischer Juden.

III.

34. Jeder Chasen (Vorbeter) ist a Narr ober nischt jeder Narr a Chasen.
35. Wns toig (nützt) mir man (mein) pojlich (polnisch), as man losst mich nischt in Hojf (Hof) a'rau.
36. Gram Strau mach mir a Letnik!¹⁾
37. Zischen (zwischen) der Wartirin (Wärterin) und Kämpitirin (Kindbetterin) wird dus Kind dadüschit (erstickt).²⁾
38. Alle Narrunim (Narren) aus dem Bnd ara.
39. A Sach (viel) Miluches (Beschäftigung), weinig Bruches (Segen).
40. Auf a Schahle (Frage) ist du a Teriz (Antwort).
41. Mit a Narr tur (darf) man nischt datschepin (beginnen).
42. A Mess (Leichnam) nemmt man vün'm Kuris (Friedhof) nischt zrück.
43. Anf a Masse (erzählte Begebenheit) tur man ka'n Kaschi (Frage) nischt frägen.
44. Ass m' schert die Schnf, zittern die Lämalech (Lämmchen).
45. A Gast auf a Wal (Weile) seht auf a Mal (Meile).
46. Wie viel Köpp (Köpfe) a so viel Deies (Ansichten).
47. Epis (etwas) ist besser, eider (als) gur nischt.
48. Besser a Flieg in der Hand wie a Üdler (Adler) anf'n Dach.
49. Ass dus Meidel (Mädchen) könn nischt tanzen, sugt sie, ass die Klesmer (Mnsikanten) können nischt spielen.
50. Ass die Bal-Buste (Wirtin) ist a Schlümisalnize (unbeholfeu), ist die Katz a Nascherin.
51. Ass m' bedarf den Ganeff (Dieb), schnad't (schneidet) ihn nb vün der Tlije (Galgen).
52. Ass m' nemmt arnb die Smetine (Rahm), blabt die Sanermilch.
53. Ass m' schickt a Narr anf'n Mark, freuen sech die Krämer.
54. A Schikse (Dienstbote) ba a Ruw (Rabbiner) könn anch paskinen Schales (rituelles Urteil fallen). (Fortsetzung folgt.)

Lemberg.

A—n I.—n.

Vom Büchertische.

33. **Andree, Richard:** Die Flutsagen. Ethnographisch betrachtet. Mit einer Tafel. Braunschweig. F. Vieweg & Sohn 1891, XI., 152. Kl. 8°. Eine neue Arbeit von Andree bedeutet immer eine neue Stufe nach vorwärts in der Wissenschaft von Völkergedanken. Auch dieses Werkchen weist alle Kennzeichen echten Scharfsinnes auf: Einfachheit, Klarheit und Kürze. Wie bei einer glücklich gelösten schwierigen Rechnung, kann man bei dieser Leistung Andree's so gleich die Probe auf die Richtigkeit anstellen, und man wundert sich fast, dass

¹⁾ Dieses Sprichwort wird angewendet, wenn jemand unlogische Schlussfolgerungen zieht; ein bekannter Witzbold übersetzte folgendermassen dieses Sprichwort: Reim, Sabbathnütze mach mir ein Oberkleid!

²⁾ Analog dem deutschen Sprichworte: Den Dieben brennt der Boden unter den Füssen.



einem die Lösung nicht schon längst geglickt. Er erbringt den Nachweis an der Hand von 88 Flutherichten, dass Flutsagen ganzen grossen Völkergruppen fehlen und dass die vorhandenen Sagen nicht auf ein grosses Ereignis zurückgeführt werden dürfen. Eine Uebersicht der ursprünglichen und entlehnten oder beeinflussten Flutsagen und eine Erörterung über die natürlichen Ursachen solcher Sagen schliesst das Werkchen ab. Methodisch ist die Arbeit eine Musterleistung, zumal es Andree verstanden, den folkloristischen Standpunkt in den Vordergrund zu rücken. Das Büchlein ist in seiner Art ein Wegweiser, wie derlei Studien gemacht werden müssen.

34. **Millien, Achilles**: Chants populaires de la Grèce, de la Serbie et du Monténégro. Paris 1891, III., 175, 8°. A. Lemerre. Nach älteren französischen Prosaübersetzungen brachte Millien eine Anzahl Lieder in niedliche Verse mit Reimen, denn er meint, Lieder müssen stets wieder in Versform wiedergegeben werden. Recht so, aber seine serbischen Epen in Reimen sind auch befremdlich. Immerhin sind es hübsche Verse. Die Liederauswahl zeugt von gutem Geschmack und dichterischem Sinn.

35. **Wisla**: Bd. IV. Heft 4, S. 751—985. Reichhaltig und lehrreich wie jedes ist auch dieses Heft. Parczewski schreibt über die Verdeutschung des Ohlauer Bezirkes, Grabowski teilt Ueberlieferungen und Legenden aus altpoln. Schriftstellern mit, Zieliński giebt eine Monographie über das Volkstum der Dorfbewohner in Basiówki. Solche gewissenhafte Erhebungen in einem engeren Kreise müssten überall angestellt werden. J. Sembrzycki liefert Beiträge zur Kennzeichnung der Masuren. Hierin ist er ein bewährter Spezialist; Siarkowski stellt sich mit einem Auszug aus alten Strafprozessakten ein. Recht wertvoll. Gewiss bergen noch viele alte Archive ähnliche, wichtige Materialien zur Volkskunde. Dowgird bespricht Eierbemalungen. Der Gegenstand wurde übrigens in der Wisla schon mehrfach gründlich behandelt. Lorentowicz schildert die Tracht und die Lebensweise der Fabrikarbeiter in Pabjanici. Als eine Ergänzung dazu dient die darauf folgende Studie Reinsteins über Handwerkgebräuche. Trefflich. Karłowicz weist in einem kurzen Berichte auf Holzäxteformen hin und setzt seine Studie über die Systematik des poln. Volksliedes fort. Gut sind Kosińskis ethnologische Notizen. Die Umfragen wie in den vorigen Heften. Kritiken und Bibliographie wie immer vorzüglich.

36. **Zivaja starina** (Das lebende Altertum, oder etwa: Die Vergangenheit in der Gegenwart): Zeitschrift der ethnograph. Abt. der kaiserl. russ. geograph. Gesellschaft, unter Redaktion des Vorsitzenden der ethnogr. Abteilung: V. J. Lamanskij. St. Petersburg 1890. I. LXII., 196; II. 240 S. Lex.-Form. Ein in jeder Hinsicht der Wisla ebenbürtiges rein wissenschaftliches Unternehmen zur Erforschung des Volkstums der Völker im russischen Reiche und der anderen Slaven ausserhalb Russlands. In der sehr ausführlichen Einleitung entwickelt Lamanskij ein gemässigt nationales Programm, in welchem er mit Nachdruck Spezialforschungen und Erhebungen innerhalb des kontrollierbaren heimischen Kreises heischt. Gewisse gelehrtsuende und touristische Sachen sind ausgeschlossen. Wir sind mit dem Programm ganz und gar zufrieden und noch mehr mit den abgedruckten Arbeiten, die so gut wie ausschliesslich neues und höchst schätzbares Material der Forschung zuführen. Die Umfragen sind vorzüglich angestellt und die Kritiken ebenso eingehend als gerecht. Wir könnten jetzt bloss eine trockene Inhaltangabe von dem herrlichen Inhalte dieser zwei Hefte geben, aber selbst damit wäre unseren Lesern noch wenig gedient. Am besten wäre es, eine besondere deutsche Zeitschrift für slavische Volkskunde zu gründen, welche eingehende Berichte über die Wisla und die Zivaja starina regelmässig brächte, oder es bleibt nichts übrig, als dass jeder vergleichende Ethnograph russisch und polnisch sich aneignet. Diese Notwendigkeit ist zwingend.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII, Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Kommissionsverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.“

VIII. Hft. II. B.

Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.

1891.

Urmen. Schicksalfrauen der Zigeuner.

Von Dr. Heinrich v. Wislocki.

Die Urmen der Zigeuner sind „ausgereifte Baumseelen, die vorzugsweise ausserhalb der Bäume handelnd auftreten.“ Besondere Namen haben die Urmen nicht. Sie heissen bei allen Wanderzigeunern Europas die „gnten“ (lace) oder „bösen“ (misece), je nachdem sie einen „guten“ oder „schlechten“ Einfluss auf den Lebenslauf des Menschen ausüben. Sie lieben die Geselligkeit, und wenn ein Kind auf die Welt kommt, so erscheinen stets drei Urmengeschwister, von denen jede das zukünftige Schicksal des Kindes bestimmt. Die erste ist der eigentliche Schutzgeist und wird daher lace Urme = gute Urme genannt, die zweite heisst shilale Urme = kalte Urme, d. h. ihre Wünsche und Prophezeihungen bilden ein Mittelglied zwischen den Ansagen der ältesten und jüngsten Schwester, der misec Urme, die all' das „Leid und Uebel“ heraufbeschwört, das den Menschen im Leben trifft.

Die Urmen leben in unzugänglichen Gebirgsschluchten beisammen und stehen unter der Oberheit ihrer Königin, der Matuya (vergl. die Mantia der Albanesen). Hoch oben im Gebirge in einsamen Schluchten haben sie ihre Paläste, die aus Gold und Silber erbaut, gewöhnlich neunundneunzig Urmen beherbergen. Je drei Geschwister bilden eine Familie für sich.

Die Urmen, heisst es, wären von ungewöhnlicher Schönheit, so lange sie Jungfrauen sind. Ihre Haare kämmen sie nie und trocken flattern dieselben „wie goldener Flachs im Winde“ (sar semnakve tenoke andro barval). Ein weisses Gewand umhüllt ihren „hohen Körper“ (baro trupos); deshalb nennt man sie auch „weisse Frauen“ (parue romui oder parne gadsiori). Im Volksglauben der südnugarischen Wanderzigeuner haben sie auch Flügel und können sich durch die Lüfte schwingen. Am Tage sitzen sie oben im Gebirge unter Bäumen; singen, tanzen und spielen; abends aber ziehen sie sich in ihre unterirdischen Paläste zurück. Sie bleiben nur so lange jung, bis sie „einen Mann unarmt haben“ (kedye manusheba), dann gebären sie drei Urmen auf einmal und werden alt. Die Mutter stillt ihre Kinder nur einmal, dann können sie schon gleich laufen und verlassen ihre Gebärerin. Sie leben fortab in Baumhöhlen, unter „grossen Pflanzen“ und wenn sie schon erwachsen sind, dürfen sie in die Paläste ihrer Königin, der Matuya, einziehen. Die Mutter aber wird für „ehrlos“ (melales) erklärt, und darf die Feenpaläste nimmer betreten; gleich nachdem sie die Drillinge auf die Welt gebracht, wird sie ein altes Weib und lebt dann in einsamen Hütten, wohin nur ihre „Lieb-

linge,“ auserlesene Menschen, gelangen können. Sie wird der eigentliche Schutzgeist der Menschen.

Die eine der drei Urmenschwestern ist die „böse, schlechte“ (miseq), die beiden andern sind die „guten“ (lace). Erstere sucht das „Schicksal“ (baçt) des Menschen zum Schlechten zu wenden. Nur einmal umarmen sie den Mann, den sie sich aus dem Volke erkiesen. Bald darauf stirbt der Mann. Die „bösen Urnen“ verfolgen oft einen Jüngling und treiben ihn in den Tod. Doch auch sie unterliegen und bringen Drillinge, mehr menschlicher Natur, zur Welt. Diese werden irdische Gattinnen von Männern, denen sie das Leben verbittern. Im dritten, vierten Gliede ihrer Nachkommenschaft geht auch der letzte Rest ihrer überirdischen Kraft verloren. Während die „guten Urnen“ nur einmal in ihrem Leben einen Mann umarmen und dann wirkliche Urnen und nicht „Halb-Urnen“ (depase Urne) zur Welt bringen, vermischen sich die „bösen Urnen“ unzählige Mal mit Menschen und gebären bis zu ihrem Tode fast jährlich drei „Halb-Urnen,“ die heiraten, gleich den Menschen leben und ihren Ehegatten als zänkische Weiber viel Leid bereiten. „Halb-Urme“ ist meine Frau“ (depase Urne hii m're romii), klagt der ansässige Zigeuner Serbiens, wenn er ein unerträgliches Weib hat.

Will ein Mann eine Urne sich aneignen, so muss er sie auf ihren Spielplätzen belanschen. Hoch oben im Gebirge, auf beinahe unzugänglichen Hochwiesen kommen die Urnen der ganzen Gegend allnächtlich auf einige Stunden zusammen, um dort ihre Spiele und Tänze aufzuführen. Sobald die Urnen auf dem Spielplatze erschienen sind, umgiebt ein Feuerwall diesen Platz und niemand kann durch ihn dringen ohne zu verbrennen. Wer also die Urnen bei ihren Spielen und Tänzchen belanschen will, der muss ihren Spielplatz kennen. Dann geht er vor Sonnenaufgang hin an den Ort, wo er sich auf geeignetem Platze ein tiefes Loch in den Erdboden gräbt, in welchem er sich verkriecht. Erscheinen nun in der Nacht die Urnen auf dem Spielplatze und tanzt dann die eine oder die andere über das Loch hinweg, so soll der Mann sie rasch am Beine packen und ihren linken Fuss küssen. Sofort verschwindet der Feuerwall und mit ihm alle Urnen; nur die eine bleibt wie gebannt am Platze liegen und kann sich nicht eher wegbegeben, bis sie der Mann nicht umarmt hat. Thut er dies nicht, so reisst sich die gebannte Urme die drei goldenen Haare, die sich auf ihrem Hinterhaupte unter andern gewöhnlichen Haaren versteckt befinden, heraus und dann stirbt sie. In diesen Haaren befindet sich ihr Leben. Nach ihrem Tode verschwindet ihre Leiche sofort in die Erde, und an der Stelle wächst eine Espe (rovalyo ruk = weinender Baum) hervor, deren Blätter, zitternd die Verstorbene beweinen (isdrále mlana rovljaren).

In Vörösmart (Südungarn) zeigte man noch vor einigen Jahren vor dem Hause eines reichen Pferdehändlers, der seiner Abstammung nach ein Zigeuner gewesen ist, einen alten Eschenbaum, von dem man sich folgendes erzählte: Vor vielen, vielen Jahren fing sich dieser Zigeuner eine Urne ab, er umarmte sie aber nicht, sondern er hob sie vom Boden auf und trug sie vor seine Hütte, wo er ihr die drei goldenen Haar aussriss. Die Urne verstarb sofort und verschwand in die Erde. Ein Eschenbaum aber wuchs an der Stelle. Der Zigeuner wurde durch die drei goldenen Haar steinreich und baute sich ein schönes Haus vor den Eschenbaum . .

Selbst wenn die Urnen alt geworden, also einmal Drillinge zur Welt gebracht, können sie — ob sie nun gute oder böse Urnen sind — nur dann sterben, wenn ihre drei goldenen Haare Jemand ansreisst. Gar oft geschieht es, dass „gute Urnen“, um ihre Lieblinge „glücklich und reich“ (baçtales te barvales) zu machen, sich freiwillig ihre goldenen Haare ausreissen lassen. Aus dem Blute der „guten Urnen“ erwachsen — einer türkisch-zigeunerischen Sage gemäss — Rosensträucher, aus dem der „bösen Urnen“ aber Disteln.

Lieblinge darf eine Urne nicht über sieben haben; steht sie einem achten Menschen unüberlegt bei, so verliert sie ihre „Kraft“ (sor) und muss dann — ob jung oder alt — als gelähmtes hässliches Weib hinsiechen, bis sich ihrer der Vogel Tscharana erbarmt, sie zerfleischt und bis sie, die goldenen Haare verlierend, sterben kann. Dadurch wird der Vogel Tscharana noch einmal so gross, als er vor dem gewesen. Dieser Riesenvogel lebt 999 Jahre und muss jede Nacht an vier

Brust ein und desselben Weibes säugen, sonst ereilt ihn der Tod. Sein Leben birgt als Ei eine schwarze Henne in sich, die auf seiner Burg in einem eisernen Schrank eingesperrt sitzt. Nicht nur ein Ei birgt aber diese Henne in sich, sondern mehrere; und wer das richtige zerstört, bringt den Riesenvogel um das Leben. Stirbt er nun auf irgend eine Art, dann öffnet sich der eiserne Schrank, die Henne fliegt aus und legt nächtlich ein winzig kleines Ei unbemerkt in den Schoos eines Weibes, das sieben Tage lang die heftigsten Schmerzen empfindet, dann aber unbemerkt einen Tscharana-Vogel zur Welt bringt, der sich als kleines Vöglein hinaus-schleicht, vom „goldenen Wasser“ (sornakuni pañi), d. h. vom Wasser welches die Urnen bisweilen auf die Erde fallen lassen, trinkt, und sofort zum gefürchteten Riesenvogel heranwächst. Die Urnen erbauen ihm eine Riesenburg. Die Tscharana-vögel sind überhaupt die Diener der Urnenkönigin, der Matuya. Schwarze Hennen werden von den Zigeunern deswegen gescheut. In einem Fluchliede der südmgarischen Zigeuner heisst es:

Oh Tscharana romñake Tçute porr caces tu de, Tçuleder, sar çulo bar Cignes kerel andre çár! Save Urna na th'aven, Leskre caves na traden! Cigneske hin porolyi, Sár e bare durulyi; Triandavarsele pandra Andre porolyi th'avena!	O Tscharana, diesem Weib Gieb du einen dicken Leib, Dick, so wie der dickste Berg — Doch gebär's nur einen Zwerg! Alle Urnen sollen fliehen! Nicht heraus ihr Kündchen ziehn! Und der Zwerg hat einen Bauch, Gross und dick wie ein Weinschlauch; Eier, tausend und noch zeh'n, Sollen in den Bauch eingeln!
--	---

Es heisst nämlich, dass nur Weiber, die unbewusst einen Tscharana-Vogel zur Welt gebracht haben, später blos mehr Kindern, die nie wachsen, also Zwergen, das Leben schenken können.

Das Fleisch einer solchen Urme, die acht Lieblinge gehabt hat, frisst aber der Tscharana-Vogel nicht, sondern er hackt es ihr nur von den Knochen ab, worauf sie in die Erde verschwinden; das Fleisch führt der Riesenvogel der Urnenkönigin, der Matuya zu. Wenn nun jemand irgend eine Urme beleidigt, so wirft die Matuya ein Stück von diesem Fleisch auf die Erde herab und zwar in die Gegend, wo sich der betreffende Beleidiger befindet. Wer von dem Fleische isst — ob Tier oder Mensch —, wird rasend. Dies wiederholt die Matuya so lange, bis endlich der Beleidiger rasend wird. Die Wasserscheu nennen einige Zigeunerstämme auch die „Urnenkrankheit“ (nascipen Urmakri).

Als Wald- und Baumgeister leben die Urnen auch mit den Tieren in inniger Freundschaft und verstehen ihre Sprache. Wer eine schlafende Urme küsst, der versteht auch die Sprache aller Tiere der Welt. Vor einigen Jahren wurde ein junger südmgarischer Zeltzigeuner in Apatin zum Militär eingereiht. Als er nach Jahr und Tag zu seinem Stamme zurückkehrte, hatte er irgendwo und irgendwie die Kunst erlernt, die Stimme einiger Vögel nachzunehmen. Einmal produzierte er sich in dieser Kunst vor seinen Stammgenossen, die gleich bei den ersten Tönen erschreckt davonliefen. Kein Bitten, kein Weinen half mehr. Es hiess: „Er hat die Urme geküsst“ (cumidyas yeka Urna); er wurde vom Häuptling des Stammes für beschimpft (melales) erklärt und ausgestossen. Die Leute meinten, er habe eine Sünde begangen und wenn dies die Urnenkönigin zufällig erfahre, so werfe sie Urnenfleisch in ihr Lager, so dass der ganze Stamm gar leicht in Raserei verfallen könne.

So wie jede „gute Urme“ nur sieben Menschen — ob männlichen, ob weiblichen Geschlechtes — zu Lieblingen haben darf, so erfreuen sich auch von den Tieren nur sieben Stück ihres Schutzes und ihrer Hilfe. Und wie nicht jeder Mensch von einer Urme begünstigt wird, so geniesst auch nicht jedes Tier den Schntz irgend einer Urme. Tötet jemand das Lieblingtier einer Urme, so kann es ihm schlecht ergehen, wenn er von dessen Fleische geniesst und nicht vorher in den linken Fuss des Tieres ein Kreuz schneidet. Krankheitsdämonen würden

ihm sonst die Urmen mit dem Fleisch in seinen Leib spielen. Solche unter Urmen-schutz stehende Tiere sollen stets eines natürlichen Todes sterben; dann kann man ihr Fleisch ohne Gefahr verzehren. Deshalb ziehen manche Zigeunerstämme den Genuss des Fleisches abgestandener Tiere dem geschlachteter vor.

Frauenkauf bei den Südslaven.¹⁾

Dem Helden Halil, dem Bruder Mustapha Hasenschartes, gelobt sich Zlatija das Edelfräulein, die Tochter des Burggrafen von Kanisza als Braut zu eigen, — da sie für Geld nicht feil ist, weil ihr Vater daran Ueberfluss leidet — wenn es ihm gelingt, vorerst Angelika, das unnahbare Burgfräulein von Vranduk, eine Christin, zu entführen oder zu rauben. Sie baut darauf, auch Halil werde gleich vielen anderen Freiern Angelikas bei dem Wagnis ums Leben kommen. Doch glückt Halil der verwegene Brautraub, weil ihm im letzten und gefährlichsten Augenblicke Medrešić Alija, auch ein braver Kämpfer, mit seinen Mannen als Helfer beispringt und ihn vor den Verfolgern rettet. Halil ist nun Eigentümer zweier Frauenzimmer, über die er unbedingtes Verfügungsrecht besitzt. Das Guslarenlied (meiner ungedruckten Sammlung) erzählt den Verlauf so:

dok Alija stize is planine
dobro su ga svati darivali
a najbolje Mujagin Halile:
pokloni mu Zlatiju djevojku,
nilu šćereu kaniskog dizdara;
seb ostavi kitnu Angeljju.

Als Ali aus dem Hochgebirg herabkam,
beschenkten gut die Hochgezeiter ihn,
doch Halil Mustaphagas noch am besten:
er schenkte Zlatija das Mädchen ihm,
des Burgherrn von Kanisza trautes Kind,
für sich behielt er vor die schmucke Angja.

Held Halil war seines glücklichen Erfolges im vornherein schon so gewiss, dass er diesseits des Hochgebirges das Hochzeitsgeleite für seine neue Braut bestellt hatte.

In adeligen Sippen war es Brauch, dass an einem vorher abraumten Tage die Werber eintrafen und öffentlich mit dem Vater des heiratfähigen Mädchens um den Preis feilschten. Nach feinerer Sitte pflegte der Vater die Geldpreise der Werber auf einem Becken durch eine Dienerin der Tochter in die Kemenate zu senden, damit sie selber entscheide. Mitunter rief ein Vater die Tochter gleich zur Verhandlung herbei. Wer am meisten anbot, der konnte für seinen Auftraggeber die Braut haben. In einem Liede meiner Sammlung wird über eine solche Feilscherei des langen und breiten berichtet. Es soll hier nur eine abgerissene Stelle Platz finden, die gerade ausreicht, um den Brauch zu erklären. Es ist eine grosse Zahl von Käufern zugegen. Die besten Angebote werden vom Ban von Šljivin und vom Wiener Kaiser gemacht. Letzterer wirbt um das Mädchen für seinen einzigen Sohn Milovan, den Kronprinzen vom Wiener Kaiserreich.

¹⁾ Vergl. Am Ur-Quell I., S. 17 f.

Stade cura a podvila ruke,
stade cura dvorit u ódaji.
Ja da vidiš od Sljivina bana!
Hitio se rukom u džepove,
on izvadi pet stotin dukata
sve na pola z drobnijem biserom
i u njima zlaćeno prstenje,
pa ih banu turi na siniju!
— Prijatelju od Zvezdana bane!
Kupi, more, zute madžarije,
daj ti meni kitnu Angjeliju!

Ja da vidiš od Beča ćesara!
on se hiti rukom u džepove,
on izvadi hiljadu dukata
i u njima dva draga kamena;
prid njima se vidi večerati
u po noći kajno u po podno,
pa hi banu turi na siniju.
Kat to vidje kitnja Angjelija
ona kupi prsten i dukate
pa hi redom u ruke ljubila,
najnaprijed svoga mila babu
ondar svekra od Beča ćesara.

Da hub das Mädchen mit verschränkten Armen,
da hub das Mädchen an im Saal zu dienen.
Nun solltest du den Ban von Sljivin sehen!
Rasch langte mit der Hand er in die Taschen,
er zog hervor fünf hundred Stück Dukaten,
zur Hälfte die Schnür durchsetzt mit kleinen Perlen
mit goldnen Ringen obendrein durchflochten,
das schob dem Ban er alles auf das Becken:
— Mein guter Freund, o Ban der Burg von Zvezdan:
lies auf, du Narr, die goldnen Ungarländer,
gib mir dafür die schmucke Angia her!

Nun solltest du von Wien den Kaiser sehen!
er fuhr sich mit der Hand in seine Taschen
und zog hervor ein tausend Golddukaten,
dabei auch zwei Demanten sich befanden;
vor ihnen mag zur Nacht ein Mahl man essen,
um Mitternacht als wie am hellen Mittag,
und schob dem Ban sie auf das Becken hin.

Als solchen Schatz Schmuck-Angia tät erblicken,
da las sie auf den Ring und die Dukaten
und küsst' der Reih' nach allen Herr'n die Hand,
zu allererst die Hand des teuren Vaters,
dann die des Wiener Kaisers, ihres Schwiegiers.

F. S. K.

Hochzeitgebräuche der Weissrussen.

Von Gregor Kupczanko in Wien.

Die Hochzeitgebräuche des russischen Volkes sind ausserordentlich mannigfaltig, denn nicht nur hat jeder der drei Haupttheile desselben, nämlich die Weissrussen, die Kleinrussen und die Grossrussen besondere, von einander mehr oder weniger verschiedene Hochzeitgebräuche, sondern auch die Hochzeitgebräuche dieser einzelnen Zweige des russischen Volkstammes selbst sind höchst verschiedenartig. Es würde den Rahmen dieses Artikels weit überschreiten, wollte ich hier auf die Unterschiede in der Art und Weise der Feier der Hochzeit bei den einzelnen russischen Völkerschaften hinweisen oder gar die verschiedenen Hochzeitgebräuche derselben schildern. Die Hochzeitgebräuche der Grossrussen wurden übrigens bisher im allgemeinen in verschiedenen Sprachen dargestellt und sind daher dem deutschen und überhaupt dem nichtrussischen Leser mehr oder weniger bekannt. Es giebt aber noch viele russische Völkerschaften, wie die Weissrussen in Russland, die Kleinrussen im österreichischen Herzogtum Bukowina und die Grossrussen im Kaukasus, deren Hochzeitgebräuche dem Nichtrussen so viel wie gar nicht bekannt sind. Indessen sind die Hochzeitgebräuche dieser drei wenig bekannten russischen Völkerschaften in jeder Beziehung höchst beachtenswert. Ich beginne mit den Hochzeitgebräuchen der Weissrussen.

Die Weissrussen leben hauptsächlich in den westrussischen Gouvernements Witebsk, Mohilew, Plozk, Smolensk, Wilno und

hie und da in den Gouvernements Pensa, Wolhynien, Podolien und Cherson in Südrussland. Ihre Gesamtzahl beläuft sich auf drei Millionen Seelen. Die weissrussische Sprache ist eine durch die Beimischung polnischer Wörter wesentlich beeinflusste russische Sprache. Die Weissrussen sind ein gesunder und schöner Volkschlag, sehr arbeitsam und genügsam, ehrlich und gastfreundlich, gutherzig, harmlos und sehr arm. Besonders charakteristisch sind die Hochzeitgebräuche der Weissrussen.

Vor der Hochzeit wird das Haus des Bräutigams und das der Braut „von den bösen Geistern gereinigt“, indem man in der Mitte des Wohnzimmers einen Haufen Stroh verbrennen lässt. Alsdann wird ein Hochzeitkuchen, Korowaj genannt, gebacken, auf die Gasse hinausgetragen und inmitten derselben auf die Erde gelegt. Nun hüpfen die anwesenden Gäste um den Kuchen herum und singen dabei allerlei Lieder. Bei Beginn der Hochzeit wird der Bräutigam zum „Fürsten“ und die Braut zur „Fürstin“ erhoben. Die Ceremonie dieser Erhebung in den Fürstenstand wird auf folgende Weise vollzogen: Inmitten des Zimmers wird ein grosses Fass mit dem Boden nach oben aufgestellt und mit einem mit den Haaren nach auswärts gewendeten Pelze bedeckt. Nun wird auf das Fass der Bräutigam oder die Braut gehoben. Das Fass stellt also den Thron des „Fürsten“ oder der „Fürstin“, auf den sie gehoben werden, dar. Während der Bräutigam oder die Braut auf dem Fasse sitzt, gehen die anwesenden Gäste mit dem Korowaj und zwei brennenden Kerzen in den Händen um das Fass dreimal herum und brennen dem Bräutigam oder der Braut an deren Stirne, dem Nacken und den Schläfen mit den zwei kreuzweise übereinander gehaltenen Kerzen ein wenig die Haarlocken an. Hierauf setzt man dem Bräutigam dessen Schaffellmütze und der Braut deren Kranz auf und begrüsst sie als „Fürsten“. Dabei wird der Bräutigam aufmerksam gemacht, dass er als „Fürst“ von jetzt an vor Niemandem die Mütze zu ziehen brauche. Endlich wird der „Thron“ samt dem auf demselben sitzenden „Fürsten“ unter eine Wand geschoben, an der oberhalb des Hauptes des „Fürsten“ eine Hacke gehängt wird, diese Hacke bedeutet, dass der Fürst sich auf seinem Throne ganz ruhig verhalten muss und mit Niemandem sprechen oder essen und trinken darf. Während also der Bräutigam oder die Braut ruhig dasitzt, setzen sich die Gäste zu den Tischen hin und verzehren das frugale Hochzeitmahl.

Nach dem Hochzeitmahle begeben sich der Bräutigam und die Braut samt ihren Gästen in die Kirche, um getraut zu werden. Bevor aber der Bräutigam und die Braut vor der Kirche von ihren Wagen oder Schlitten herabsteigen, geht ein Brautführer um dieselben dreimal herum und schlägt dabei mit dem Stocke Krenze in die Luft, um die bösen Geister, die sich unterwegs auf die Wagen oder Schlitten hinaufgesetzt haben, von denselben zu vertreiben. Vor der Kirchenthüre breitet man einen Pelz auseinander und lässt die Brautleute, nachdem sie auf dem Pelze einander die Hände gereicht haben,

über diesen letzteren in das Innere der Kirche eintreten. Hier müssen die Brautjungfern alle Knoten an den Kleidern des Brautpaares bis auf einen einzigen lösen, damit dessen Leben voller Freiheit sei.

(Schluss folgt.)

Schimpfwörter.

Ostpreussisch. Nachstehende Sammlung dürfte, wenn sie auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, doch die in Ostpreussen am meisten gebräuchlichen Schimpfwörter enthalten. Sie sind, entsprechend dem Character der Landleute, grossentheils dem Thierreiche und dem Stalle entnommen und werden zumeist durch Hinzufügung von Adjectiven, wie *öl*, *gris* (unansehnlich, grau), *dammlig*, *pueklig*, *schief*, *koddrig*, *stänkrig*, *krättsch* (krötisch) wirkungsvoller gemacht.

Aas, Aasknochen. — Apekopp. — Arschgesicht. — Bautzkopp (Töpel). — Dammelskopp, Däskopp, Duselkopp. — Döwsjung, auch Röwer Döwsjung'. — Gnatzkopp, Grindkopp, Schorfkopp. — Galgehör'. — Hörestöck, Höremönsch (neutr.) — Hornkopp (mit Hörnern). — Kameel. — Kanallje. — Kerl. — Kobbel (schlechte Stute). — Kujel (Eber). — Krät, Bëskrát (böse Kröte). — Öle Kanon (auf Weiber). — Lábänd, Labómmel, Lauts, Lorbass, Luntrus (sämmtlich = fleghafter Taugenicht). — Lausangel, Lüsokopp. — Lodderjan, Lodzak. — Lümmel. — Luder. — Mist, Miststück, — Pferd. — Përdsmönsch (neutr.). — Pracher (Bettler). — P-nzkopp. — Rackerhör'. — Rind. — Rinnsteingrabbler. — Rotznäs'. — Schafskopp, Schafsgesicht, Stöbbekopp (Kopf wie ein Stubben). — Schit, Stück Schit. — Schnoddernäs'. — Schwün, Sü. — Trin' (dummes Frauenzimmer). — Wallach. — Zock' (Hündin). — Opgerempel. — Huhn, besonders altes (auf Frauenzimmer). — Öle Krög' (alte Krähe; auf Frauenzimmer). J. Sembrzycki.

Lüneburgisch. Der Wörterschatz des Volkes ist bekanntlich ein sehr bescheidener; auch weiss es seine Zuneigung und Achtung nur mit wenig Wörtern auszudrücken. Grösser ist aber sein Reichtum an Schimpfwörtern. Ich will hier nur 50 im Lüneburgschen oft gehörte anführen. Von Tieren hergenommen: Hund, Bass, Bulle, Kalb, Lausangel, Schwein, Ferkel, Gans, Hahn, Ik (Ittis), Walach, Schweinigel (Igel), Ziegenbock, Ziege, Ew (weibliches Schaf), Katze, Hecht, Eule; von menschlichen Eigenschaften: Spitzbube, Langfinger, Säufer, Hure, Hurenkind, Lump, Prachter, Bengel, Weib, Kerl, Bangerottskerl, Hexe, Däsekopf, Quasselpeter, Tünnliese, Schmutzfunke, Querkopf, Tollkopf, Hallunke, Hanshabenichts, Lümmel, Grützkopf, Nachtmütze; von Völkern: Zigeuner, Kaffer, Russe von Gewerben: Schinder, Schornsteinfeger, Advokat, Spion. NB. Mit „Franzosen“

wird dort nur die Lustseuche und die Tuberkulose beim Rind bezeichnet.

P. Ch. Martens, Hamburg.

Wienerisch. Die Schuhmacher-Gattin Franziska Sedlaczek klagte am 10. April 1891 vor dem Bezirksgerichte Sechshaus den Eisenbahnbediensteten Friedrich May wegen Ehrenbeleidigung. Die Angelegenheit stand derart, dass ein Sachverständiger im Wienerischen um ein Gutachten angegangen werden musste. Dazu wurde der Schrittsteller Eduard Pötzl berufen, der unter Eid aussagte. Der Geklagte hatte der Klägerin zugerufen: „Bezahlen Sie Ihre Schulden! Sie sind ein Asyl, Sie sind ein Russ!“ Es handelte sich nun darum, den Sinn der eben citierten Worte zu ergründen. Ein anderer Zuruf, der gleichfalls inermindert wurde, bedurfte infolge seiner Unzweideutigkeit keines Sachverständigen-Befundes. Herr Pötzl gab folgendes Gutachten ab: „Das Wort „Asyl“ ist zweifellos von dem Ausdrucke „Asyl für Obdachlose“ abzuleiten. Wenn jemandem vorgeworfen wird, er sei ein „Asyl“, so bedeutet dies daher so viel, wie er verkehre mit fragwürdigen Menschen oder nehme solche in seine Wohnung auf. Da nun selbst im Asyl für Obdachlose im allgemeinen keine Verbrecher verkehren und der Vorwurf der Beherbergung eines Menschen aus dem Asyl für Obdachlose an sich für niemand eine Beleidigung begründen kann, halte ich das Wort „Asyl“ nicht für ein Schimpfwort. Ueber das Wort „Russ“ erklärte der Sachverständige, dasselbe bedeute so viel wie Abschaum der Gesellschaft und Gesindel, sei daher als Schimpfwort anzusehen. Der Angeklagte wurde zu vierundzwanzig Stunden Arrest verurteilt.

Serbisch. Die Helden und Ritter der Guslarenlieder lieben es, saftige Zötlein und kräftige Wörtlein im Munde zu führen. Ihre Ehre ist ihr Mut, ihre kühne Verwegenheit, ihr Ross und die Waffen und sonstige bewegliche und unbewegliche Habe, den Stand an Frauen mit eingerechnet. Im übrigen sind sie in Ehrensachen nicht heiklich. Schimpft der eine her, schimpft der andere zurück, und wer, wie man wienersich sagt „eine ausgewetzte Goschen hat“, bleibt Sieger, d. h. der hat die Lacher auf seiner Seite. Gewöhnliche Schimpfwörter sind (es sei mir gestattet, die Verse voll anzuführen): Čejvan dedo prdežino stara! (o Väterchen Čejvan, du alter Grossfurz!) In Slavonien schimpft man einen alten unsauberen Mann: stari dripeša (alter Haderlapp!) — Was heidnisch (lat. paganum) ist, gilt als unrein, verächtlich und schädlich. Omerica pogano pletivo (o kleiner Omer, du unreines Geflechte!), so nennt man gewisse verschlungene und verworrene Knäuel, die man verflucht und wegwirft. Wer das Zeug aufhebt oder auch nur darüber hinwegschreitet, auf dessen Kopf geht der Fluch oder die Krankheit aus. — Smiči care, pogano koljeno! (lass hinrichten o Kaiser, dies unreine Geschlecht!) — Am häufigsten sind die Schimpfwörter Schwein und Hund: Stan Komjene svinja materina (Bleib stehn, Komjen, du Schwein deiner Mutter!) oder: Oj Tomiću svinjo neoprana! (o T. ungewaschenes Schwein!) Krmak jedan Mandušića Luka! (o du Schwein M. L.!) Pavešić Lukas erzählt: Ja zaprosih

Vukovića Jelu, ne hécde me, rodila je svinja (ich hielt um die Hand der Helene V. an, doch mochte sie mich nicht, von einer Sau wurde sie geboren!) — O Marión štene materino! (o M. du Hündchen deiner Mutter!) — Kuda bjeziš kučko materina? (Wohin fliehst du, Zuchthündin deiner Mutter!) — Skotna kujo sa Kladuše Mujo! (du trächtige Hündin, Mustapha von Kladuša!) Mustapha, der berühmte Held, war nämlich von unersetzter Gestalt und hatte einen grossen Schmerbauch, weshalb er kurzweg auch nur trbušnjati Mujo (Dickwanst Mujo) genannt wurde. — Frauen nennt man sowohl im guten als im bösen Sinne häufig kuja. Já kako te kuja nagrdila! (Ei, wie hat dich die Hündin verunstaltet!) sagt einmal Mujo von seiner Ehegattin, die seinen Bruder Halil als einen Fähnrich verkleidet hatte. Er bewunderte die Kunst, und darum klingt diesmal das Schimpfwort sozusagen als eine Schmeichelei für die treue Burgfrau.

F. S. K.

Hexenleiter?

In einem Brautbett fand man alle Federn in Kreuze und Ringe zusammengeflochten mit seidenen Fäden von allerlei Farben. Die Weiber, welche das Brautbett gestopft, waren Hexen gewesen und hatten „Streit“ hineingeflochten. Marne. (Müllenhof, S. 223). Auf Amrum ward ein Mann krank und endlich tot gezaubert (dnad traalat). Sein Bein fiel ihm ab, als man ihn in den Sarg legte. Als man aber sein Kopfkissen öffnete, fand man einen Hexenkranz von Federn aller Art und Farbe darin. (Müllenhof, 223.) — Die Traaler (Zauberer) verstehen es auch, sich in Katzen und Seehunde zu verwandeln und wehe dem Menschen, der einem solchen Tiere etwas zu Leide thut. Den peinigen und plagen sie, ohne dass er's sieht. Sie zaubern wohl einen Traalkrans (Zauberkrantz) aus bunten Federn in sein Kopfkissen hinein. Und auf einem solchen Kissen lässt sich's nicht sanft ruhen. Der Bezauberte kann kein Auge zuthun, fühlt Kopfweh und Mattigkeit und schwindet hin wie der Tau vor der Sonne. Nimmt man aber den Kranz heraus, so haben die Traaler keine Macht mehr über ihn. (Chr. Johannsen, die nordfriesische Sprache nach der Föhringer und Amrumer Mundart, Kiel 1862, S. 239.) Das Hexenseil, mit deren Hilfe die Hexen die Kühe melken, scheint hier nicht bekannt zu sein. Wohl aber schlagen sie einen Holzpflock in einen Stender, sprechen ihren Spruch, melken den Pflock und ziehen dadurch die Milch der Kühe anderer in ihren Eimer. In der Stapelholmer Sage melken sie aus einem Heckpfahl die Milch der Kühe des Nachbarn in ihren eigenen Eimer. Sie melken sie oft in Menschengestalt (unsichtbar?). Das kann man aber nur sehen durch einen Hexenspiegel. Auch in Gestalt von Hasen melken sie die Kühe. Das Licht mit Nadeln ist in Dithmarschen auch bekannt: In L. war ein Kind sehr krank. Sagte ein kluger Mann: Das haben die Hexen unter.

Er nahm drei Talglichter, steckte sie dicht an dicht voll Knopfnadeln, hängte alle drei mittelst eines Bindfadens verkehrt um an die Zimmerdecke und zündete sie an. Jedesmal nun, wenn der Talg bis an eine Nadel hinweggeschmolzen, liess die Hexe einen Schrei hören und endlich liess sie das Kind los. Hätte sie das Kind nicht losgelassen, so wäre es ihr aber auch schlecht ergangen; denn wenn die Lichter aufgebrannt und die Hexe das Kind nicht freigegeben, so hätte sie ihren bösen Geist aushauchen müssen. — Die Lichter müssen aber gestohlen sein. Eine Frau in L., deren Kind krank war und behext sein sollte, holte sich heimlich vom Höker zwei Lichter. Ob sie den Zauber angewandt, habe ich nicht erfahren. Das Kind aber ward gesund und ist jetzt ein hübscher, munterer Knabe von 8 Jahren. Noch soll angemerkt werden, dass man Pilze, wenn sie kreisförmig stehen, Hexenringe nennt. Die Früchte der Bidensarten (*Bidens tripartita* und *B. cernua* L.) heissen in Feddringen i. Dithm. Hexensporen. Von der Hexentreppe bei den Pferden ist schon S. 120 die Rede gewesen.

H. Volksmann.

Der Eid im Volksleben.

Aus Montenegro und dem Herzögischen. Ueber den Eid bei den Südslaven lässt sich ein hübsches Werken schreiben. Mehrere einschlägige Erörterungen findet man in meinem „Orlović“. Wie häufig und mannigfach der Serbe schwört, mag man schon aus nachfolgender kleinen Blütenlese entnehmen, die ich aus Vrčevićs *Narodne pripov. i presude* zusammengestellt. (Ueber das Buch vergl. meine Rezension im „Gloбус“ 1891, S. 252 f.)

Ein Sprichwort lautet: *Ko se prav kune ot straha gine a ko se krivo kune po tragu gine* (Wer gerecht schwört, erstirbt vor Schreck, und wer falsch schwört, erstirbt (stirbt aus) in der Spur (Nachkommenschaft). — Feindliche Brüder stehen vor den Friedenrichtern. Der jüngere will dem älteren die Waffen des Vaters als Erbteil nicht ausfolgen. Er schwört: *ako nije istina, da je meni pokojni otac ovo oružje ostavio, s ovim izvadio sam sebi oči a s ovim iznio sree na moje krsno ime a ova me uzdanica izdala kad mi najveća preša od nje bila!* (wenn es nicht wahr ist, dass mir der selige Vater diese Waffen vermachte hat [dabei greift er nach dem kleinen Gewehre], so soll ich mir selber damit die Augen herausreißen [er ergreift den Jatagan] und mit dem da soll ich mir an meinem Sippenfeste mein Herz herauszerren, [dann langt er nach der langen Flinte] und diese meine feste Hoffnung soll mich verraten, wenn ich in äusserster Not ihrer am meisten bedarf!). — Alltägliche Eidformeln sind: *Neba ni i zemlje ljudi, ništa više ne znam!* (So wahr mir Himmel und Erde, Männer, mehr ist mir davon nicht bekannt!). — *Zaklinjem vas po triput nebom i zemljom, da se mene okanite!* (ich beschwöre euch dreimal bei Himmel und Erde, lasst mich im Frieden!). — *Zaklinjem*

te po triputa od neba do zemlje pa u nakrst zemlje i svijeta kaži mi junački! . . . (ich beschwöre dich dreimal vom Himmel bis zur Erde [was dir heilig ist] und kreuzweis über die Erde und die Welt, gesteh mir offen und ehrlich! . . .). — Ko mi od vas ne vjerovao, Bog udijelio i svi božiji sveci, da ova kletva na njega pane i do devetoga koljena! (Wer mir unter euch nicht glauben mag, auf den soll, gäb' es Gott und alle Heiligen Gottes, dieser Eid fallen und bis aufs neunte Glied!). — Ein Bauer schwört vor den Friedenrichtern, unter denen der Pope den Vorsitz führt: zakleću ti se na kovčeg svet. Petra za tri jutra zaosob na šte srca! (Ich will es beschwören auf der Truhe des hl. Petrus [gemeint ist der Altar in der dem hl. Petrus geweihten Dorfkapelle] drei Tage nacheinander bei nüchternem Magen! [wörtlich: auf leerem Herzen]).

F. S. K.

Wettermachen.

Aus Schleswig-Holstein. In Sieseby an der Schlei wohnte eine Frau, die den Wind drehen konnte (Müllenhof, S. 222). Eine Frau auf Silt besass Pantoffeln, mit welchen Stürme gemacht zu werden pflegten (C. P. Hansen, Sagen und Erzählungen der Silter Friesen, S. 140). Auch ein katholischer Priester hatte einst durch seine Teufelkünste einen entsetzlichen Sturm gemacht (ebenda, S. 174). In Dithmarschen lebte vor Jahren ein Mann, der bei Brandfällen den Wind zu drehen verstand. Die Büsumer, die Schildbürger Dithmarschens, machten einst eine Tour nach Heide und hatten den Wind entgegen, da baten sie den Windmacher, doch den Wind zu drehen, was er auch that, und so hatten sie auf der Rücktour den Wind wieder entgegen. Daher nennt man es noch jetzt „Büsumer Glück“, wenn man auf einer Hin- und Rücktour gegen den Wind gehen muss.

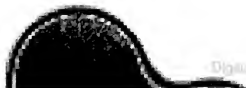
In Holstein hat man die Redensart: Fass'lab'nd fällt en warmen Steen in't Wad'r. Der Nordfriease sagt: Peddersdei (Petritag) fällt en warmen Stin ont Wather (Urdsbrunnen V., S. 112; U.-Q. I., S. 131). In Stapelholm hörte ich: Fass'lab'nd kummt en hitt'n Steen in'e Eer. Die alten Germanen warfen Steine in's Wasser, um dadurch ein Gewitter hervor zu zaubern.

H. Volksmann.

Geheime Sprachweisen.

80. Poslovočke. So heisst eine mir nicht näher bekannte geheime Sprachweise bei den Bulgaren. Ein Lied erzählt, Prinz Marko sei zur Ravanica-Kirche gekommen und habe die Mönche belauscht: kaludžera poslovočke zboruju u cerkva: proklet da si Marko Kralevia (die Mönche sprechen in der Kirche die Silbensprache: o mügst du verflucht sein, Prinz Marko!).

81—84. Vom Bauer Ilija Jukić Kresić, Messner in Osovi in Bosnien, erfuhr ich am 19. März 1885 folgende vier Sprachweisen:



- a) ćešli ċii trasu sikmi? ċuo. (Wirst du morgen zur Messe gehen?)
 b) ogeš ċegeš ċi ċi ċigi ċigi? c) ofo ċeš ċi ċi ċi ċi ċi ċi usw.
 d) ore ċereš ċi ċi usw. F. S. K.

85—87. In Leipzig sind verschiedene sogenannte Geheimsprachen üblich: doch scheinen sie erst von oben aus durch die Gebildeten ins Volk gedrungen zu sein, das sie fast nie anwendet. Gebräuchlich sind besonders Erbsensprache, b-Sprache, f-Sprache. Beispiele (Wenns doch endlich Frühling würde): 1) Werbsen erbsen narbsen norbsen serbsen derbsen orbsen cerbsen herbsen, erbsen nerbsen derbsen lerbbsen irbsen cerbsen herbsen, ferbsen rerbsen ürbsen herbsen lerbbsen irbsen nerbsen gerbsen, werbsen ürbsen rerbsen derbsen erbsen. 2) Webens dohoch ebendlibich frühbühlibing wübürdebe. 3) Wemfenenefes donefoch enefendlinefich frühnefülinefing wünefündenefe. Zu bemerken ist, dass die Geheimsprachen hier in den Schulen ihren Sitz haben und nur gesprochen, nie geschrieben werden.

Dr. Ludwig Fränkel. Rosa Fränkel.

88. Die unter Nr. 40 und 41 angeführten geheimen Sprachweisen sind auch in Neu-Ruppin unter den Kindern verbreitet, Nr. 40 unter dem Namen Räuber-, Nr. 41 unter dem Namen Erbsensprache.

K. Ed. Haase, Neu-Ruppin.

Volksglaube.

I. Lilith und ihr Gefolge. Nachdem die Frau entbunden hängt man auch noch heute im Zimmer derselben nach allen vier Weltgegenden je einen in hebräischer Sprache gedruckten Zettel auf, dessen Inhalt wir hier treu wiedergeben wollen:

Im Namen des grossen und furchtbaren Gottes Israels! Der Prophet Elias begegnet einst einem Phantome, namens Lilith und dessen ganzen Gefolge. Wohin du Unreine und Böse, und dein ganzes unreines Gefolge? sprach sie Elias an. Herr Elias — erwiderte sie — ich gehe ins Haus der Wöchnerin N. N., um derselben Morpheum zu geben und ihr neugeborenes Söhnchen zu nehmen, damit ich mich an dessen Blut sättige, das Mark seiner Glieder aussauge und seinen Cadaver zurücklasse. Darauf antwortete Elias: Verbannt sollst du vom Allmächtigen sein und ein stummer Stein sollst du werden. — Um Gottes Willen befreie mich, ich werde fliehen und schwöre dir beim Allmächtigen, dem Lenker der Schicksale Israels, diese Wöchnerin und ihr neugeborenes Kind in Ruhe zu lassen, auch schwöre ich dir dass, sobald ich meine Namen, die ich dir jetzt entdecken, vernehmen werde, ich sogleich fliehen werde. Wenn man meine Namen entdecken wird, werde weder ich, noch mein Gefolge Macht haben, Uebles zu thun und ins Haus der Wöchnerin zu kommen, geschweige, sie zu beschädigen. Jetzt also lasse die Namen im Hause der Wöchnerin oder des Kindes anbringen. Sie lauten: Strina, Lilith, Abithu, Amisu, Amis-rofuh, K(e)kaseh, Odem, Ik, Podu, Eilu, Patrnto, Abschu, Kata, Kali,

Bitno, Toltu und Partschu. Und jeder, der diese meine Namen kennt und aufschreibt, wird bewirken, dass ich sofort vom Kinde fliehen werde. Bringe also Elias im Hause der Wöchnerin oder des Kindes diese Schntzformel an, und dadurch wird die Mutter von mir nie beschädigt werden. Amen, Amen, Selu, Selu!

Allmächtiger zerreisse den Satan
 Sinow Wsinsinow Isomngolof
 Abraham und Sara, Isak u. Rebeka, Jacob und Lea.

Eine Zauberin
 lasse nicht leben.

Adam u. Eva
 innerhalb,

Keine Zauberin
 lasse nicht leben.

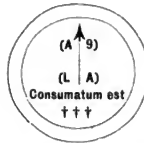
Lilith u. ihr Gefolge
 ausserhalb.

Dieses Schema ist unten am Zettel angebracht. Sinow, Wsinsinow, Isomngolof sind Namen von Engeln.

Lemberg.

J. Spinner.

II. Feuersegen.



Von Gottes Gnaden, Wir , Herzog zu , fügen hiernit allen Unsern nachgesetzten Fürstlichen Beamten, Adelichen, Gerichthaltern und Räten und Städten zu wissen, und ist denenselben vorhin schon bekannt, wasmassen Wir aus Landesväterlicher Vorsorge alles, was zur Conservation Unserer Lande und getreuen Untertanen gereichen kann, sorgfältig vorkehren und verordnen.

Wie nun durch Brandschaden viele in grosse Armut geraten können, daher dergleichen Unglück zeitig zu steuern, Wir in Gnaden befohlen, dass in jeder Stadt und Dorf verschiedene hölzerne Teller, worauf schon gegessen, und mit der Figur und Buchstaben, wie der beigefügte Abriss besaget, des Freytags bei abnemenden Monden zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Tinte und neuen Federn beschrieben, vorrätlich seyen. Sodann aber, wenn eine Feuerbrunst, wovor der grosse Gott hiesige Lande in Gnaden bewahren wolle, entstehen sollte, ein solcher obgemeldeter Teller mit den Worten: „Im Namen Gottes“ ins Feuer geworfen und wofern das Feuer dennoch weiter um sich greifen wollte, dreymal solches wiederholt werden sollte, dadurch denn die Glut unfehlbar gedämpft wird. Dergleichen nun haben die regierenden Bürgermeister in den Städten, auf dem Lande aber die Gerichtschöppen und Schultheissen in Verwahrung aufzubehalten und bey entstandener Noth be-

schriebenermassen zu gebrauchen, hiernächst aber, weil dieses jeden Bürger und Bauer zu wissen nicht nöthig ist, solches bey sich zu behalten.

Gegeben, 24. Dezember 17 . . .“

(Von einem meiner Schüler aus Mecklenburg erhalten.) K. E. d. Haase.

Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen.

Gesammelt von J. Sembrzycki, Königsberg in Ostpr.

(Fortsetzung.)

209. Er is 'ne richt'ge Töpferschürz'.
Glaubt alles und lässt sich alles aufhalsen, wie der Töpfer an seiner Schürze alles abwischt.
210. Er schlägt G'walt auf'm Trümmel!
(Juden-Deutsch.) Er macht Reklame. Bei Frischbier II. 2730 irrig: Er bläst auf dem Trümmel; Trümmel = Trommel.
211. Fünfzehn (Dreizehn) Tropfen; Gott wird helfen.
Scherzhaft beim Einnehmen von Arznei oder Trinken eines Schnapses.
212. 'Thu' dir kein' Ueberlast.
Strenge dich nicht zu sehr an.
213. Onsönn öss Mehlsopp'!
Entgegnung auf den Anruf eines andern, es wäre etwas ja Unsinn.
214. Wer unterwegs is, muss fort.
Wenn man auf einer Reise, einem Spaziergange irgendwo kurze Rast macht und beim Aufbrechen gebeten wird, doch noch zu bleiben. — cf. Frischbier I., 3879.
215. Mir is so unübel.
Statt: unwohl (Königsberg).
216. Unverhofft mit Willen!
Wenn Jemand einen Schaden angerichtet und sich entschuldigt, das sei ihm „ganz unverhofft“ passirt, entgegnet man ihm Obiges, um ihm sein Misstrauen auszudrücken.
217. Wem's Väder böst du?
Scherzfrage zu kleinen Jungen, statt: Wer ist dein Vater?
218. Ein Vergnügen eig'ner Art Ist doch so 'ne Wasserfahrt.
Der Vers ist aus einer Zeitschrift in's Volk übergegangen; er findet sich zuerst in einer Königsberger Correspondenz des in den vierziger Jahren in Tilsit erschienenen „Echo am Memelufer.“
219. Verspråke öss noch nich verschrêwe, Verschrêwe öss noch nich gegêwe.
220. Sich versäumen.
Ruhezeit finden. „Ich konnte mich nicht mal so viel versäumen, an Sie zu schreiben“ (aus einem Briefe).
221. Ist es wahr? Waar hat der Jud' im Sack, und Haar' auf'em Sack.
cf. Frischbier I., 3963.
-

Kleine Mitteilungen.

Kinderbrunnen. (Vgl. Urdsbr. VII., S. 15; 81 usw.; 186.) Im dänischen Wohld (Ostorf) heisst es: Die Kinder kommen aus dem Salzwasser. In Dithmarschen und zwar in der Lundener Gegend sagt man: Die Kinder kommen aus dem Mötjensee. Von einer alten Frau dortiger Gegend hörte ich auch, dass die Kinder aus der Eider kämen.

Die Haut verkaufen. (Q. I., 113 usw.; 139; H., 81.) Die Berliner Abendpost Nr. 98 vom 30. April d. J. berichtet: Papa Kaumann in Berlin, der neuerdings verstarb, hatte 75 Mk. für den Stammtisch bestimmt, um „das Fell zu vertrinken.“ Somit scheint diese Redensart auch in Berlin bekannt zu sein. — Schütze schreibt in seinem Holsteinischen Idiotikon I., S. 225: Den Doden sin Haut verteeren (Krempe) heisst: beim Totenschmaus am Begräbnistage mit sein, das Totenmahl mit feiern. H. Volksmann.

Druckfehlerberichtigung. Herr Kn. schreibt S. 129, Z. 8 von unten: „in Zobtens Halden“; es muss heissen „im Zobtner Halt.“ Halte hiessen in Schlesien die bischöflichen Distrikte oder andere geistliche Güterkomplexe. Der Zobtner Halt gehörte dem Sandstift in Breslan. K. Weinhöld, Berlin.

In der letzten Nummer S. 130, Z. 5 von unten ist zu lesen statt: Aus dem vereinsamten Dorfe Ulla, weimarischen D. — Reinh. Köhler, Weimar.

Vom Büchertische.

37. **Dirksen, Carl:** Ostfriesische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten mit historischen und sprachlichen Anmerkungen. II. Heft, 95 S., gr. 8°. Rnhort 1891. Andreae & Co. Weitere 214 Nummern mit eingehenden Erläuterungen und zum Schluss mit einem Nachtrage. Wir wollen dem Fleisse und der umfangreichen Belesenheit Dirksens unsere unbedingte Anerkennung nicht versagen; denn die Sammlung ist musterhaft geschickt angelegt. Die Sprichwörter bewegen sich durchschnittlich in den bekannten Formen und Grenzen des Volkswitzes. Das ist zugleich ein Prüfstein für ihre Echtheit, aber zuweilen erklärt D. zuviel, wie z. B. auf S. 15, wo er von der friesischen Unvermischtheit eine kühne Behauptung wagt, oder auf S. 18, wenn er zur Erklärung der gefürchteten Zahl 13 die nordischen Götter zu Hilfe nimmt oder auf S. 62, wo er bei den Worten „spring — in't — Water“ an Lokis Verwandlung in einen Lachs denkt. Allzuviel ist ungesund. Zu Nr. 11: „Stolen bröd smekt söt“ sei das serbische *slagja lovinja neg domovina* (süsser schmeckt Erbeutetes als Heimisches) angemerkt. So hörte ich Männer sich verteidigen, wenn sie wegen Ehebruchs von ihren Frauen angescholten wurden.

38. **Pitré, Giuseppe:** *Il pesce d'aprile. V. ed. con moltissime giunte.* Palermo 1891. 25 S. gr. 8°. (Nur in 50 Ex. abgezogen.) Pitré führt den Nachweis, dass die Urheimat des Aprilfisches Frankreich sei. Zu erwähnen wäre, dass die Südslaven, von germanisierten Städten abgesehen, das in den Aprilschicken noch nicht kennen. Ist um den Unfug auch kein Schaden. Am 1. April d. J. sind in einer ungarischen Stadt durch einen frevelhaften Aprilscherz Mutter und Tochter ums Leben gekommen. Ein „Spassvogel“ hatte der Alten aus Budapest geschrieben, ihr Sohn sei vom Krieggericht zum Tode verurteilt, weil er abgetretene Absätze trage. Aus Verzweiflung entleibten sich die armen zwei Frauenzimmer.

39. **Dr. H. Ploss:** Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 9 lithographischen Tafeln und ca. 170 Abbildungen im Text. Leipzig 1891. F. h. Griebens Verlag (L. Fernan), 1—3 Lieferung 1—384 S. Preis der Lieferung 2 Mk. 40 Pf. Wenn man von irgend einem Werke sagen darf, dass es geworden aber noch immer im Werden und Wachsen begriffen ist, so gilt das Wort von diesem Buche. In meiner Besprechung der zweiten Auflage, meinte ich, dass das Erscheinen dieses Werkes einen Festtag in unserer Wissenschaft von der Völkerkunde bedeute. Mein Urteil bekräftigten gleiche Aeusserungen hervorragender Fachgenossen und die Leserwelt. Die dritte Auflage ist unter der Hand des



meisterhaften und unermüdeten Forschers Dr. Bartels zum Teil ein neues Werk geworden. Wir freuen uns darüber, zumal die Volkskunde hier wieder einmal den Löwenanteil an der Bereicherung hat. Es ist blos die nüchterne Feststellung einer Thatsache, wenn wir behaupten, dass kein Folklorist dieses systematisch angelegte und auf der Höhe unserer Wissenschaft stehende Buch übergehen darf. Die 270 Abschnitte des Buches mit Überschriften sind ebensovieler fruchtbare Ansätze zu neuen, grossen Untersuchungen. Solche Werke sind wahrhaft von einer internationalen Bedeutung, weil man durch ihr Studium eine ausgezeichnete Schulung für wissenschaftliches Arbeiten auf dem Gebiete der Völkerkunde gewinnt. Indem wir uns vorbehalten, auf das Werk noch oftmals zurückzukommen, teilen wir hier kurz die Inhaltangabe der 44 Kapitel des Buches mit: Erste Abteilung: Der Organismus des Weibes. 1 Anthropologische Auffassung. — 2. Psychologische Auffassung. — 3. Aesthetische Auffassung. — 4. Auffassung des Weibes im Volks- und religiösen Glauben. — 5. Die äusseren Sexualorgane des Weibes in ethnographischer Beziehung. — 6. Die inneren Sexualorgane. — 7. Weiberbrust. Zweite Abteilung: Das Leben des Weibes. 8. Im Mutterleibe. — 9. Während der Zeit der geschlechtlichen Unreife oder die Kindheit. — 10. Die Reife (Pubertät). — 11. Die Menstruation. — 12. Der Eintritt in das Geschlechtsleben. — 13. Das Weib im Geschlechtsverkehr. — 14. Liebe und Liebewerben. — 15. Die Ehe — 16. Im Zustande der Befruchtung. — 17. Die Fruchtbarkeit. — 18. Das Verhalten während der Schwangerschaft. — 19. Die Gesundheitspflege der Schwangerschaft. — 20. Die Gefahren und der Schutz der Schwangeren. — 21. Die Therapie der Schwangerschaft. — 22. Normale und abnorme Schwangerschaft. — 23. Unzeitige Geburten (A. Die zufällige Fehlgeburt. — B. Die absichtliche Fehlgeburt. — C. Die Frühgeburt). — 24. Die rechtzeitige Geburt. — 25. Gebräuche bei der Niederkunft. — 26. Die gesundheitgemässe Geburt. — 27. Die Erscheinungen der gesundheitgemässen Geburt. — 28. Die Geburtshilfe. — 29. Die Hilfsmittel bei normaler Geburt. — 30. Die Nachgeburtperiode. — 31. Die fehlerhafte Geburt. — 32. Die Hilfsmittel bei fehlerhafter Geburt. — 33. Geburt bei fehlerhafter Kindlage. — 34. Der Kaiserschnitt. — 35. Das Wochenbett. — 36. Das Ceremonielle, die Symbolik und Mystik des Wochenbettes. — 37. Das Säugen. — 38. Die soziale Stellung. — 39. Das Weib in seinem Verhältnis zu der folgenden Generation. — 40. Das geschlechtstreuere Weib im Zustande der Ehelosigkeit. — 41. Die Witwe. — 42. Nach dem Aufhören der Fortpflanzungszeit. — 43. Im Greisenalter. — 44. Im Tode.

40. **Wisła** (Herausgeber J. Karłowicz). Warschau 1891. V. B. I. Heft. 234 S. Das Inhaltsverzeichnis füllt schon allein eine Grossektavseite! Hervorzuheben wären die Artikel Wierciński: Proben von Archivforschungen. (Mehr von rein historisch-lokalem Interesse. Wir geben der lebendigen Ueberlieferung lieber den Vorzug, denn jene allein für sich sind zu minderwertig.) Smoleńcównas: Kinderspiele (Wildgänse, Hase, Vogel, Maus, Ring usw., allgemeine Spiele); Korotyński: Aus alten (deutschen) Büchern (auf poln. Volkstum bezügliche Stellen); Karłowicz: Widerspenstige Kinder im Volksglauben; Ders.: Der Madejcyklus; Die Alte und ihr Zicklein (Volkslied); Jastrzębowski: Johannisfeier im Dorfe Mikulowci; Wawrzyniecki: Hüttenfenster und Dachfirste; Biegelcisens Studie über volkstümliche Motive in Mickiewiczs Ballade „Die Lilien“ (vorzüglich); W. M...ow's: Das Märchen vom getöteten Geliebten und Sembrzyckis: Masurenrätsel. Unter den Umfragen fällt Lubicz's Fragebogen über das Johannisfestfeuer auf. Das Thema ist aber schon erschöpft. 195 Fragen wirft L. auf! Die Antworten liest sich einer bald aus den Fragen heraus. Das heisst doch, schelmischen Leuten den Finger ins Maul stecken, um zu sehen, ob sie beissen können. Der Mann wird alles bejaht erhalten was er bejaht haben will. Auch Sébillots und Chalatiants Fragebögen leiden schon unter der Fülle überflüssiger Fragestellungen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII. Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Kommissionverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltan in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.“

IX. Hft. II. B.

Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.

1891.

Baba Jaudocha-Dokia.

Volksglaube aus der Bukowina von Raimund Friedr. Kaindl (Czernowitz).

1. Der März bringt in der Bukowina stets schlimmes Wetter. Wenn es auch anfangs März wärmer wird und der Schnee thaut, so tritt doch um die Mitte des Monats gewöhnlich wieder ein rauher Rückschlag ein. Das thut die Baba Jaudocha, Jewdocha oder Dokia (Dochia), deren Tag auf den 1. März a. St. = 13. März n. St. fällt (Eudoxia).

2. Die Baba Dokia ist ein altes Weib. Sie zieht zwölf Pelze an, und wenn sie dieselben schüttelt, so beginnt es zu schneien. Erst wenn die Zeit der Dokia um ist, darf man gutes Wetter hoffen.

3. Wenn es schneit, so sitzt Baba Jaudocha in ihren zwölf (vierzig) Pelzen am Dache. Kommt aber Sonnenschein, so wirft Jaudocha ihre Pelze ab.

4. Baba Jaudocha hat neun Pelze; schönes Wetter tritt erst ein, wenn sie dieselben abgelegt hat.

5. Die Baba Jaudewcha geht in zwölf Pelze gehüllt mit ihrer Spindel aus. Schnee fällt und ihre Pelze werden nass. Sie wirft dieselben ab und erfriert.

6. Die Baba Jaudocha will den jungen März zum Manne. Er begehrt von ihr, dass sie am Dache eine Nacht zubringe; halte sie dies aus, so sei er bereit, ihren Willen zu erfüllen. Sie nimmt den Antrag an; er bläst und stürmt aber, bis sie erfriert.

7. Baba Dokia hat eine Nichte. Sie schickt sie Schafe weiden. Da es aber sehr kalt ist, kehrt das Mädchen heim. Erzürnt zieht nun Dokia ihre Pelze an und treibt die Schafe auf die Weide. Um der Nichte vollends zu zeigen, wie wenig sie die Kälte fürchte, wirft Dokia ihre Pelze ab und erfriert.

8. Ach was! — sagte einst Baba Jaudocha —, wenn ich nur den Januar und Februar überstehe, dem März schlag' ich dann ein Schnippchen.

So ging der Januar und Februar vorüber, und der März kam heran. Da zog die Baba zwölf Pelze an, und stieg auf das Dach ihrer Hütte.

Himmel, wie begann es zu schneien und zu regnen! und dann froh es wieder, dass auf dem Pelze der Alten wohl fünf Finger dick das Eis stand. Da warf sie den obersten Pelz ab und sass nunmehr nur in elf Pelzen auf dem Dache.

Am zweiten Tage wettete es ohne Unterlass weiter; und daher sah sich die Baba veranlasst, auch den zweiten durchnässten Pelz abzulegen; so ging es Tag für Tag, bis schliesslich Jaudocha am zwölften Tage nur noch einen Pelz an hatte.

Und dieser Tag war wahrlich schon ein Frühlingstag. Die Sonne schien klar und es „duftete schon völlig nach Frühling“. Und weil es gar so warm war, warf die Baba ihren letzten Pelz ab, denn sie dachte, seiner nicht mehr zu bedürfen. Den Tag über ging das auch wohl an; um Mitternacht trat aber ein so heftiger Frost ein, dass die Alte gar bald mit den Zähnen zu klappern begann. „Leuchte doch, leuchte, mein Morgenrot“ rief sie da einmal nach dem anderen; zuletzt vermochte sie es nicht mehr und erfror.

Seither zieht Baba Jaudocha alljährlich um dieselbe Zeit auf der Erde umher und kehrt den Leuten böswillig den Schnee in die Augen.

9. Einst lebte ein altes Weib; das war die Baba Jaudocha. Jaudocha lästerte aber Gott; sie fürchte sich nicht vor Sturm und Schnee sagte sie. Darauf zog die Baba zwölf Pelze an, nahm ihren Spinnrocken und trieb die Schafe auf die Weide. Dort lag noch hier und da Schnee; daraus machte sich die Jaudocha jedoch nichts; sie hütete ihre Herde und spann. Der liebe Herrgott schickte aber Regen und Schnee. Sie durchnässten den obersten Pelz des Weibes, so dass es denselben abwerfen musste. Dann wurde der zweite Pelz nass, und auch ihn legte die Baba ab. Schnee und Regen liessen aber auch jetzt nicht nach, und so ward Jaudocha immer wieder genötigt, einen Pelz abzulegen. Als sie schliesslich auch den zwölften und letzten abgeworfen hatte, erfror sie gar jämmerlich.

Seit der Zeit herrscht um Eudoxia alljährlich veränderliches Wetter mit Schnee, Regen und Sonnenschein. Nähert sich der Eudoxia-tag, so sagen die Leute: „Jaudocha zieht ihre zwölf Pelze an.“ Ist sie damit fertig, so beginnt das „Märzwetter.“ Dieses währt zwölf Tage.

Die Sage von der Baba Jaudocha-Dokia ist in der Bukowina und den benachbarten Ländern weit verbreitet. Sie ist vorzüglich bei den Ruthenen und Rumänen gang und gäbe, doch erzählen dieselbe auch die anderen Nationen. Eine Deutung dieser Ueberlieferung hat der Schreiber dieser Zeilen in seiner und Manastyrki's Arbeit: Die Ruthenen in der Bukowina (Czeruowitz 1889 f) II. 52 ff. versucht. Ueber andere Versionen und Erklärungsversuche sind folgende Studien einzusehen: F. A. Wickenhauser in Molda I. 1881, S. 4 u. 236;

L. A. Simiginowicz: Volksagen aus der Bukowina 1885, S. 136 f.; L. Saineanu in der Zeitschrift „Convorbiri literare“ 22. Jahrgang 1888; At. M. Marienesku in der Zeitschrift „Transilvania“ 21. Jahrg. 1890; M. Athanáz in der Zeitschrift „Ethnographia“ 1890, III. Heft; E. Veress in derselben Zeitschrift, IV. Heft; schliesslich soll Scheanu (?) im Jahre 1889 eine Arbeit herausgegeben haben, in welcher er jene Sagen verschiedener Völker behandelt, welche dem Dokia (Dochia)-Mythus entsprechen.

Rätsel-Geschichten.

Von H. Frischbier.

Ein von Müllenhoff im Urdsbrunnen mitgeteiltes Rätsel gab mir Veranlassung, unter der Bezeichnung „Verbrecher-Rätsel“ eine Reihe verwandter Rätsel in der genannten Zeitschrift, Band 2, Seite 172 ff. zu veröffentlichen.

Die Verbrecher-Rätsel bilden einen Teil der von mir gesammelten Rätsel-Geschichten. Es dürfte ganz richtig gehandelt sein, wenn ich die letzteren im Urquell veröffentliche.

1. Ein Reisender kam in ein Wirtshaus und lebte daselbst herrlich und vollauf. Als es aber an's Bezahlen gehen sollte, machte er sich heimlich aus dem Staube. Unterwegs kam er an einem Ofen vorüber, aus welchem ihm der Duft einer bratenden Gans gar lieblich entgegenströmte. Niemand war da, und unser Reisender liess die Gans als eine nicht zu verachtende Wegekost in seine Hosentasche spazieren. Kaum aber war er einige hundert Schritte fort, als ihn der geprellte Wirt einholte und stürmisch Zahlung verlangte.

„Ich habe nichts,“ sagte der Reisende, „und meinen Rock kann ich Dir wohl nicht geben. Gehst Du jedoch darauf ein, so gebe ich Dir ein Rätsel auf. Errätst Du's, so nimm mir den Rock und was Du willst; errätst Du's nicht, so erlässest Du mir die Zeche.“

Der Wirt war's zufrieden, und der schlaue Reisende sagte:

General Plattfuss war in's Land Hosen gezogen und sengte und brannte wie tausend Teufel.

Das konnte der Wirt, der von dem Diebstahl keine Kunde hatte, nicht raten und zog mit langer Nase ab. Pommerellen.

2. Der alte Fritz ging einst über Feld und sah einen Bauern in tiefem Nachdenken stehen. Der Bauer seufzte. — „Was seufzest Du?“ fragte der König.

Ach, sagte der Bauer:

Koame se, denn koame se nich, On koame se nich, denn koame se.

„Das ist ein Rätsel,“ sagte der König, „was meint er damit?“

Da sagte der Bauer: Kommen die Tauben der Gutsbesitzer auf mein Erbsenfeld, so kommen die Erbsen nicht auf; kommen aber die Tauben nicht, so kommen meine Erbsen.

„Da hat er Recht,“ sagte der König und ging weiter. Am andern Tage aber lud er eine grosse Gesellschaft zu Tische und legte dieser das Rätsel des Bauern vor. Doch keiner der Grafen und Barone vermochte es zu raten. Da gab der König die Auflösung

selber und verfügte zugleich: Von nun an soll die Taube in meinem Königreich ein herrenloser Vogel sein, wo sie ausser dem Schlage sich finden und fangen lässt.

Das Rätsel tritt auch selbständig auf und dann mit folgendem Zusätze: „Doch bēter ös, se koame nich on koame doch, als dat se koame un doch nich koame.“ Vgl. Meier, Deutsche Kinderreime und Kinderspiele, 324. Rochholz 241, 413. Simrock I., 57.

3. Der alte Fritz war einst auf der Jagd von seinem Gefolge abgekommen. Nach langem Umherirren sah er endlich am Rande des Waldes ein Bauernhaus. Müde und hungrig kehrte er daseibst ein.

„Habt Ihr nichts zu essen, guter Ereund?“ fragte der König, indem er sich setzte, den Landmann, den er in der Stube fand und der den König nicht kannte. „Viel ist nicht da, guter Herr,“ sagte der Bauer, „aber ein Schelm giebt mehr als er hat. Mutter!“ rief er seiner Frau zu, „besorge doch etwas Frischbiss, Frischschiss und einen ledernen Arschwisch!“

Das ist ein Grobian! dachte der König, aber neugierig war er doch, zu sehen, was denn für Gerichte ankommen würden.

Bald trug die Hausfrau mit freundlichem Grusse auf: Salat, Eier und eine geräucherte Ochsenzunge, und der König liess sich's herrlich schmecken.

Bei der nächsten Hoftafel aber erzählte der König sein Abenteuer und nannte die Speisen, welche er im Bauernhause gegessen mit den derben Volksnamen. Niemand aber vermochte die rätselhaften Gerichte zu deuten.

4. Ein Knecht, der auf dem Felde pflügt, wirft mit einem Stein nach einem Raben, in der Absicht, ihn zu töten. Der Vogel jedoch fliegt davon. Nach Jahren begeht der Knecht ein Verbrechen und wird an den Galgen gehängt. Nachdem seine Gebeine in Verwesung übergegangen, setzt sich der Rabe auf den Schädel und hackt darauf herum; dabei bleibt er mit dem Kopfe in einer Augenhöhle stecken. Seinen Tod vor Augen, bricht er in folgende Klage aus:

Als du lebtest, lebt' auch ich, Du hättest gern gefangen mich, Nun bist du tot, nun hast du mich, Und ich muss sterben, was hilft es dich!“

Man hört auch folgende Lösung des Rätsels: Ein Jäger hatte einem Vogel oft nachgestellt, ohne ihn fangen zu können. Der Jäger war gestorben; sein Schädel liegt offen auf dem Friedhof. Das Vöglein fliegt hinein, der Schädel fällt um und hält es gefangen.

(Schluss folgt.)

Dē Fēscherin.

(Ein Märchen aus dem Bergischen.)

Et wo*r ens en Fēsçfängersche, en Jongfer, dē fong Fēsche. De gong ens an dē Sia on dēt fēschen. Do fong sē sonnen grooten Fēsç. Do sait dē Fēsç, wēn sē en wār gon liet, dan kōn sē sēk drei Wōnsche don. Do wo*r sē an dē Sia gegangen on hat gesait: „Fischken, Fischken in der See!“ „Was beliebt der Jungfer Tentlaté?“

Së wönschten sèk èn gruat Hùs.

„Geh nach Haus, du hast es!“

Do wo^{er} sè tum twädden Mól an dë Sia gegangen on hat gesait:

„Fischken, Fischken in der See!“ „Was beliebt der Jungfer Tentlaté?“

Së hät nu èn schüan Hùs, se hätt nu ok gaⁿ schüan Hùsgerot.

„Geh nach Haus, du hast es!“

Do wo^{er} sè tum dredden Mól an dë Sia gegangen on hat gesait:

„Fischken, Fischken in der See!“ „Was beliebt der Jungfer Tentlaté?“

Se hät èn schüan Hùs on schüan Hùsgerot, se hät ok gaⁿ etwas tè befèlen.

„Willst du noch reicher sein als Gott, So geh nach Haus Und kriech in deinen Pispott!“

„Das Märchen streift nur leichten Fusses die Erde, haftet nicht an fester Stelle, sondern baut sich auf in einer lustigen Traumwelt, die überall nur von den Grenzen der Phantasie beschlossen wird.“ Die Wahrheit dieses Satzes bestreiten zu wollen, kann keinem in den Sinn kommen, der mit der Statur der Märchen, die aus der Volksseele, nicht aus der Phantasie des Dichters geboren wurden, vertraut ist. Aber doch haften auch die Märchen sofern an einer festen Oertlichkeit, als sie von ihr zuweilen bestimmte Züge, die gleichsam ihren Leib bilden, entlehnen und andererseits durch die Aufbewahrung im Gedächtnis dieser oder jener Person, die doch in inniger Wechselbeziehung zu einer Oertlichkeit steht. Das Märchen steht darum mitunter zu einer Gegend in einem Verhältnis, welches mit den Beziehungen, welche zwischen Leib und Seele obwalten, einigermassen verglichen werden darf, ohne jedoch in so innigen Connex zu derselben zu treten, dass seine Grundzüge, wie bei der Lokalsage, in ihr wurzeln, ja dass es ihr sein Dasein verdankt. Das Märchen nimmt aus der Oertlichkeit einer Gegend nur unwesentliche Züge an, welche sein tiefinnerstes Wesen nicht tangieren, sondern dem Ganzen nur ein Lokalkolorit verleihen.

Aber das Märchen trägt eine internationale Tendenz in sich, welche Ausbreitung nach Raum und Zeit anstrebt, und welche in völkerpsychologischen Gesetzen begründet ist.

Und darum gebiegt sich das Märchen auf die Wanderschaft, sein etwaiges Lokalkolorit mehr oder weniger bewahrend. An diesem ist der Zug, den es genommen am leichtesten kenntlich. Verfolgen wir, so weit es möglich, das vorstehende Märchen auf seiner Wanderung.

Auf den ersten Blick erkennen wir seine Identität mit Nr. 19 bei Grimm „De Fischer un sine Fru.“ Wie die Brüder Grimm mitteilen, haben sie dieses Märchen im Jahre 1809 von Arnim erhalten. In der in Grimm's Sammlung vorliegenden Fassung wurde es von Runge in Hamburg aufgezeichnet. Es entstammt aber, wie auch die Sprache verrät, dem Pommerschen Strande. Von Hamburg aus scheint es seinen Weg durch Norddeutschland genommen zu haben, dann rheinaufwärts nach Hessen und Süddeutschland gekommen zu sein. Eine Variante aus Cleve enthält Firmenich's „Germaniens Völkerstimmen“ Band 1 S. 377. Nach Grimm's Mitteilungen kommt es auch

in Hessen in unvollständiger Fassung und mit Abweichungen vor. Vollends abgekürzt und verändert ist es in dem poetischen Almanach von Just. Kerner auf's Jahr 1812. Damit ist der Weg, den es nahm, gekennzeichnet. Dass es diese und nicht die umgekehrte Richtung einschlug, erhellt ausser dem hier ganz typisch auftretenden Lokalkolorit auch aus der mit der zunehmenden Entfernung von der scheinbaren Entstehungstätte ebenfalls zunehmenden Verstümmelung und Veränderung.

Wir sagten, Pommern wäre nur die scheinbare Geburtsstatt des Märchens. Dass es räumlich weitab von der pommerschen Küste entstand, scheint wenigstens aus dem schwerwiegenden Umstande hervorzugehen, dass ein Märchen aus 1001 Nacht eine auffallende Uebereinstimmung damit zeigt.

(Das Märchen wurde von mir buchstäblich nach den Mitteilungen zweier alten Leute niedergeschrieben. Dem Einwande, es möchte aus der Grimm'schen Sammlung in's Volk gedrungen sein, vermag ich nach allen Seiten zu begegnen.)

O. Schell.

Die Dithmarscher Variante zu dem Grimm'schen Märchen „Vom Fischer un syner Fru“ lautet: Vor vielen, vielen Jahren lebte ein Mann mit seiner Frau in einem Topf; und dicht dabei wohnte in einem See ein Fisch. Zu dem ging der Mann und sprach: „ätjer bätjer in'e See!“ Sprach der Fisch: „Wat wullt du Karsten Trippeltre?“ Spricht der Mann: „Mien Fru will en nie Huus hebb'n.“ Antwortet der Fisch: „Gah man to Huus, dat is al dār.“ Als der Mann nun nach Hause kommt, wohnte seine Frau bereits in einem schönen Haus. Eine Zeitlang nachher musste der Mann wieder hin zu dem Fisch. Er rief also: „ätjer bätjer in'e See!“ Antwortet der Fisch: „Wat wullt du Karsten Trippeltre?“ Sprach der Mann: „Min Fru will veel Geld un Gut hebb'n.“ Antwortet der Fisch: „Gah man to Huus, dat hett se al.“ Er kam nach Haus und richtig, seine Frau hatte viel Geld und Gut. Später musste der Mann nochmals hin nach dem Fisch. Er rief wieder: „ätjer bätjer in'e See!“ Spricht der Fisch: „Wat wullt du Karsten Trippeltre?“ Sprach der Mann: „Mien Fru will äwer unsen Härgott stahn. Spricht der Fisch: „Nu gaht man wedder na jüm Pott torüg.“ Und so kam es auch: Sie mussten wieder in einem Topfe wohnen und waren so arm wie zuvor.

Aus Dithm.

H. Volksmann.

Abderiten von heute.

2. Die Fockbecker. Als im Jahre 1539 Rendsburg wegen drohender Krieggefahren zum ersten Male befestigt wurde, beschlossen auch die Fockbecker, ihr Dorf mit einem Walle zu umgeben. Sie vergassen aber in der Eile im Walle ein „Loch“ zu lassen, durch welches man ein- und auspassieren könne. Sie mussten also stets zu Fuss, zu Wagen und zu Ross über den Wall klettern. Das wurde ihnen aber unbequem, und nun erinnerte sich ein Fockbecker, dass die Rends-

burger ein Loch im Walle gelassen hätten. Also wurden sie einig, auch ein Loch im Walle zu haben. Aber da entstand eine neue Verlegenheit, sie wussten nicht, wie ein solches Loch im Walle zu nennen sei. Um aus dieser neuen Verlegenheit zu kommen, wurde ein Bote nach Rendsburg gesandt, mit dem Auftrage zu erkunden, wie ein solches Loch im Walle genannt werde. Bei Rendsburg angelangt, trifft der Bote einen zufällig am Thore anwesenden Rendsburger und fragt ihn: „Wo hëit ein son Lock in'n Wall? Der Rendsburger antwortete: Dur hëit dat! — Nun wusste es also der Fockbecker. Um es nun nicht zu vergessen, betet er auf dem Rückwege stets vor sich hin: Dur hëit dat! Dur hëit dat! Damit kommt er bis zu den sogenannten Fockbecker Bergen, einer Anzahl von Sanddünen, die jetzt mit Tannen bepflanzt und zu einem Lustgehölz geworden sind. Hier empfindet er ein dringendes Bedürfnis, hockt sich nieder und befriedigt es. Ueber dies Geschäft aber vergisst er die in Rendsburg empfangene Auskunft vor sich her zu sagen. Und weg ist sie, er kann sich auf nichts mehr besinnen. In seiner Verzweiflung geht er nun um den gemachten Haufen und sagt stets vor sich hin: Hier heff ick sêten, hier heff ick schêten, hier heff ick't vergêten, hier will'k't ock weller wêten! Hier heff ick sêten u. s. w. Jetzt aber wird den Fockbeckern auf die Rückkehr des Botens die Zeit zu lange. Sie schicken einen zweiten Boten aus, um sich nach den ersten zu erkundigen. Dieser trifft ihn auch bei den Fockbecker Bergen an und fragt ihn: „Wat mâkst Du hier?“ — Ja, hier heff ick sêten, hier heff ick sch— u. s. w. — „Mensch, dat is ja Durheit?“ — „Richtig! Dur hëit dat Lock in' Wall ok!“ — Das ist denn nun die Fockbecker Durheit!

F. Höft, Berlin.

Geisterglaube.

Zwei noch unbekannte schlesische Volksagen.¹⁾

Im nahen Költchen starb vor einer Reihe von Jahren ein katholischer Geistlicher. Bald verbreitete sich in der Umgegend das Gerücht, dass der Tote „wiederkomme“ und vornehmlich in dem Pferdestalle der Pfarrei sein Unwesen treibe. Der Knecht, der früher auf der „Rappe“ geschlafen hatte, weigerte sich ganz entschieden das wieder zu thun, „denn ei dar letzta Nacht ging doas ei dam Stolle immer uf und ab als wie a Dunnerwater!“ Passanten hörten ferner um Mitternacht tausende von Ketten dort klirren, eine Meute Hunde kläffen, heulen, endlich standen stetig, wenn die Leute am Morgen den Stall betraten, die Pferde völlig in Schweiss gebadet, an allen Gliedern zitternd da und bei sämtlichen Tieren waren die Haare der

¹⁾ Ich gebrauche Prof. A. Kastners Einteilung („Einiges über Sagen“ etc., Neisse 1845), derselbe bringt die schlesischen Sagen in 4 Kreise (p. 6): 1) die Rübezahlsagen, 2) die Legenden und Sagen, welche sich auf die heil. Hedwig beziehen, 3) Burgsagen, 4) eigentliche Lokalsagen. D. V.

Mähne, sowie des Schwanzes in zierliche Zöpfe geflochten. (In anderen Ländern schreibt man derartige Spielereien dem Alp, nicht ruhelosen Geistern Verstorbener zu.¹⁾ Eines Tages kam nun die ehemalige Wirtin des mit Tode abgegangenen Pfarrers zu seinem Nachfolger und erzählte ihm, sie wäre in der letztverflossenen Nacht gegen 12 Uhr plötzlich erwacht, vor ihrem Bette hätte ihr verstorbener Gebieter gestanden und ihr folgendes offenbart: Bei Lebzeiten hätte er das für Seelenmessen ihm übergebene Geld eigenmächtig verwendet, verprasst, anstatt es zu kirchlichen Zwecken zu gebrauchen, dafür müsse er jetzt büßen. Wollte sie seine Seele aber erlösen, so sollte sie gen Albendorf (bekanntere Wallfahrtsort in der Grafschaft Glatz) pilgern und dort auf jedem Stufen des zur Kapelle oder Kirche führenden Weges ein Pater noster für ihn beten. Auf den Rat des neuen Seelsorgers wurde die Wallfahrt auch ausgeführt; als die Frau nun aber auf dem ersten Stufen niederkniete und betete, da gewahrte sie zu ihrem grössten Schrecken an ihrer linken Seite den verschiedenen Herrn, auf der rechten den Teufel in der bekannten Gestalt. Jener bat fortwährend flehendlich: „Marie Ruse (= Maria Rosina), thu's, bete für mich!“ dieser dagegen rief: „Thu's nicht, der ist mein.“

Nun gehen die Berichte gar sehr auseinander, die einen meiner Gewährleute sagen, die Marie Ruse hätte den Toten glücklich erlöst und der Geist, über welchen ich Ihnen im folgenden ein paar Worte vorplaudern werde, sei der von einem Amtsnachfolger gewesen; andere geben dagegen an, die Wirtin hätte „woas versahn“ und der „Pffor“ hätte infolge dessen noch immer keine Ruhe im Grabe. Einige Zeit nach dieser Begebenheit erschien dem Wanderer bei der am Wege zwischen Költchen und Pfaffendorf stehenden Kapelle oder auch bei einigen „Hagebuttensträuchern“ (*Rosa canina* L.) dicht hinter dem erstgenannten Orte eine rote Sau mit mehreren Ferkeln (ihre Zahl wird verschieden angegeben). [conf. hierzu auch Prof. Dr. Weinhold „Schlesien in mythologischer Hinsicht“ in den „Schlesischen Provinzialblättern“, N. F., Band I. (1862) p. 193 ff.] Um sie zu „verbannen“ wurde der Kaplan aus Kaltenbrunn bei Schweidnitz, „der ein Schwarzkünstler war“ und das 6. und 7. Buch Moses vor und rückwärts lesen konnte, gerufen; dieser fing nun die ganze Sippe in einem Wasserglase!²⁾ Und seit der Zeit hatten die Leute Ruhe. (Da Weinhold l. c. sich nicht näher über diesen Punkt ausspricht, sondern bloss sagt: „Mit grosser Unbefangenheit werden bekannte kath. wie evang. Geistliche als Geisterbanner bezeichnet“, muss ich hierbei ausdrücklich bemerken, dass nach der Meinung des Mittelschlesiens ein Pfarrer mit seinem theologischen Wissen allein keine Geister zu bannen vermag.)

¹⁾ Bei den Slaven den Vilen oder Russalken. Anm. der Red.

²⁾ Die Geister muss der „Schwarzkünstler“ immer in einem undurchdringlichen Gefäss oder einem Wachsleinwandsacke einfangen, sonst entweichen sie ihm. (conf. dagegen die Alpsagen II, IV. p. 72 dies. Zeitschr.)

Nicht weit von Költzchen begegnet dem Wanderer auch öfters auf einem „roten“ Schimmel der „Nachtreiter“ (Wodan). Der Himmel bewölkt sich plötzlich. Totale Finsternis umgiebt den fürbass Schreitenden, der Wind beginnt heftig zu wehen, gar oft zucken Blitze auf. Dicht an dem Menschen vorbei kommt ein grosser lagerer Mann ohne Kopf oder, wie andere berichten, mit verkehrt im Nacken sitzenden „Knochenschädel“ auf einem Schimmel geritten, der Atem des Tieres ist feurig und Funken fliegen bei jedem Hufschlag herum. Wessen Geist dieser Reiter ist und wofür er büssen muss, das konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen; einer meiner Bekannten, ein alter Herr, wollte einmal gehört haben, dass es der „Gehenkte Reiter“ sei (eine Koppe des Költzchenberges führt diesen Namen). — Eine mit der eben skizzierten Erscheinung in vielen Punkten übereinstimmende, die ehemals im Schreckendorfer Thale in der Grafschaft Glatz ihr Wesen getrieben haben soll, besingt A. Kypselos (Prof. Kastner) in seinen „Glätzischen Sagen“, Glatz (auch übernommen in J. Kern, „Schlesiens Sagen, Legenden und Geschichten“, Breslau 1867) „Der nächtliche Reiter.“

Schlaupitz.

Karl Knautlie.

Hexenleiter?

Darüber kann ich aus dem Volksglauben der Rutenen in Galizien folgendes mitteilen:

Frühmorgens am Tage des hl. Onufri (24. Juni n. St. = 12. Juni a. St.) gehen die Hexen auf die Weiden und streifen mittels eines Halfters den Thau von den Gräsern ab. Frisst sodann eine Kuh dieses Gras, so verliert sie die Milch.

Mit dem nassen Halfter klettert die Hexe auf ein Kreuz empor, so zwar, dass ihre Füsse nach oben gerichtet sind, und ebenso steigt sie wieder herab. Kommt sie dann nach Hause, so rinnt aus dem Halfter die Milch, welche die Kühe verloren haben.

Will aber jemand diesem Schaden, den seine Kühe nehmen würden, vorbeugen, so muss er der Hexe, wenn sie nach Hause geht, aufauern und zu ihr sagen: „Was du dir wünschst, das geschähe mir; und was du mir wünschst, das geschähe dir.“

Czernowitz.

R. F. Kaindl.

Schimpfwörter.

Schlesisch. Der schlesische Landmann, selbst der kleinere Bauer, pflegt im allgemeinen, wie er selbst sagt, für Beleidigungen „dickhäutig wie a aales Wildschwein“ oder „mit kahlem (kaltem) Wasser abgebrüht zu sein.“ „Hinte mach' ber ins schlecht, dass kee Hund eenen Bissa Brut meh vo ins mag, murne loäd ber ins zum Schweinschlachta ei“ oder „Uf mem Buckel hoat viel Ploätz“ etc.

a) langsame oder schwerfällige Person: Aaler Baar, Dräner, Gamel, Gottlieb, Hans, aale Gratzke, Jürge (auch Hansjürge oder Jürgafriedla am Zobten) Oelgötze, Peuheu (Uhu), Peffin, Strohpöpel, Thraulampe, Tümpelkräte („Dar hoat a Hofe- oder Uchschriet, leeft wie a Druschkapfard, krabst wie de Fliege, ei dar Puttermilch, wie a ausgemergelter Haarich (Hering) im Woasser, wie eene Tümpelkräte, gratscht wie dar Sturch ei dar Sillote (Salat)“);

b) dummer, einfältiger Mensch: Backpizl, Drehnegel, Einfaltspinsel, Gake, Gunke, Gakelille, Gratsch, Johann, Lillepopps, auch Theekessel, Dämlack, Eskimo, Dämelsack („Du bist links oder rechts mit'm Dämelsacke geprügelt“), Duseltier, Kameel, Rutzlöffel, Siede- oder Strohkopf, Trampeltier. (Man sagt: „Wenn es hinte nicht duntert, heese ich Hons“);

c) ungeschickte Person: Gunke, Trampel, Trapsch, Tunte;

d) Grobian: sacksiedegrober Flätz, flätzig grober Mensch, Püffel (Büffel), Büffeluchse („Ihr seid grob wie ungedroschenes Bohnenstroh“);

e) Schmarotzer: falsche, giftige Schlange, Schmarunke, Scharteke;

f) fauler Mensch: verfaulter Hofeuchse, aaler Mistheffa, aales moadiges Tier;

g) Geizhals: Kratze, Patterma, Scharre;

h) schlechter, gemeiner Mensch: rüdiger Hund, giftige Kraete, Lausehund, Lausedarre, Lausigel, Otter, Saudarre, falsche Schlange, Sternaas.

i) öffentliche Dirne: Finke, Fledermaus, Flederwisch, Fleischerluppe, Geschlinke, Hundelärge, Kohlmeise, Nachtviole, Rumwetz, Saumagen, Sauplautze, Schleiereule, Schlinkschlank, rungewischtes Tier, mitunter auch Rumpa und Labander, — obwohl die letzten beiden Schimpfworte eigentlich kräftige, arbeitscheue Leute bezeichnen —; Schlenkerbalg, Schlenkerdarm;

k) Stotternde Person: Zungaschlepper, meckriger Ziegaboock;

Ausserdem: Klugscheisser, aale verdurrt Murchel, aaler Haarichseele, aaler dürer Zaunpfahl (für magere Leute), Biertunne, Bierwoampe (fette Person), pulscher Uchse, Ziganke.

Bei Händeleien werden die einzelnen Körperteile folgendermassen benamt: Kopf = Schardel, Tätz, Haare = Lohda, Wurnstöppl, Augen = Glotzen, Nase = Kilpe, Ohren = Löffel, Mund = Fresse, Muppe, Hals = Gurgel, Gake, Rücken = Buckel, Schlavittel, Bauch = Wampe („Ich war der glei de Wompe tengeln, abräuma“, essen = wompsen), Hände = Totschen, Beine = Knucha („Wenn de ni glei de Muppe hältst, kannst der de Knucha eim' Schnupptüchla hem trohn“), Blut = rute Suppe.

Nicht eigentlich Schimpfwörter sind: Neuschieriges Rutkatla (Rotbrüstchen), gelistige Ziege, genaschige Katze, Leckermaul, Zuckerlecke („Du leckst schon alle Zähne danach“, „die Zunge hängt dir eine halbe Elle lang raus“, „kriepst vor Gelüste“). Putzpuppe, Tocke, Pfofahohn (Pfa) („Da pärscht wie a Pfofahohn, a Finkahahr“).

Schlaupitz.

Karl Knauthe.

Schleswigholsteinisch. Von Tieren hergenommen. Aap, Aap katt, Aas, Aasbêst, Aasknâk, Appeltev (Tev = Hündin) = Obstverkäuferin (Schütze, Holst. Idiotikon I., 45), Bar, Bêst, ol Bêst, Bêst von Kerl (Schütze I., 85), Blaffert = bellender Hund, (blaffen = schimpfen, Schütze I., 109), Blôtsuger = Egel (Wucherer), Bock = Hurer, Bôtel = verschnittener Schafbock, Bullenbieter = Zänker (Schütze I., 180), Büffel (büffeli behandeln = plump behandeln), Ducks = Dogge, albern Ducks (Schütze I., 28), Esel, Farken, Ficker, Foss (Rothhaariger), Frosch, Gifftûts (Tuts = Kröte), Goos, ol Goos, dumme Goos (goosi = albern, Schütze II., 51), Hân, ol Hân, ol gele Hân, Hâk = Hecht, Hâk von Kerl (= dünn), Hund, Hundsfott, Hurbock, Jitt (weibl. Schaf, Ziege), malle Jitt, albern, dumme Jitt (Schütze II., 189), Kanickel (Stadt Schleswig gebräuchlich), Kalf, malle Kalf, Klasklump (Schütze II., 288), Kleikatt (= Kratzkatze), Lusangel, Lusbunk (Schütze I., 186), Mops (mopsi = dickschnautzig?), Mulaap (als Maulaffe vom niederd. Mul und apen in's Hochdeutsche übergegangen), Oss (ossi = plump), Ossenkopp, Petz (Hündin) = liederliches Frauenzimmer, Rhinoceros (Eckernförde gebräuchlich), Sau, ole Sau, Schâp, ol Schâp, Schâpskopp, Schietlund, Slang (falsch), Snufkatt (Schütze II., 235), Stint, Swien, ole Swin, Swien-egel (Igel).

Mecklenburgisch. Habe meine Wohnung von der un-
begebenen S. nach . . . verlegt. Der Verfasser der Anzeige ward
zu 50 Mk. verurteilt, weil mit „unbegebene“ Personen fragwürdigen
Charakters bezeichnet werden. Berliner Abendpost Nr. 104 vom
7. Mai 1891.

H. Volksmann.

Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen.

Gesammelt von J. Sembrzycki, Königsberg in Ostr.

(Schluss der ersten Serie.)

222. Önnë Wöld ope Fönster.

Antwort, wenn Jemand etwas ganz offen Daliegendes sucht und fragt: wo es liege, oder wenn Jemand von einer gestohlenen Sache behauptet, er habe sie gefunden.

223. Wenn schon, denn schon; bis-chen, das lohnt nicht!
cf. Frischbier I., 4024.

224. Oess hîde schlecht Wedder! — I, dat Wedder öss gód;
man de Minsche doge nuscht!

225. Das ist eine Wichse, wenn's man blank wird.

Mittel gleichgiltig, Zweck Hauptsache. — cfr. Frischbier I., 4041.

226. Na wellkâm Tett!

Na, du kommst mir recht, du kommst mir geschlichen! Bei Streitigkeiten.

227. Wêtst ök wat? De Katt schât natt; Hadd' se drêg ge-
schête, Haddst môtgefretë!

228. Wenn ich wüsst', Wo der ist, Der mich hat so oft geküsst!
Sehnsucht eines Mädchen nach dem fernen Geliebten. — cf. Frischbier,
Volksreime Nr. 853.

229. Frisch inne Woll, Haar' sind keine!
Vom Kahlkopf.
230. Wat wöllst: Thee (teh') oder Rom ('rom)?
Scherzfrage zu Kindern. Antwortet das Kind: Thee, so zieht man es an
der Nasenspitze, sagt es: Rum, so dreht man sie herum.
231. De Tit vergeiht, dat Licht verbrennt, — Dē öle Kērl, dē
wöll nich starwe!
cf. Frischbier I., 4160.
232. Bangt di all na de Tett?
Wenn Jemand sich aus lustiger Kneippgesellschaft etwas vorzeitig be-
urlauben will.
233. Wenn de Katt wārd Krömel fröte, wārd de Zigāhn arbēde.
234. He Zochgaffelgesöcht, Hind'rem Äwe tógeröcht!
Von einem sehr langen und schmalen Gesicht. „Zochgaffel“, Theil des Pfluges.

Ostfriesisches Volkstum.

Von H. Sundermann.

Gewiss eine schöne und anmutende Sitte. Man könnte eine mythologische Deutung versuchen, denn diejenige, welche der erste Veröffentlichung des Liedes, Herr Scherz, im „Ostfr. Monatsblatt“ VIII. Band 9. Heft durch Hindeutung auf den Einzug eines neuen Bauern anstrebt, hat auch Gründe gegen sich. Wie im Harlingerlande ein Fliederstrauss, so prangt oben auf dem Borkumer Maibaum eine tote Katze oder ein Hund, was uns sehr wichtig erscheint. — Derjenige, der am Pfingstmorgen zuletzt aufsteht, ist die „Pfings-
blume“ und wird wegen seines langen Schlafens ausgelacht; die Päonie heisst überall die „Pingsblöm“, da sie gewöhnlich am Pfingst-
feste in Blüthe steht. Die Zeit des Pfingstfestes ist überhaupt die schönste und anregendste des ganzen Jahres; in sie hinein fallen die verschiedenen Frühling- oder Chorreigen, die im Freien von der blumengeschmückten Jugend getanz't wurden. Einige Bruchstücke der bei den Tänzen gesungenen Lieder haben sich erhalten:

1) Daar koom ik én old Mientje an Von hoge doge disk, Mit zippel, zappel
zonetje, Mit muster över de fisk.

Wat wull ji én old Mientje dann Van hoge doge disk, Mit zippel zappel
zonetje, Mit muster över de fisk.

In allen folgenden Strophen bleiben die drei Schlussverse immer als Refrain, sodass nur der erste Vers geändert wird.

Ik wull joe dochter G . . . woll hālen usw. Wat wull ji mit unse dochter
denn usw. Ik wull hōr éne frē verschenken usw. Wat för'n frē sull dat denn
wesen usw. Dat sull N. N. wol wesen usw. Dann lat se ök man mit joe gān usw.
und ein zweites Lied:

2. Janmann satt up d' schöstein Un flikt sin siden schō, Do kwamm d'r
én wacker maisje Un de sprök Janmann tō:

Jaumann, wenn du frēen wult, Dann frēe du na mí, Ik hēb d'r én blanken
dalert'je Un de is gōd för di.

Och nehm hōr nich, och nehm hōr nich! Se hēt so'n schefen fōt!
Schmer botter up, schmer botter up, Dann word he wedder gōd.

Un as de brūt na d' kark to gung Der was de weg in d' flücht, Un as se
wēer ut d' karke kwam, Do harr se'n lütjet wicht.

Leve lüde blivet hîr, Hîr is kôst un kindelbêr, [Dübelt up courage.
Môrgen fangt dat schmusen an Un dat pannkôkbakken, Krinten ut de sakken]
O wat is dat heller wêr, Unse klock hêt noch gên vêr.

3. Ein Fragment: Maibôm, Maibôm, hol di faste, Môrgen krig wi fromd'
lie to gaste. Jaumann is sin wif entlôpen, Well sall hum de bonen kôken.

(Schluss folgt)

Hochzeitgebräuche der Weissrussen.

Von Gregor Kupczanko in Wien.

(Schluss.)

Während des Trauungaktes stehen die Hochzeitgäste dicht um das junge Paar herum, damit sich niemand Fremder durchdrängen könne, sonst würde das ganze Leben des Paares unglücklich sein. Auch legt man den Flammen der Kirchenkerzen grosse Bedeutung bei. Brennen sie hell, so werde das Leben der Getrauten ein fröhliches sein; brennen sie schwach, so werde das Leben der Getrauten ein stilles sein; knistern sie aber, so werde es zwischen den Getrauten Streit und Unfrieden geben. Die Braut trachtet, während des Trauungaktes dem Bräutigam auf den Fuss zu treten, um sich die Herrschaft im Hause zu sichern. Während des Herumgehens um den Trauungstisch sucht die Braut den Fusschämel nach vorne zu schieben, um den übrigen Dorfmadchen zur baldigen Verhehlung zu verhelfen usw.

Nach der Trauung kehren die Getrauten zu ihren Eltern zurück, von denen sie bei den Haushofthoren mit den Heiligenbildern in den Armen und in umgewendeten Pelzen empfangen und beglückwünscht werden. Hierbei bewirft man den Bräutigam und die Braut mit Roggenkörnern, traktiert sie mit einem Löffel Honig und beschenkt sie mit allerlei Hochzeitsgaben, welche von deren Eltern, Verwandten, Freunden und Nachbarn dargebracht werden. Für jede Gabe wird der Geschenkgeber von den Brautjungfern mit einem Gläschen Brantwein traktiert. Beim Ueberreichen von lebenden Tieren werden die Laute derselben nachgeahmt. Hierauf findet ein Festmahl statt. Nach demselben fährt der Bräutigam in Begleitung seiner Gäste zu der Braut, um sie abzuholen. Alle Haushofthore der Braut sind aber geschlossen und auf dem Hofe brennen Scheiterhaufen, um welche die Gäste der Braut, welche sich Krieger nennen, herumstehen und deren Hof gegen den Ueberfall der Räuber — so werden die Gäste des Bräutigams genannt — beschützen. Die Führer des Bräutigams klopfen an die Thore und begehren Einlass. Vom Hofe antwortet man ihnen, dass man den Räufern keinen Einlass gewähren werde. Es werden Unterhandlungen angeknüpft, welche damit endigen, dass die Krieger sich bereit erklären, den Räufern gegen — einige Flaschen Brantwein die Thore zu öffnen. Nun fährt oder reitet der Bräutigam der Erste in den Hof und über den Scheiterhaufen hinweg. Kaum sind seine Gäste im Hofe drinnen, als sie daselbst alles, was nicht niet- und nagelfest ist, zerschlagen und demolieren. Dann dringen sie gewaltsam in das Haus der Braut hinein und zerbrechen die Töpfe,

Schüssel, Teller, Spiegel und überhaupt alles Zerbrechliche, was ihnen unter die Hände kommt. Die Scherben werfen sie unter die Füße und stolzieren dann auf den Trümmern der diversen Töpfe und Schüsseln so lange als Sieger herum, bis die Gäste der Braut erscheinen und sie um Frieden bitten. Die Sieger gewähren ihm, setzen sich auf Ersuchen der Eltern der Braut zu den Tischen hin und essen, trinken, singen und tanzen so lange, bis die Hochzeitgeschenke der Braut auf deren Wagen geladen worden sind.

Nun werden dem Bräutigam als „Fürsten“ und der Braut als „Fürstin“ Glückwunschlieder gesungen, worauf der Bräutigam auf die Braut zuschreitet, ihr eigenhändig die Zöpfe auflöst, das schöne rote Bändchen, — die Hauptzierde des weissrussischen Mädchens und das Zeichen der Jungferschaft —, von den Haaren löst und zu Boden schleudert. Dann setzt er seiner bitterlich weinenden Braut seine eigene Mütze auf, wodurch er sie ihres „fürstlichen Ranges“ entkleidet und unter seine Gewalt stellt. Nachdem sich die Braut ausgeweint hat, nimmt sie rührenden Abschied von ihren Eltern, Geschwistern, Verwandten, Freunden und Bekannten und küsst dabei allen älteren Personen, vor denen sie sich bis zur Erde verbeugt, die Hand, und allen jüngeren Personen und selbst kleinen Kindern die Wange.

Während die Braut aus dem elterlichen Hause hinaustritt, bittet sie ihr Glück, mit ihr zusammenzuziehen und sie nie im Leben zu verlassen; dabei wirft sie über ihren Kopf nach rückwärts einen Kuchen in das elterliche Haus hinein. Dann setzt sie sich auf den Wagen des Bräutigams und verteilt an die Dorfkinde allerlei Geschenke eigenen Fabrikats, als: wollene Tücher, Gürtel usw. zur Erinnerung an ihre Hochzeit. Nun fahren die Wagen über die Scheiterhaufen zu den Thoren hinaus. Fährt die Braut an der Flur ihres Mannes vorbei, so wirft sie auf dieselbe einige Roggenkörner, damit der Boden gute Früchte trage.

Vor dem Hause der Schwiegereltern angekommen, wirft die Braut zuallererst einen Kuchen in das Haus hinein. In die brennenden Scheiterhaufen, welche sie auch hier passieren muss, wirft sie Scheidemünzen hinein. Nun kommt der Schwiegervater in einem umgewendeten Pelze, mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe und mit Honig und Branntwein in der Hand, seiner Schwiegertochter, welche unterdessen von ihrem Manne vom Wagen gehoben und vor die Hausthüre geführt wurde, entgegen. Er besieht sie aufmerksam von allen Seiten, indem er sie hin- und herdreht, macht einige Bemerkungen und beugnt dann mit ihr zu ringen, um ihre Kraft zu erproben. Hierauf ergreift er eine Peitsche und einen Gefässdeckel, schlägt mit denselben sanft die Braut und sagt dabei: „Gehorsam sein und keine Klatschereien im Dorfe verbreiten!“

Der Bräutigam stellt sich an die Seite seiner Braut hin und betritt mit ihr, von den Gästen mit Roggenkörnern, Hopfen und dgl. beworfen, das Innere des Hauses. Hier werden die jungen

Leute von den Gästen beglückwünscht und zu den Tischen geführt, worauf tüchtig gegessen, gezecht, gesungen, gespielt und bis in die Nacht hinein getanzt wird. Spät Nachts werden die Getrauten von den Brantjungfern in eine Kammer geführt und in dieselbe gesperrt. Vor der Kammer bleibt ein Brautführer als Wachposten zurück. Derselbe hat die Pflicht, die ganze Zeit hindurch, während das junge Paar in der Kammer verweilt, um diese letztere herumzugehen und von Zeit zu Zeit zum Beweise, dass er, der Wachposten, seinen Dienst thue, an die Wand der Kammer mit einem Stocke zu klopfen.

Am nächsten Morgen beschmieren sich die jungen Gatten ihre Gesichter mit — frischem Mehlbrei, erfassen einander bei den Händen und treten so in das Zimmer zu ihren Gästen hin. Da erheben die Anwesenden beim Anblick der also verunstalteten jungen Leute ein fürchterliches Geschrei, fangen an zu hüpfen und herumzulaufen und zerschlagen schliesslich die Töpfe und dergl., dann singen sie der jungen Gattin und deren Schwiegermutter, falls sie am Leben ist, Loblieder, führen die jungen Leute unter Gesängen zum Brunnen und giessen ebenso dem Bräutigam wie der Braut ganze Kannen voll kalten Brunnenwassers auf die Köpfe. Nachdem die jungen Eheleute sich also gewaschen haben, begiebt sich die junge Frau in das Haus und übernimmt daselbst die Rolle der Hausfrau, indem sie die Gäste bewirtet und unterhält. Dabei wird ununterbrochen gesungen, gespielt und getanzt. So geht es zwei oder drei Tage lang. Dann gehen oder fahren die Hochzeitgäste auseinander, und die Hochzeitfeier ist zu Ende.

Kleine Mitteilungen.

Sprichwörter galizischer Juden.

IV.

55. Besser a alter Topp (Topf), eider (als) a neuer Scharben.
 56. Die beste S'chojre (Waare) auf der Welt, ist msümen (bares) Geld.
 57. Der Seichel (Verstand) kümmt nuch die Juhrin.
 58. Wus der Mensch thüt sich allein, wollten ehm (ihm) zehm Sonim (Feinde) nischt githün.
 59. Leidige (müssige) Häud machen kalje (verderben) die Wänd.
 60. Nuch a Sreife (Brand) werd man rach (reich).
 61. Es ist nischt du kan Mahle (Vorteil) uhn (ohne) a Chsurin (Nachteil).
 62. Ba a Ganeff (Dieb) ist schwer zu ganvenen (stehlen).
 63. Zum Schlimasel (Pech) muss man auch Masel (Glück) hubin.
 64. Vin a Bissel ün a Bissal werd a vülle Schüssel.
 65. Auf Gott tur (darf) man kan Kaschi (Frage) nischt fragen, wal (weil) er sugt: Ass die willst wissen a Teriz (Antwort), kümmt zü mir.
 66. Ass m' könn nischt arüber (hinauf), muss man arünter (hinunter).
 67. Ass a Narischkeit (Dummheit) gerut (gelingt), ist's fort (doch) a Narischkeit.
 68. A Kranken frägt men, a Gisünten (Gesunden) git (giebt) meu.
 69. A Schem - tow (guter Ruf) ist besser, eider (als) a Ewen - tow (Edelstein).
 70. Geld geht (geht) zu Geld.

Druckfehler-Berichtigung. In meinen „Sprichwörtern galizischer Juden“ haben sich nachstehende Druckfehler eingeschlichen: Heft VI. S. 112 Nr. 22 statt ganvit lies ganwet, Nr. 25 statt zu lies zü, S. 113 Nr. 30 statt Maschümed lies M'schümed. Heft VII. S. 131 Nr. 37 ist ²⁾ wegzulassen, Nr. 38 statt ara lies araus³⁾, Nr. 43 statt Masse lies Mahsse.

Lemberg.

A—n L—n.

Zu „Sitte und Brauch“ (pag. 115). Der von H. Frischbier mitgetheilte Brauch bei ostpreussischen Landhochzeiten findet sich im Insterburger Kreise etwas anders. Eine sich dazu erbietende Persönlichkeit aus der Zahl der Hochzeitgäste tritt mit einem weissen „Schlöff“ (grosser hölzerner Aufschöpföffel) in der Hand unter die Gesellschaft mit den Worten „De Käksche hefft söck de Schörz versengt!“ was für die Gäste ein Zeichen ist Geldgaben für die Köchin in den Löffel zu legen sub titulo: zu einer neuen Schürze. Die Redensart: die Köchin habe alles versengt und verbrannt, erscheint nicht so passend, da für solche Nachlässigkeit eher Tadel als Trinkgeld der Köchin gebührte.

Zu „Kinderspiel aus Böhmen“ (pag. 114). Der erste mitgetheilte Reim erinnert an den ostpreussischen (auch in verschiedenen anderen Gegenden Deutschlands so oder ähnlich bekannten) Kindervers:

Meller, Meller, Mahler, Mäkes koste e Däler; Junges koste e Düwedreck, Schmött se mötte Schöffel (Schaufel) weg.

cf. Frischbier, Volksreime und Volksspiele, pag. 33—34.

Seubrzycki, Königsberg i. Ostpr.

Nachruf.

Weiland Professor Dr. Gottfried Heinrich Handelmann, Direktor des Museums Schleswig-Holsteinischer Altertümer, verschied am 26. April in Kiel, 64 Jahre alt. Am 9. Aug. 1827 in Altona geboren, studierte er seit 1847 Geschichte und Philologie, promovierte 1854, nachdem er vorher am Schleswig-Holsteinischen Feldzuge teilgenommen hatte, in Kiel zum Doktor und habilitierte sich im selben Jahre als Privatdocent für Geschichte daselbst. Seit 1861 dem Vorstand des Museums vaterländischer Altertümer angehörend, wurde Handelmann 1866 zum Conservator desselben ernannt, unter Verleihung des Professor-Titels und mit der Verpflichtung, über Schleswig-Holsteinische Geschichte zu lesen. Nach Vereinigung des sogen. Flensburger Museums mit dem Kieler wurde er 1873 Direktor. Seine schriftstellerische Thätigkeit war gross. Er war Herausgeber der Jahrbücher für die Landeskunde Band 1—6 (1858—1863) und der Berichte über das Museum vaterländischer Altertümer 17—39. Von ihm stammt auch eine Geschichte von Schleswig-Holstein für Schule und Haus (1873) und mehrere Studien über Ausgrabungen, Moorleichenfunde usw. Auch arbeitete er für eine lange Reihe historischer, anthropologischer und anderer Zeitschriften. Für den Volkforscher haben ganz besonders seine kleineren Werke: Topographischer Volkhumor (1866); Weihnachten in Schleswig-Holstein (1866) und Volk- und Kinderspiele der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg (1862) wert. Er war der bedeutendste Volkforscher Schleswig-Holsteins.

Handelmann war ein lebenswürdiger und freundlicher Herr. Er stand mit vielen Lehrern Schleswig-Holsteins in regem brieflichen Verkehr; ja einige verehrten ihn förmlich als einen väterlichen Freund. Unseren Urquell förderte er in jeder Hinsicht. Sein Andenken bleibe bei uns in Segen.

Volksmann und Krauss.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII, Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Kommissionverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltan in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volkthum ist der Völker Jungbrunnen.“

X. Hft. II. B.

Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.

1891.

Sündenkauf.

Von Benjamin Wolf Schiffer, Lemberg.

„Ich kaufe bei Dir diese Averah!“ Das kann man nicht selten unter jüdischen Kindern über einen losen Buben sagen hören, wenn der eine Kamerad Gewissenbisse hat, weil er am Samstag aus Versehen ein Stück Papier zerrissen, einen Stock zerbrochen oder eine ähnliche Sünde (Averah) gethan hat. „Was bietest Du mir, dass ich Dir Deine Sünde abkaufe?“ „Einen Apfel, einen glänzenden Knopf“ oder dergl. Man wird handeleinig, und das Gewissen des Kleinen ist beruhigt, aber der Käufer der Verachtung seiner Genossen preisgegeben; wenn unter den Gespielen Zank entsteht, wird man ihm den „Sündenkäufer“ mehr als einmal an den Kopf schleudern.

Auch unter erwachsenen Leuten aus dem Volke finden sich leichtsinnige Gesellen, welche Einem um einige Gulden oder noch billiger die Sünden gerne abkaufen. Solche Fälle habe ich in den grösseren Städten Galiziens öfter zu beobachten Gelegenheit gehabt, wo die Sitten auch im Volke etwas laxer sind, in den Kleinstädten dagegen käme eine solche Aeusserung dem Betreffenden teuer zu stehen; denn ausser dem Verkäufer würden alle Umstehenden es für ihre Pflicht halten, dem Kauflustigen den Handel gehörig einzubläuen. Auch verkaufen Manche in einem Anfall von prahlsüchtiger „Ungläubigkeit“ ihr „Chelek Olam ha-ba“ (Anteil an der künftigen Welt). Mancher bietet dem Verkäufer halb im Ernst, halb im Scherze, eine kleine Summe an, „denn was kann Dein Chelek Olam ha-ba im ganzen wert sein!“ — man handelt und beschliesst den Kauf. Aber häufig überkommt den Verkäufer gleich darauf die Reue über seinen Leichtsinn, er verfolgt den glücklichen Käufer, bietet ihm mehr an, aber es bedarf in der Regel der Intervention Anderer bis einer seine Beute

herausgiebt, und vor 3 Personen seinen „Tkiath Kaph“ (Handschlag) „mochel“ ist (aufhebt).

Ich habe in L. vor einigen Jahren einem förmlichen Strassenauflaufe beigewohnt, welchen ein solcher reumütiger Verkäufer verursacht hatte; und die guten Leute, denen der wirkliche Jammer des um seinen Olam ha-ba Gebrachten zu Herzen ging, bewogen den Käufer durch Zureden, Bitten und auch Püffe, den Kauf rückgängig zu machen, den Preis zurückzunehmen, und den Handschlag aufzuheben.

Es ist nämlich im Volke der Glaube verbreitet, dass ein solcher, hienieden abgeschlossener Handel, auch drüben, in der „zukünftigen Welt“, „Jener Welt“, wie die Juden sagen, seine volle Gültigkeit habe, nicht so sehr wegen der Rechtlichkeit des Käufers des Olam ha-ba oder Verkäufers der Sünden, als vielmehr wegen des Leichtsinns seines Widerparts.

Es ist auch möglich, aber nicht wünschenswert, aus der himmlischen Cassa eine Vorausbezahlung noch im Diesseits zu erhalten, welche aber „oben“ genau verbucht und später in Abzug gebracht wird. Im Thalmud ist ein hübsches Märchen darüber enthalten, welches ich hier mitteilen will: Rabbi Chanina b. Dosa war, obwohl fromm und gelehrt, dennoch sehr arm. Er ertrug jedoch sein Elend ohne Murren, im Bewusstsein, dass es nur eine zeitliche Prüfung sei und dass seiner wohl in der andern Welt grosse Herrlichkeiten harren. Seine Frau aber drang in ihn, dass er doch von Gott, bei dem er so viel gelte, eine Linderung ihres Mangels erflehe. Als der Rabbi den Bitten seiner Frau nachgegeben hatte, empfing sie aus einer Hand, die sich ihr aus der Luft entgegenstreckte, einen mit Brillanten und Edelsteinen besetzten, goldenen Fuss eines Prachtstuhles. Sie bewahrte ihn auf, im Innern berechnend, dass der Erlös wohl für ihr ganzes Leben hinreichen werde. In der darauf folgenden Nacht sah sie aber im Traume, wie die Gerechten im Paradiese alle auf vierfüssigen Prachtstühlen sassen, nur an dem ihres Mannes waren bloss 3 Füsse. Dieser musste darauf „Thfillah“ (Gebet) verrichten und der Schatz verschwand wieder.

(Schluss folgt.)

Rätsel-Geschichten.

Von H. Frischbier.

(Schluss.)

4. Ein Knecht tritt bei einem etwas überspannten Bauern in Dienste. Er erhält die Weisung, die Personen und Gegenstände seiner Umgebung mit besonderen Namen zu benennen, so den Bauern selber grosser Gott, die Frau hölzerne Beilaid', das Bett hölzerner Himmel, die Katze Gira, das Licht Heiland, die Scheune Jakobus, das Wasser Labberjahn etc. — Der Knecht merkt

sich diese Namen gut. An einem Morgen schneidet er, während die andern alle noch schlafen, in der Scheune Häksel. Die Laterne, mit brennendem Lichte, steht neben der Häksellade. Da kommt die Katze, fasst das Licht und läuft damit in das Stroh. Dieses fängt an zu brennen und im Nu steht die Scheune in Flammen. Der Knecht eilt nach dem Wohnhause und weckt den Bauern mit dem Rufe:

Steh' auf, du grosser Gott, Aus deinem hölzernen Himmel, Mit deiner hölzernen Beilad'. Nimm Labberjahn Und geh' Jacobus retten, Denn Gira ist gekommen und hat Jakobus zum Heiland gemacht.

Jeikwethen im Kreise Niederung.

Die N. Pr. Prov.-Bl. X, 293, haben das Rätsel in folgender Fassung:

Steh' auf, du lieber Gott, Aus deinem hölzernen Himmel! Ruft Beilau. Lass rufen Gratias, Lass holen Adrian, Reichhaart hat Heiland genommen, Hat in Jakobi getragen.

Die Frau (Beilau) verlangt, dass ihr Mann (Gottlieb) aufstehe. Gottlieb sagt: Lass die Magd (Gratias) rufen, dass sie Wasser (Adrian) hole. Die Katze (Reichhaart) hat das Licht (Heiland) genommen und in die Scheune (Jakobi) getragen.

5. Es war einmal ein Mann, es war nicht ein Mann und war doch ein Mann. Der Mann ging, er ging nicht und ging doch auf einen Berg, nicht auf einen Berg und doch auf einen Berg. Er hatte eine Flinte, hatte nicht eine Flinte und doch eine Flinte. Er schoss, er schoss nicht und schoss doch einen Vogel, nicht einen Vogel und doch einen Vogel. Der Vogel fiel, er fiel nicht und fiel doch auf die Erde.

Ein Zwerg, der hinkte, bestieg einen Misthaufen. Mit einem Flitschbogen schoss er auf eine Fledermaus, welche purzelte auf einen Backofen.

Die N. Pr. Prov.-Bl., welche dieses Rätsel in Bd. IX, 379, mittheilen, machen zugleich darauf aufmerksam, dass das Original desselben sich im Griechischen findet. Das Griechische lautet nach Anthol. Graec. ed. Jacobs Tom. IV, p. 294:

Αἰνός τις ἔστιν, ὡς ἀνὴρ τε κόου ἀνὴρ
Ὅρνιθι κόου ὄρνιθ' ἰδὼν τε κόου ἰδὼν.
Ἐπὶ ζύλον τε κόου ζύλον καθημένην
Λίθῳ τε κόου λίθῳ βάλεν τε κόου βάλεν.¹⁾

6. Es fährt auf dem Wagen und doch nicht auf dem Wagen, isst Fleisch und doch nicht Fleisch, wirft Knochen und doch nicht Knochen.

¹⁾ Ein ziemlich altes Rätsel, das schon Plato kannte, ist das des Panarkes: „Es warf Einer und warf nicht, mit einem Holz und keinem Holz, nach einem Vogel und keinem Vogel; es war ein Mann und doch kein Mann, mit einem Stein und keinem Stein.“ Es war nämlich ein Narthexstengel, mit welchem der Mann nach dem Vogel warf, ein Pflanzenschaft; der bedrohte Vogel war eine Fledermaus, der hinterlistige Feind war ein Eunuch; die weitere Angriffswaffe, die er brauchte, war ein Bimsstein und schliesslich warf er zwar und traf nicht. Das in Rede stehende Wort ballein heisst nämlich werfen und treffen zugleich. (Hagen, Antike und mittelalterliche Rätseloesie. Biel 1869. S. 17.)

Ein Mann, der im Kahne fährt, Fische isst, und die Gräten ins Wasser wirft.

7. Öck satt un att, Ver (von) mi att, Aewer mi att, Under mi att — Wat ös dat?

Eine säugende Frau sitzt auf (unter) einem Baume und isst von der Frucht desselben, über ihr frisst ein Vogel, unter ihr ein Schwein, (eine Maus). — Schleicher 199, hat für Littauen dasselbe Rätsel, nur heisst der zweite Satz: „mich selbst isst man.“ Die Lösung weicht jedoch wesentlich ab: Die Frau sitzt auf dem Baume, unter ihr frisst ein Wolf, über ihr eine Krähe Aas.

8. Als ich nichts hatte und du nichts hattest, da fordertest du nicht von mir, da hätte ich dir geben können. Als ich jetzt habe und du nichts hast, jetzt forderst du von mir, jetzt kann ich dir nicht geben. Warte so lange, bis ich nichts habe und du nichts hast, dann fordere von mir, dann will ich dir geben.

Die verheiratete Frau spricht zu einem Junggesellen: — sie meint ihren Mann und ihre Hand.

9. Zwei Kinder ohne Mutter, Veer Peerd ohne Futter, Twei Broeder ohne Leew', Twei Städ' ohne Deew'.

Adam und Eva. — Elias feurige Rosse. — Kain und Abel. — Sodom und Gomorha.

N. Pr. Prov.-Bl. VIII, 377.

10. Ön de Welt was et nich, Keen Mönsh hadd et nich, De Knecht gaff et sinem Herre Un hadd et sölver nich. (Pommerellen.)

Die Taufe, die Johannes Christo gab.

Vgl. Simrock II, 76.

11. Drei Juden gingen, Drei Kirschen hingen, Jeder nahm eine, Und es blieben doch noch zwei.

Der Jude, welcher die Kirsche nahm, hiess Jeder. Var.: Es kamen drei Herren, Und hingen drei Beeren etc. — In der Mark: Drei Bären und drei Studenten. — In den N. Pr. Prov.-Bl. VIII, 377, heisst die 4. Zeile: Wie viel blieben?

Vgl. Z. f. d. M. u. S. III, 192. Simrock I, 457; II, 52.

12. Ein gefangener Wolf bat den Jäger um sein Leben und wollte sich durch ein Rätsel dankbar beweisen: Er sprach:

Als ich auf grüner Wiese sass, Ohugebornes Fleischchen ass, Ohugebornes Weinchen trank, Ward mir das Herz im Leibe krank.

Er hatte eine trüchtige Sau gefressen. (Pommerellen.)

13. Eine Biene war auf Reisen gewesen. Als sie nun heimkehrte, hatte sie viel zu erzählen und sagte unter anderm auch:

Ich sah unsern sauern Schweiss in Feuer und Flammen brennen.

Die Biene war auch in einer Kirche gewesen und hatte die brennenden Wachslichte auf dem Altare gesehen. (Pommerellen.)

Das Alpdrücken.

Am 3. Juli d. J. brachten die Wiener Blätter nachstehenden Bericht:

„In Wien. Eine Ehrenbeleidigung-Verhandlung, welche in bezug auf die Verantwortung der Angeklagten an die Hexenprozesse des Mittelalters erinnerte, spielte sich gestern vor dem Strafrichter des Bezirksgerichtes Wieden ab.

Eine Frau Fanny Strobl, Bedienerin, klagte das Dienstmädchen Marie Wirzar, weil ihr dieselbe fortwährend offene Korrespondenzkarten mit den Titulaturen: Menschenfresserin, Trud, Hexe geschickt habe. Eine derartige Karte lautete wörtlich:

„Du Blutsaugerin, Du hast mir schon die ganze Brust ausgesogen, ich habe nichts mehr als die Haut, jede Nacht fährst Du durch den Rauchfang!“

Die Schreiberin dieser Karten erzählte gestern dem Richter Dr. Gottfried, dass ihr die Privatklägerin, seit sie (die Angeklagte) von ihr weggezogen sei, keine Ruhe lasse, sie von jedem Dienstplatze wegbringe und sie selbst während der Nacht besuche.

Richter: Während der Nacht? Erklären Sie sich doch deutlicher. — Angekl.: So eine Trud kommt wie ein Wind über die Menschen und betäubt sie. Wenn der Mensch zu sich kommen und ausrufen kann: „Jesus, Maria und Josef!“ dann lässt sie nach. Die Frau (mit dem Finger auf die Privatklägerinweisend) ist eine solche Trud. Sie vertreibt mich aus jedem Posten, so dass ich nirgend länger als drei Wochen bleiben kann. Gegen 12 Uhr, wenn ich im Bette liege, kommt sie unter dem Bette hervor, setzt sich auf mich und saugt mir das Blut aus der Brust. Ich bin schon so matt, dass ich gar nicht mehr arbeiten kann. Früher war ich stark und gesund, jetzt bin ich ganz mager, weil sie mir schon alles Blut ausgesogen hat!

Jetzt schrie eine Frau aus dem Zuschauerraum: „Dös is auch wahr! Sie soll ihr a Ruh lassen. I hab' selber g'sehen, dass s' auf der Brust an ganz roten Fleck g'habt hat und am Arm is sie so zerbissen, dass man urndtlich die Zäh'n siecht!“

Der Richter wies diese Frau mit strengen Worten zur Ruhe und vertagte die Verhandlung behufs Zuziehung des Gerichtspsychiaters Dr. Hinterstoisser.“

In der Bukowina. Bei den Rutenen in der Bukowina ist der Glaube verbreitet, dass das Alpdrücken durch den Teufel hervorgerufen werde. Er setze sich nämlich den Menschen auf die Brust und benehme ihm so den Atem. Vergl. Kaindl und Manastyrski, Die Rutenen in der Bukowina II, 25.

Czernowitz.

R. F. Kaindl.

Abderiten von heute.

In Fockbeck bei Rendsburg hat man einst einen Aal „versoffen“ (versäpen). Das ging nämlich so zu: Als das Pökeln der Häringe aufkam, liessen auch die Fockbecker eine Tonne gesalzener Häringe kommen und setzten sie in den Fockbecker See aus, wo sie sich vermehren sollten. Als man aber die Häringe wieder herausfischen wollte, fing man keinen einzigen, als schliesslich und zuletzt einen mächtig grossen Aal. „Der hat uns die Häringe aufgefressen!“ riefen die Fockbecker ganz entrüstet aus, „dafür muss er sterben!“ Waghals machte nun den Vorschlag, den Aal in dem See zu ertränken. Alle stimmten dem zu und der Aal ward in den See geworfen. Als

der Eisch nun munter von dannen schwamm, riefen die Fockbecker vernügt: „Seht, seht! wie er sich quält!“ Seit der Zeit heissen sie Fockbecker Aalversüpers. (Vgl. auch Müllenhoff, S. 96 u. f.) Doch hat schon mancher sich für diese Schimpferei eine tüchtige Tracht Prügel geholt. — Eine andere Fassung der Schmake, die auch vor längerer Zeit Herr Treichel uns mittheilte, lautet: Am Fockbecker See lag die heilige Wiese. Da nun Aale gern nachts aufs Land zu gehen pflegen, so fand man auch hier eines Morgens auf der heiligen Wiese einen riesigen Aal. Natürlich musste der für den Frevel gestraft werden und ward in dem See ertränkt. (Vergl. auch Frahm, norddeutsche Sagen, S. 134 ff.) Erzählt man übrigens auch von den Büsumern in Dithmarschen und von den Bewohnern der Halbinsel Mols in Jütland. — Fuhr einst ein Mann bei Fockbeck an einem Roggenfeld vorbei, das noch keine Halme trug. Schnell schnitt er sich mit seiner Sichel dicht bei dem Thor etwas Roggen für seine Pferde. Da hört er einen Wagen kommen, wirft schnell den abgeschnittenen Roggen auf seinen Wagen und fährt eilend davon. Die Sichel aber vergisst er. Wie nun der Eigentümer des Feldes die kahle Stelle und die Sichel dabei liegen sieht, hat er nichts eiligeres zu thun, als ins Dorf zu laufen und alle Leute zusammen zu trommeln. Lange raten die Fockbecker nun hin und her, was das doch wohl für ein Tier sei, das den Roggen gefressen. Endlich meinen sie, das müsse der Grasfresser sein. Aber wie nun dem gefährlichen Tier beikommen? Dicht heran darf keiner. Endlich wagt es einer und berührt das Ungeheuer mit einem Stock, und — o weh! — es springt einem der Fockbecker, der sich wohl gerade etwas bückt, um den Hals. Rasch will nun ein anderer das Untier wegweisen, und der Grasfresser beisst ihm den Kopf ab. Ob nun alle davon laufen, oder ob sie den Grasfresser doch noch loswerden, weiss ich nicht. Die Büsumer, von denen man dieselbe Geschichte erzählt, binden ihm mittels eines Hinterreeps (Achterreep) an einen Wagen und lassen ihn hinwegfahren. Erzählt man auch von den Kisdorfern b. Bramstedt, s. Müllenhoff, S. 96. — Ein andermal finden die Fockbecker einen grossen Käse, den ein Käsefuhrmann verloren. Lange raten sie hin und her, was das wohl für ein Ding sei, bis endlich einer meint, da es im Weg dicht an der Wagenspur gelegen, müsse es ein Pferdeei (Pärei) sein. Eine alte Frau muss nun darauf sitzen, um es auszubrüten. — Von den Fockbeckern erzählt man noch viele Schnurren. Bald muss Waghals einen verschimmelten Buchweizen-Kloss (bei den Büsumern ist es ein Mehlbeutel), der hinter einem Koffer oder im Keller liegt, und den man für ein Ungeheuer hält, totschiessen. Bald versenken sie eine hölzerne Wanduhr in den See, um sie vor dem Feinde zu verbergen, und schneiden eine Kerbe in das Boot, um sie desto leichter wiederfinden zu können. (Frahm, norddeutsche Sagen, S. 135.) Bald haben sie einen Mann auf einer Bahre und lassen den von zweien in ein Flachsfield hineintragen, um den Storch hinaus zu jagen.

H. V o l k s m a n n.

Ostpreussische Sprichwörter, Volkreime und Provinzialismen.

Gesammelt von J. Sembrzycki, Königsberg in Ostpr.

Zweite Folge.

235. Aber! Aber!

Missbilligend, tadelnd.

236. Dat öss e Aderke vom Vaterke!

Von einem Kinde männlichen Geschlechts, besonders vom Erstgeborenen.

237. Atjeh, Fido!

Weg war er, „und Ross und Reiter sah man niemals wieder.“

238. Kannst mi öm Aermel schite, dat hët, wenn wöllst.

Leck mich im A.

239. Die zieh'n sich alle da Rücke an!

So viel als: Aemtchen giebt Käppchen; von Stellungen, bei denen es manche, zuweilen unrechtmässige, Nebeneinkünfte giebt, so dass die Inhaber, beim Antritte nicht einmal im Besitze guter Kleidung, sich bald bereichern.

240. Ich hab' Angst!

Zeigt an, dass der Sprecher gerade im Gegentheil sich nicht fürchtet.

241. Der hat bestellte Arbeit.

Wenn ein junger Mann sehr früh die Kneipe verlässt, wird mit diesen Worten die Vermuthung ausgesprochen, er habe mit einem Mädchen ein Stelldichein verabredet.

242. Der arbeit't nicht vor uns'rer Thür.

Sagt man, wenn man es für überflüssig hält, dem draussen spielenden Leiermann etwas zu reichen.

243. Arbeit'st auf Accord?

Wenn jemand ungewöhnlich emsig bei der Arbeit ist und alles andere darüber vergisst.

244. Lät dem Arsch nich stahne! oder: Vergöt' nich, dem A. wegtodrage!

Wenn jemand von Tische aufsteht und seinen Stuhl nicht bei Seite stellt.

245. Fer dat stah öck nich mal op, wenn öck göd huck'.

So wenig Werth lege ich darauf.

246. He steiht om säwe op, ob Dag oder Nacht!

Von einem Langschläfer.

247. Mott optêne, ward dier (theuer) wäre.

Wenn jemand „die Schnoddern aufsnorchelt,“ anstatt sich die Nase zu schneuzen.

248. Öge wie e paar Soppschättels!

Von grossen, glänzenden Augen.

249. Er macht Augen wie ein abgestoch'nes Kalb.

Hat Glotzaugen.

250. Er vögelt mit den Augen.

Wirft verliebte Blicke.

251. Er sieht aus, wie's böse Gewissen.

252. He sitt üt, wie e vollgeschëtene Strohhot.

cf. Frischb. II, 226.

253. He sitt üt, wie e geschwoll'ne Pracher.

Hat sich dick und unförmlich angezogen, so dass Kleidungtheile vom Körper abstehen, wie bei einem Bettler, der alle Taschen voll erbettelter Sachen gepropft hat.

254. De sitt út wie e Lichepautsack.

Furchtbar elend und herabgekommen. „Lichepautsack“: das scrotum einer Leiche. — „pautsack“ ist zusammengesetzt aus dem litauischen pautas (Hode) und Sack.

265. De sitt út, wie de Katt ondre Bük!

Hat ein nichtssagendes Aeussere.

Volklied aus Schleswig-Holstein.

Einsam am Uferstrand
Sass ein Mädchen, so reizend und schön,
Blumen, ja Blumen die pflückte sie ab,
Thränen, ja Thränen die flossen hinab,
Und da hörte sie von ferne ein Geräusch.

Es kam ein Jüngling wohl auf sie zu,
Der fand sie so reizend, so schön;
„Liebe, ja Liebe,“ so sprach er zu ihr,
„Ewige Treue die schwöre ich dir!“
Und da gab sie sich dem Treulosen hin.

Und als ein Jahr vergangen war,
Ging das einsame Mädchen am Bach,
Fröschlein die sprangen so heiter, so froh,
Vöglein die sangen ihr Lied dazu,
Und sie stürzte sich verzweifelt in die Flut.

Vor Jahren sah man ein Häuschen dort
stehn,
Wo Liebe und Treue drinn' wohnt';
Liebe, ja Liebe ist irdische Freud,
Sehnsuchtvolle Triebe ist himmlische
Freud,
Nur die Liebe beglückte sie allein.

H. Theen, Söby.

Schimpfwörter.

(Fortsetzung.)

A. Mittelschlesien. a) gebrechliche oder schwächliche Person: Buckeltier, pimpliges, plieneegiges Gestecke, klapperdürre Gratzke, Hatsche, hatschige Darre, Kriewatsch, krüpplige Darre (Hatsc), Latsch, Spindel (Redenart: Dar hodt a Hinderplinz, ist a reener Laternapfoahl);

b) grosser, starker, aber unbeholfener Mensch: Hackeklotz, aales Lüu, Laake, Plachander, Tanzbär, Trampterlamp;

c) dummer Kerl: Einfaltspinsel, Eskimo, Fatzky oder Fatzke Domingo, Grillagratsch, aales Ilster, Löffeljürge, dummer Pauer, Pavian, Pavianoculus, Schneesieber, Spallanatz, Töpfer, Tudtaköppla, (Redensarten: Daar Karle weess sich oam Oarsche keen Roat, doas sein der wuld biemsche Barge, dar tümmste Pauer hoat de griessta Kartuffaln, du bist kreuzeselstumm, tümmmer wie tumm, mit dem Schardel konnst de de Mauer eireнна, du konnst zum Schobergrunder Groof fer Hundejunge ziehn, doas kimmt der wuld spanisch viehr, do stieht dar Uchse vur'm Barge oder Scheunthore);

d) renitentes oder händelsüchtiges Individuum: Borste, a bieses oder doas rechte Früchtla, Itsch, a hahnkrätscher Patron, ruppige Puppe, a stoobiger Bruder, (Dar hoats hoockerdicke hinger a Löffeln sitza);

e) Alp, Imgiehla, Wechselbalg, Quälteifel, Landplaaige;

f) Lausehund, Lumparius, Lumpacius, Wetzabär, (Du bist schlechter wie dar Stroasadreck, on Dir is kee gesunder Fetza meh, flennst groade wie enne aale Hellerhure);

g) kleine Person: Pfeffermann, Quarg, Quärgla, (Dar Karle is drei Quäрге huch), Zappelmoann, (Du hust wulld Quecksilber eim Oarsche?);

h) fette Person: Speckschwein, aale Sau, Spanferkel.

Unser Ordinarius in Sexta hatte folgende Titulaturen für jeden, der ihn ärgerte: „Bube, Flegel, Fetzen, elender Gassenjunge, Lümmel, eckliger Lappen, Klipper, Buschklepper, Botokude, Kriewatsch, Kanickeldrehner, Trauerhuhn, Sumpfhuhn, Trauerfalter, Thran-lampe, schwimmer, Eskimo, Zulukaffer, lederner Gesell, Schauerclown, läppischer Patron, neapolitanischer Dudelsackpfeifergeselle, „Affe, Esel, Rindvieh, Schwein, „Kannst du nicht vernünftig sein?“

B. Am Bord der Hamburger Bark „Hannover“, (auf ihr segelte ich von Sydney (Australien) via San Diego (Californien) nach Corinto (Nicaragua) und von dort rund Cap Horn nach Bremerhafen) hörte ich folgende Schimpfwörter: ooles Wieb, Schachschnieder, eenen oolen Schachschnieder siehn Söhn, Döskopp, eenen oolen Döskopp siehn Söhn, Kusselmussel, Blechpagüz, ooles schüttiges Schwien, ooler Schwienshock, ooles verrottetes Schütthus, dielm Mutter, die oole verrottete Hure, Hurenrunner, Hurenboos, Sodomiter (holländisch), cawboys (yankee), you raneway sailor, you yankee sailor, you dirty clown, Speckschnieder (2. Steuermann), Bütelnaiher (Segelmacher), Kassub (Preusse), Bickbeerschweiz (Süddeutschland, Österreich, Schweiz).

K n a u t h e, Schlaupitz.

Ostfriesisches Volkstum.

Von H. Sundermann.

(Schluss.)

4. Anna Susanna, Sta up un böt 't fflr au. Och né m'n leev' móder, De törf is to dár! Schür mi de ketel, un schrubb' mi dat hús! Van avend kummt Anna Susanna Hór brúdgam na hús. Wenn se nich danzen kann Willk 't hór lèren. Ik will hór de fótjes Mit botter beschmèren.

5. Suseanne pope Uns kindje liggt in de grópe!

6. Suseanne krullerwagen, Well will mit na 't Stadt to jagen, Halen uns kindje nêe schó, Nêe schó mit knópen, Dar kan 't kindje op lópen. Nêe schó mit 'n ledderband, Denn spring 't kindje dór 't ganze land.

7. Janmann, spann an, Dré katten fflran, Dré hunde fflrup Dar geit Jann boven up.

8. Keier riege stráte, Wár söl wi de kinderkes låten, Wol in de blaue hóge tóren, Wat hêb wi dar verlóren, Een blaue siden schótteldók Kón wi de woll wérkriegen, Ne, ne, ja, ja, Um 'n appel, of um 'u per, Mórgen is dat moje wér, Moje wér up stratje, Wár salf uns kindje låten.

(Die meisten dieser Lieder in ähnlichem Texte auch in Meyers „Ostfriesland“, ohne Erkl. veröffentlicht.)

Die Maifeste feierten die Wiedererstehung des Frühlings; wie natürlich, wurden sie ausserhalb des Hauses in der freien Natur ge-

feiert. Der Grundzug in allen diesen Chorreigen ist daher unbefangene Naturfreude über den Sieg des Lichts über die Finsternis. In allen Chorreigen sucht der Bräutigam nach seiner Braut oder umgekehrt. Der Maikönig erwählt sich eine Maikönigin oder Maibraut. Die Eintönigkeit, mit der alle diese Reime beim Spiele gesungen werden, weist auf den alten Charakter hin, auf ein konsequentes Ueberkommen von der einen Generation auf die andere.

Dies nun waren Sitten und Gebräuche in der schönen Frühlingzeit; noch eine derselben, besonders anmuthig und verbreitet, mag hier Platz finden. Dies ist der Brautpfad, „brüdpfad“ am Himmelfahrtstage. An diesem Tage werden rings auf dem Lande vor allen Thüren von Moos und Frühlingblumen Pfade und Bilder gelegt, welche jetzt häufig die Form von Kreuz, Anker und Herz annehmen. die Ränder werden dicht mit Moos ausgelegt und das Innere mit Blumen auf weissem Sande bestreut; überall, wo man am Himmelfahrtmorgen hinschaut, sieht man diese Blumenpfade vor den Häusern liegen, auch eine Erinnerung an das Einholen der Maibraut, — ein heidnischer Advent.

Der Eid im Volkleben.

Die gewöhnlichste Beteuerungformel bei den Rutenen in der Bukowina lautet: „Bihme“ (Gott ist mein Zeuge). Oder: „ich kann aufs heilige Kreuz schwören, dass ich die Wahrheit sage“, wobei die Zeigefinger beider Finger übers Kreuz gelegt und geküsst werden. — „Mögen mir die Augen herausrinnen, wenn ich gesehen habe.“ — „Mögen mir die Füße verdorren, wenn ich gegangen bin.“ — „Ich soll taub werden, wenn ich gehört habe“ und dergl.

Die Seele des Meineidigen verfällt dem Teufel. Wer aber, wenn er einen Meineid schwört, einen Stein unter dem Arm versteckt hält, dem schadet der falsche Schwur nichts, denn die Strafe für die Sünde trifft nicht ihn, sondern den Stein. Daran glauben die Rutenen ebenso wie die Huzulen.

Czernowitz.

R. F. Kaindl.

Tierfabeln aus Schleswig-Holstein.

1. Foss un Hahn. En Foss harr sick en Hahn fung' un wull em jüs oprät'n. Segg de Hahn: „Du muss ers bäd'n, ehr' du its; so hört sick dat.“ Do wull de Foss sien Pot'n fol'n und bäd'n;

Fuchs und Hahn. Ein Fuchs hatte sich einen Hahn gefangen und wollte ihn gerade auffressen. Sprach der Hahn: „Du musst erst beten, ehe du issest, so gehört sich das. Der Fuchs wollte seine

de Hahn flog op'n Boum un krai. Segg de Foss: „Töf! en ann'r mal will ick doch'n ers bäd'n na de Mahltied. Drage in Stapelholm.

2. Schâp un Foss. En Schâp stund'n vâ en Wât'r un wull drink'n. Dou seig et sien Bild in't Wât'r un sä: „Ick bin doch'n en smuck Tier un much mi wull mâl mit'n Foss biet'n.“ As et nu drunk'n harr un sick tom Gâhn umkehr, dou stund'n de Foss acht'r em. Sä dat Schâp: „Bie'n Drunk seggt man wull mâl en Wort!“ Ketelsbüttel b. Meldorf.

3. Hottbâr un Pock. En Hottbâr fund'n en grot'n Pock un wull em jüs opfrät'n, dou kroup hei in en Lock rinn'r. „Kumm man rut!“ sä dei Hottbâr. „Nä,“ sä dei Pock, „du frits mi op.“ „Mien'r Seil ni,“ sä de Hottbâr. As dei Pock nu âwers rutkeim, freit dei Hottbâr em doch'n op un sä: „Mien Seil sitt in'n Mârs.“ Heide.

Pfoten falten und beten; der Hahn flog auf einen Baum und krächte. Sagte der Fuchs: „Warte! ein anderes mal will ich doch erst beten nach der Mahlzeit.“

Schaf und Fuchs. Ein Schaf stand vor einem Wasser und wollte trinken. Da sah es sein Bild im Wasser und sprach: „Ich bin doch ein hübsches Tier und möchte mich wohl einmal mit einem Fuchs beissen.“ Als es nun getrunken hatte und sich zum Gehen umkehrte, da stand der Fuchs hinter ihm. Sprach das Schaf: „Beim Trunke sagt man wohl einmal ein Wort!“

Storch und Frosch. Ein Storch fand einen grossen Frosch und wollte ihn gerade auffressen, da kroch er in ein Loch hinein. „Komm heraus!“ sagte der Storch. „Nein,“ sagte der Frosch, „du frisst mich auf.“ „(Bei) meiner Seele nicht,“ sagte der Storch. Als der Frosch nun aber herauskam, frass der Storch ihn doch auf und sagte: „Meine Seele sitzt im Arsch.“

H. Volksmann.

Sagen und Erzählungen aus der Grafschaft Ruppın und Umgegend.

Von K. Ed. Haase.

1. Die Unnererdschen in den Rehbergen. In den Rehbergen, einem sonnigen, freien und hügeligen Waldplatze bei Gross-Woltersdorf sollen die Zwerge oder Unnererdschen ihr Wesen treiben. Früher wurde den Hütejungen, welche ihre Tâbeln dort auf den Hügel niederlegten, regelmässig ihr Frühstück von unbekannter Hand entwendet, bis endlich einmal ein Junge einige kleine graue Leute beim Plündern der Körbe antraf und verscheuchte. Seit jener Zeit lassen die Unnererdschen das Frühstück der Jungen ungeschoren, necken aber bisweilen noch heute die Hüter und das Vieh.

(Aus Gross-Woltersdorf mitgeteilt durch Herrn V. Sneathlage zu Kraatz.)

2. Die Unnererdschen auf dem Grüneberger Felde. Auf dem Grüneberger Felde zwischen Grüneberg und Liebenberg pflügten einst zwei Knechte. Als sie auf einem Steine sassen und frühstückten,



hörten sie eine Stimme sagen: „Schützel to! Schützel ordentlich!“ Da rief der eine Knecht: „Backt mir auch einen Kuchen mit!“ Nach dem Frühstück pflügten sie weiter, und als sie dabei wieder an den Stein kamen, stand dort wirklich ein kleiner Kuchen und ein Napf mit Butter. Letzteren beschmutzte der eine Knecht und trieb Unfug damit. Doch von nun an liessen ihm die Unnererdschen keine Ruhe mehr und erschreckten ihn oft so, dass er sein Benehmen tief bereute.

(Aus Grüneberg mitgeteilt durch Herrn Barbier Rohtermundt zu Falkenthal.)

3. Die göden Kinner. Der Glaube an „die göden Kinner“ ist noch heute weit verbreitet. Sie hausten im Backofenberge, dem letzten der sogenannten Kellerberge, und in dem „dünnen Holz“, bruchigem Elsengebüsch zu beiden Seiten des Weges zwischen Falkenthal und Neuholland, von dem jetzt nur noch geringe Ueberreste vorhanden sind. An seiner Stelle liegen jetzt die friedlich eingezäunten Weiden der Bauern. — Gar oft hat man in dem dünnen Holze mittags zwischen 12 und 1 Uhr die Musik und das lustige Treiben „der göden Kinner“ vernommen; zu sehen freilich waren sie nicht. Von hier aus kamen sie häufig ins Dorf. So z. B. tanzten sie beim Gastwirt auf der Tenne und zechten in seinem Keller. Das Geld fand der Wirt am andern Morgen auf der Tonne. Eines Nachts beobachtete der Knecht des Gastwirthes von der Schlet (dem oberen Scheunenraume) aus, wie sie tanzten. Dabei sangen sie immer: „Der Pipernick, der Päperneck. Kurz vor eins rief der Knecht: „Der Schiternick, der Schäternack!“ — Sofort kletterten „die göten Kinner“ zu ihm in die Höhe; doch ehe sie ihn erreichten, schlug es eins; sonst wäre es dem Knechte übel ergangen. — Auch auf dem Gehöft des Kossäten E. erschienen sie sehr oft und tanzten im Kuhstalle auf einem freien Raume neben den Kühen. Dieser Platz war des Morgens immer rein, selbst wenn man des Abends Dung darauf geworfen hatte. Auf einem Bauernhofe neben dem Pfarrer haben sie häufig gebacken und auf dem Backofenberg stellten sie häufig das Mittagbrot für die dort arbeitenden Leute hin.

(Aus Falkenthal mitgeteilt durch Herrn cand. theol. Spendelin daselbst.)

Volkmedizin.

Mittel gegen Warzen. Wenn die Totenglocken erschallen, tritt man an ein fließendes Gewässer, schöpft aus demselben stromaufwärts mit der Hand Wasser und reibt damit über die Warzen, wobei man spricht:

Si lüdden en Duaden en dat Graf;
Hi wäsch eck all meine Watten af.

Man nimmt ein Stück Speckschwarte, reibt damit über die Warzen und legt sie dann unter einen Stein. So wie nun die Schwarte verfault, verschwinden auch die Warzen. „Aber man muss daran glauben“, pflegen die Leute heutzutage hinzuzusetzen.

Man nimmt die Schalen von der Saubohne (*Vicia faba*) und verfährt damit wie unter Nr. 2. Jetzt verschwinden die Warzen noch schneller, weil die Schalen schneller faulen.

Man streicht die Warzen über einen Toten. Wie dieser nun verwest, verschwinden auch die Warzen.

NB. Nach anderer Ansicht müssen die betreffenden Gegenstände (Nr. 2, 3) unter die Dachtraufe gelegt werden.

Aus dem Bergischen.

Scheil.

Wenn jemand eine Warze hat, so nimmt man einen Strohalm und geht bei abnehmendem Mond vor die Thüre, macht drei Kreuze mit dem Halm über die Warze und vergräbt's unter der Dachtraufe. So wie der Halm verfault, so fällt die Warze ab.

Manche suchen bei einem Begräbnisse eines der ausgegrabenen Beinchen zu erlangen, bestreichen die Warze damit, und werfens sodann ins Grab. Auch hier soll die Warze verschwinden.

Gegen Sommersprossen. Wasser am Gründonnerstage vor Sonnenaufgang geholt (man darf dabei nicht reden) hilft für Sommersprossen. Mehr noch soll es helfen, wenn man in die Kirche geht, und sich mit Weihwasser das Gesicht anfeuchtet.

Isergebirge in Böhmen.

M. Rösler, Wien.

Gegen Drüsen. Stieh dir ein Stückchen Speck oder Fleisch, überstreiche damit dreimal die Drüsen, vergrabe es so, dass weder Katze noch Hund es findet, und so wie das dann in der Erde verweset, so werden auch die Drüsen verschwinden.

(Mitgeteilt von J. Martens, Lunden.)

Gegen Nasenbluten. Man nehme einen hohlen Grashalm, lasse einen Bluttröpfen da hineinlaufen und schreibe die Buchstaben
u P u L u
vor den Kopf.

(Mitgeteilt von Fr. Ch. Kählert, Schwienhusen.)

Man klebe ein Stück Tabakpapier über die Nase oder binde ein leinenes Band um den Arm.

(Mitgeteilt von J. Coltzau, Delve.)

Kommt das Blut nur aus dem rechten Nasenloch, so binde man um den kleinen Finger der rechten Hand einen wollenen Faden; kommt das Blut aus dem linken Nasenloch, so um den kleinen Finger der linken Hand. (Im Dänischen Wohld umgekehrt.)

Mitgeteilt durch Fr. Ch. Kählert-Schwienhusen.

Gegen Nasenbluten nehme man nur einen Himmelbrief in die Hand, so steht das Blut still.

Gegen Zahnschmerzen. Ich grüsse dich Mond mit zwei Spitzen: gieb mir Mond, dass meine Zähne weder schweren (schwellen?) noch sitzen. Im Namen † † †. Dies muss man sagen zum Mond, wenn er das erste Viertel hat.

Aus dem Kirchspiel Delve.

Gegen das sogenannte Anwachsen. Man hauche auf die schmerzende Stellen, überspanne sie dann mit der Hand und spreche: Im Namen † † †.

Delve.

H. Volksmann.

Kleine Mitteilungen.

Sprichwörter galizischer Juden.

V.

71. Der Malech-hamuwes (Todesengel) frägt nisch, zü (ob) der Tojter (Todte) hot Tachrichim (Totdenkleider).
72. Weinen ün lachen ist ba Waber (Frauen) lachte (leichte) Sachen.
73. Ass Gott nemmt zü dns Geld, nemmt er den Seichel (Vorstand) auch zü.
74. Yün a Chaser's (Schweines) Schwanz, könn men kan Stramel (Sabbathmütze) nisch machen.
75. A Fehler aussetzen, könn jeder, ober varbessern seier (sehr) weinig.
76. A Eisel (Esel) erkennt man auch (an) die lange Ojrin (Ohren), a Narr auch der langen Züng (Zunge).
77. Schein (schön) schwagen, ist a grössere Küntz (Kunst) wie schein reden.
78. Kreplech (eine feine Mehlspeise) werd auch nimes (ekel) zü essen. [Entspricht dem Sprichwort: Ueber Mass, springt das Fass.]
79. A Mul hat a Mahsel (Mäuschen) a Hahsel (Häuschen).
80. Der Goj (Nichtjude) ist treife (hier in der Bedeutung von „unbrauchbar“) ober san Groschen ist kuscher (so viel als brauchbar).
81. Ass m' ist faul, hat man nisch im Maul.
82. Yün jeden Haus trngt (trägt) man epis (etwas) araus.
83. Ass es geit (geht) einem güet, geit er auf'n As (Eis) tanzen.
84. Krieg (Streit) basünder (besonders), Schulim (Friede) basünder.

(Fortsetzung folgt.)

Lemberg.

A—n I.—n.

Zn S. 145: **Feuersegen.** Ein ebenso lautendes Patent wurde von Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar-Eisenach herausgegeben, datiert vom 24. Dezember 1742. Es stimmt wörtlich mit dem in Heft 8 des Urquell überein und hat am Schlusse den Zusatz: „Hieran verbringen dieselben Unsern güädigsten Willen.“ Auch steht innerhalb des Kreises A. G. statt A. 9.

Abgedruckt ist es in K. v. Weber, „Aus vier Jahrhunderten.“ Leipzig 1857 sq., und bei Beaulien Marconnay, „Ernst August, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach.“ Leipzig 1872, S. 260.

Ich vermute, dass das aus Mecklenburg eingesendete Stück nur eine Abschrift des Weimarschen ist.

Wien.

Dr. M. Landan.

Der in Bd. II. Heft VIII des Ur-Quell mitgeteilte **Feuersegen** ist eine Verordnung des Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar, nach welcher jener in angeführter Weise als Löschmittel bei Feuerbränden gebraucht werden sollte.

Der Anfang lautet: Von Gottes Gnaden, Wir Ernst August, Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve, Berg etc.

Der Schluss: Hieran vollbringen dieselben (die Beamten) Unsern resp. gnädigen Willen, geben in Unserer Residenz Weimar, den 24. Dez. 1742.

Ernst August.

Wahrscheinlich ist der erwähnte Feuersegen durch einen Einwanderer in Mecklenburg eingeschleppt und dort volktümlich worden.

E. Pfeifer, Altenburg.

Käksch hät är Schürt verbrennt. S. 115, 164. Diese Redenart kommt auch im Holsteinischen vor. Auf Hochzeiten geht nämlich die Köchin mit 2 Tellern bei den Gästen um und erbittet sich Gaben mit den Worten: Arm Käksch hett är Schürt verbrennt. (Vergl. auch J. Mühl, Jean S. 281 n. Schütze II, 206.) Im Lüneburgischen nach einer Mitteilung von P. Ch. Martens-Hamburg gleichfalls bekannt.

Von den ostpreussischen Sprichwörtern, Volkreimen und Provinzialismen kommen folgende auch in Schleswig-Holstein vor:

1. April, April, ik kann ik dumme Narr schick'n wo ik will. s. S. 17 Nr. 6.
2. Augen links, rechts kommt en Bäckerlad'n! s. S. 18 Nr. 11.
3. Een rutfloim. Jemanden hinauswerfen. s. S. 18 Nr. 15.

4. Ik kann ni mehr uthôl'n. Hierauf wird oft geantwortet: Na, denn hól in! s. S. 18 Nr. 16.
5. De fällt em rein mit de Vårfoit um'n Hals! s. S. 18. Nr. 19.
6. De hebbt sick ok al berúkt! s. S. 18 Nr. 21.
7. O! Mann, ol Narr. s. S. 78 Nr. 122.
8. Adebar, du Langebeen, waneer wullt to Hus teen? Wenn de Rogg riep is, wenn de Ahr piep is, wenn de geln App'ln op'n Bonm snapp'ln, wenn de geln Beeren vár de Dår sneer'n, wenn de goll'n Ring in'e Kisten kling'n. Adebar = Storch, teen = ziehen. s. S. 78 Nr. 123. (Vgl. Urdsbr. L., 13.)
9. Prost, seggt Jost und kék (schét) in'e Kros! s. S. 98 Nr. 145.
10. He slait an'e grout Klock! s. S. 146 Nr. 210.
11. Unverwår'ns mit Will'n. s. S. 146 Nr. 216.

H. Volksmann.

Totenfetische. Vor dem Erkenntnisgerichte in Rzeszow (Galizien) fand am 22. Juli 1890 eine Verhandlung statt, in welcher der Volkglaube der galizischen Landbevölkerung die Hauptrolle spielte. Die vom Staatanwalt - Substituten Peszkowski vertretene Anklage stützt sich auf folgende Thatsachen:

Am 21. Oktober 1889 bemerkte der jüdische Totengräber Laufgraben in Rozwadow, dass zwei Gräber auf dem jüdischen Friedhofe entweilt und dass aus denselben die Leichen zweier Kinder weggeschafft worden waren. Der Gendarm Owsiak, der mit den Erhebungen betraut wurde, brachte in Erfahrung, in der Gegend von Rozwadow herrsche der Glaube, dass, um den Typhus aus einer Bauernhütte zu verbannen, nötig ist, die Hütte mit den Gebeinen eines Juden auszuräuchern. Dem Gendarm gelang es weiter, zu erfahren, dass eben in der Zeit der Grabschändung der Typhus in der Bauernhütte des Andreas Paterka im Dorfe Wola Turebska herrschte und dass in dieser Hütte den Typhuskranken ein geheimnisvoller „Wawrzek“ (Zauberer) behandelte, welcher bei den Bauern den Ruf eines Wunderdoktors genoss. Trotz dieser Behandlung starb der Baner. Ferner ergab es sich, dass Adalbert Paterka auf oben angeführte Weise durch Wawrzek Marut behandelt wurde, welcher wegen einer ähnlichen Prozedur bereits im Jahre 1881 zu dreiwöchentlichem strengen Arrest verurteilt wurde. Bei der Haussuchung bei Marut wurden unter dem Fußboden zwei Töpfe gefunden, welche eine klebrige, rosenfarbene Masse enthielten, in welcher sich Stücke eines Kinderschädels befanden. Bei der Verhandlung leugnete Marut, die Gräber geschändet zu haben. Die Thatsache, dass er den Banern behandelte, stellte er nicht in Abrede, doch behauptete er, dass er noch aus dem Jahre 1881 einen Vorrat von „Judenknochen“ hatte. Die Witwe des Patienten, die Bäuerin Katharina Paterka sagte aus, dass Marut sich bei ihr meldete und ihr versicherte, er werde ihren Mann heilen. Bei dieser Gelegenheit erklärte er ihr die Theorie des Typhus. Nach dieser Theorie existiert ein doppelter Typhus: ein „katholischer“, welcher sich bannen lässt durch das „Vaterunser“, und der „jüdische“, welcher gewöhnlich blutig ist und sich nur durch einen Juden ausräuchern lässt. Marut bezeichnete den Typhus des Paterka als einen jüdischen und hob hervor, dass er zum Austreiben der Krankheit ausser jüdischen Gebeinen noch Wasser aus einem Brunnen benötige, aus welchem keine Menschen trinken. Er brachte auch Wasser in einer Flasche, liess sich einen Topf mit glühenden Kohlen geben, auf welche er „etwas sehr Stinkendes“ hinwarf, und als die Hütte voll Rauch war, begann er unter der Nase zu murmeln, zerschlug den Topf, raunte wie ein Besessener herum, verfolgte etwas in der Luft, zerschlug es mir einer Hacke, warf es in die Flasche mit Wasser hinein — und liess dann allen im Zimmer befindlichen Personen davon trinken. Sodann befahl er denselben, sich zu entkleiden und den Körper mit dem Wasser zu benetzen. Nach den Depositionen dieser Zeugin gestand Marut, dass sich die Prozedur in obiger Weise abspielte, dass er zum Räuchern die Judengebeine benützte und diese Operation dreimal wiederholte; er wollte jedoch der Aufforderung des Präsidenten nicht Folge leisten, die Wunderformel, die zur Bannung des jüdischen Typhus dient, zu wiederholen. Er behauptete, dass er nur Gebete gemurmelt habe. Marut beteuerte endlich, dass, als in seinem Hause der Typhus herrschte, obige Kur gewirkt habe und niemand gestorben sei; dem Paterka habe sie deshalb nicht ge-

holfen, weil die Leute sich entweder schlecht wuschen, oder weil er die Kur zu spät begann, als der Typhus im Hause Paterka's schon zu sehr überhand genommen hatte. Marut wurde zu fünf Monaten strengen Arrests verurteilt.

Schamgefühl. Ueber das Schamgefühl bei den verschiedenen Völkern ist zu allen Zeiten viel geschrieben und noch mehr gesprochen worden. Einige Ethnographen versuchten gar ihr Glück mit einer Einteilung der Völker in schamhafte und schamlose. In jüngster Zeit ist die Frage neu aufgerollt worden von H. Schurtz in seinem Werke: „Die Philosophie der Tracht“ (Stuttgart 1891, Cotta) und hat eine im Sinne der Volkkunde äusserst befriedigende Beleuchtung durch K. v. Steinen (Ausland 1891, Nr. 10) erfahren. Ist zum Nachlesen sehr zu empfehlen. K.

Eine polnische Gesellschaft für Volkkunde.

Einer unserer Fachgenossen, der jüngsthin am Kongresse polnischer Aerzte und Naturforscher in Krakau teilgenommen, berichtet uns: „Man hatte auch eine Sektion für Anthropologie gebildet mit den Unterabteilungen: Somatologie, Archaeologie und Ethnographie. An der letzteren beteiligten sich 14 Mitglieder. Isidor Kopernicki sollte den Vorsitz führen; aber leider musste er aus Gesundheitsrücksichten Krakau vor dem Kongresse verlassen. . . . Das Hauptergebnis der Beratungen ist, das wir am 18. Juli eine „Gesellschaft für die Volkkunde Galiziens“ gegründet haben. Es sind Museen, eine Zeitschrift und Kreiskorrespondenten in Aussicht genommen. Zum Präsidenten wählte man Kopernicki. Mitglieder des Gründungskomités sind: Dr. Adrian Baraniecki (der Begründer eines schönen und reichen Industrie- und Ethnographiemuseums in Krakau), Prof. Rostafiński, Severin Udziela (ein eifriger Ethnograph, der vor zwei Jahren ein „Kränzchen für Ethnographie“ gebildet) und B. Gustawicz. Die Zahl sämtlicher Mitglieder des Kongresses betrug 800.“

Nachruf.

Weiland Anton Birlinger ist am 15. Juni nach längerer schwerer Krankheit im 58. Jahre seines Lebens gestorben. Das Licht der Welt erblickte er nach seinen eigenen Aufzeichnungen „am 14. Januar im Wirthaus zum Löwen, Wurmlingen bei Tübingen, am Fusse der Kapelle, die Umland und andere besungen.“ Zum Lehrer bestimmt, kam er durch eine Verkettung verschiedener Umstände doch zum Studium und zwar der Theologie und Germanistik. Vorübergehend als Vikar thätig, wandte er sich in München, Breslau und Berlin ganz dem Altdeutschen zu, und nahm seit 1869 in Bonn einen Lehrstuhl für deutsche Philologie ein. Die deutsche Volkkunde verliert an ihm einen ihrer bedeutendsten wissenschaftlichen Kämpen, der durch Erforschung namentlich des schwäbischen Volkthums in allen Erscheinungen von der grössten Bedeutung geworden ist. Seine „Alemannia“ ist eine unergründliche Fundgrube für „Sprache, Litteratur und Volkkunde des Elsass, Oberrheins, Schwabens.“ Ausser der grossen Zahl kleinerer Werke über Schwaben gab er im Verein mit dem verewigten Creelius „Des Knaben Wunderhorn“ und „Altdeutsche Neujahrblätter“ heraus. Nun ruht er, der getreue Freund seines sinnigen Volkstammes, der Hüte an Körper und Geist, in kühler Erde am grünen Rhein.

Schell.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII, Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Kommissionverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volkthum ist der Völker Jungbrunnen.“

XI. Hft. II. B.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.	1891.
-----------------	--	-------

Sündenkauf.

Von Benjamin Wolf Schiffer, Lemberg.

(Schluss.)

Der Handel mit Sünden und „Olam ha-ba“ ist imstande, die Ruhe der Verstorbenen im Grabe erheblich zu stören und war schon öfter die Veranlassung sehr tragischer Geschichten. Es kreisen im Volke viele Märchen über dieses Thema, von denen ich hier eines mittheile. Ich besitze dasselbe in 3 Versionen, die aus verschiedenen Gegenden stammen und mir von Personen verschiedenen Alters erzählt wurden. Die Fassungen weichen nur in ganz unwesentlichen Punkten von einander ab, was wohl auf die weite Verbreitung dieser Sage unter den Juden schliessen lässt.

Es waren einmal zwei Leinwandhändler in Ostrog, die waren nicht nur Handelgenossen, sondern auch gute Freunde. Da hörten sie einmal, dass in einer fernen Stadt bei einer grossen Pritzah (Herrin, Edelfrau) sich sehr viel Leinwand zum Verkauf befände, welche von einer Erbschaft herrühre und deshalb um so billiger zu erstehen sei. Die Freunde reisten dorthin und liessen sich bei der Pritzah anmelden. Sie stammte aus „tief Russia“ (Russland) und hatte noch niemals einen Juden gesehen, wogegen sie gehört hatte, dass die Juden lauter unsanberes Gesindel seien, sie wollte deshalb anfangs die Kaufleute gar nicht vorlassen; aber ihre Dienerschaft, besonders der Verwalter, verlachte sie und sagte ihr, dass die Juden eben solche Menschen seien wie andere; es gebe darunter gute und böse Leute wie überall. Die Neugierde der Pritzah wurde geweckt, und sie befahl, die Juden vorzulassen. Einer der Genossen war ein sehr schöner und stattlicher Mann, „er strahlte wie die Sonne“, dazu sprach er gut polnisch; er gefiel deshalb der Pritzah, die eine junge, schöne

Witwe war, gar sehr; sie hielt ihn im Hofe mehrere Tage auf bis die Leinwand ausgemessen und verpackt war, und verliebte sich in ihn sehr. Zum Schlusse reiste der Andere in das nächstliegende Dorf, um Fuhren für die Ware zu mieten, und der schöne Jude blieb allein zurück. Eines Nachts lud ihn die Schlossfran auf ihr Zimmer und verlangte von ihm Ungebührliches. Als er sich beharrlich weigerte, bot sie ihm den ganzen Kaufschilling der Leinwand als Preis der Sünde, und als auch das nicht half, dachte sie den ganzen Kauf rückgängig zu machen. Geldgier und Frauenliebe gewannen nun in der Seele unseres schönen Kaufmannes die Oberhand, und er erlag den Versuchungen dieser Potiphar. Inzwischen kam der Andere zurück, sie verladen ihre Ware und gingen ihres Wegs.

Unterwegs erinnerte sich der Gefallene der ganzen Sache, und eine furchtbare Reue überkam ihn. Er weinte heftig und seufzte schwer, und hatte schlaflose Nächte. Sein Freund konnte seinen Kummer nicht begreifen und drang in ihn sehr, dass er ihm die Ursache entdecke. Endlich gab er seinen Bitten nach und erzählte ihm den ganzen Hergang. Der Andere tröstete ihn und sagte, er könne doch mit dem vielen Gelde reichlich Almosen verteilen, ein Spital bauen und durch Busse seine Schuld sühnen. Als jener sich aber immer nicht beruhigen konnte, sagte er: „Weisst Du was, ich kaufe bei Dir die Sünde! was giebst Du dafür?“ Jener bot ihm dafür das ganze Geld und noch dazu die Hälfte der Ware. Der Andere aber sagte, weil sie im Handel Genossen seien, sollen sie es auch in der Sünde sein, und das Geld werden sie teilen. Jener aber beharrte darauf, das ganze Geld seinen Genossen abzutreten und die Sünde im ganzen los zu werden. Die Geldgier gewann nun bei diesem die Oberhand und er willigte ein, jener aber war fortan bernligt, nachdem der Kauf durch alle Formalitäten abgeschlossen ward.

Nach vielen Jahren starb der Sündenkäufer, und auf „jener Welt“ zählte man ihm unter den Sünden die er büßen sollte, auch jene Sünde mit zu. Er aber wendete ein, dass er sich nicht erinnere, eine solche Sünde je begangen zu haben. Man erinnerte ihn nun an den bewussten Kauf, und es entspann sich eine lange Debatte, da er doch die Sünde nicht begangen, sondern nur Geld dafür genommen hatte. Nach langen Unterhandlungen gestattete man nun dem Sünder, im Traume auf „diese Welt“ zurückzukehren, um seinen Gegner vor Gericht zu laden. Der Tote ruhte nicht, sondern kam allnächtlich im Traume zu seinem gewesenen Kompagnon, bis der vor Angst erkrankte. Man trug ihn nun zum Rabbiner Samuel Edels, welchem er die ganze Geschichte erzählte, und dessen Beistand er anrief. Dieser sagte dem Kranken: Wenn der Verstorbene noch einmal deine Ruhe stören wird, so sage ihm in meinem Namen, dass die Thora diesseits und nicht jenseits des Grabes ist, und wenn er mit dir rechten will, so möge er vor meinem Gerichte erscheinen, und ich werde eine Entscheidung treffen; einstweilen aber soll er dich unbehelligt lassen, sonst werde ich ihn mit dem Bann belegen!

In der darauffolgenden Nacht besprachen nun die beiden Gegner, nach einem Monat, wenn der Kranke vollkommen genesen sein wird, vor dem Rabbiner ihren Streit auszutragen. Am anberaumten Tage schickte der Rabbiner den „Schamas“ (Synagogendiener) auf das Grab des Verstorbenen, um ihn vor Gericht zu laden. Es wurde im Beth-Hamidrasch ein besonderer Raum für ihn eingerichtet, und niemand sah ihn ausser dem Rabbiner und dem Belangten. Dieser brachte nun vor, dass der Verkauf der Sünde ihn am Bussethun verhindert habe, da er sich derselben ganz entledigt zu haben glaubte; während jener dagegen einwendete, dass er nur Gott schulde, aber an der gekauften Sünde keinen Anteil habe; er müsse von derselben nunmehr freigesprochen werden, da ein Verstorbener sein Vergehen nicht mehr durch Busse gutmachen könne. Der Rabbiner aber entschied: Kauf bleibt Kauf und Narr bleibt Narr! Der Kauf gelte vollkommen, da er nach allen Formalitäten geschlossen wurde, und der Käufer verdiene sein Los umso mehr als er leichten Sinnes fremde Sünden und des Geldes Willen auf sein Haupt geladen habe!

Um aber auch das schwere Schicksal des Sündenkäufers zu lindern, versprach der Rabbiner sich für die arme Seele „oben“ zu verwenden, um ihr einen „Thikkun“ (Verbesserung, Erlösung) zu erwirken. Sogleich verschwand die Seele, und die Umstehenden erblickten an der Stelle einen grossen Rauch.

*
Eine Version dieser Sage nennt eine Klosterfrau anstatt einer Pritzah, die andere hat weder den Namen der Stadt noch den des Rabbiners, sonst stimmen alle drei vollkommen überein. Die Sage verrät einen chassidäischen Ursprung, und es ist merkwürdig, dass von diesem Rabbiner sonst gar kein Wunder bekannt wurde. Er ist vielmehr nur als scharfsinniger Thalmud-Interpreter bekannt!

Zauberglauben.

Eine Umfrage von L. Freytag und Isidor Loeb.

Im Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens XIX., S. 447, äussert sich Herr Dr. L. Freytag zum Schluss seiner Besprechung unseres „Urquells“ wie folgt: „Vielleicht entschliesse sich die Redaktion, eine möglichst umfassende und den Stoff von möglichst allen Seiten sammelnde Enquête zu veranstalten über die zu abergläubischen Zwecken geübte Verwendung menschlicher Körperteile, namentlich des menschlichen Blutes. In einer Zeit, welche noch die Blutbeschuldigung gegen die Juden erlebt, dürfte eine solche Untersuchung aus verschiedenen Gründen interessant sein.“

Gleichzeitig und gewiss unabhängig von Herrn Dr. Freytag regten bei uns dasselbe Thema auch die Herren Volksmann und Isidor Loeb an. Letzterer, einer der namhaftesten Kulturforscher des Judentums, formuliert so die Fragen:

1) Es sind alle Volküberlieferungen und Gebräuche, die auf Verwendung menschlichen Blutes als Heilmittels oder auf ähnliche Zwecke Bezug haben, genau zu erheben.

2) Es ist alles zu verzeichnen, was das Volk über Personen oder Körperschaften, die gewesen sein sollen oder angeblich noch bestehen oder über Phantasiegestalten zu sagen weiss, welche Menschenblut oder Fleisch zu thyestischen Mahlzeiten gebrauchen.

3) Der Glaube über Quälgeister, die sich vom Menschenblut ernähren, ist festzustellen.

4) Die Nachrichten über Kinderraub seitens lebender oder angeblich gespenstischer Wesen sind zu verzeichnen.

5) Ueber Popanze und Gespenster, mit denen man Kinder schrickt.

Unsere Fachgenossen wissen wohl, dass schon die einschlägige Litteratur schier unermesslich und kaum überschbar ist. Es wird sich aber trotzdem noch Manches Neue zu Tage fördern lassen, wodurch unser gegenwärtiges Wissen gesichert und unsere Kenntnisse zu Erkenntnissen gesteigert werden können. Wir sind uns dessen bewusst, dass wir ein riesiges Material zu bewältigen haben und sind gerne bereit, der Sache zu Liebe auch den Umfang unseres Blattes bedeutend zu erweitern, natürlich ohne den Bezugpreis zu erhöhen. Indem wir mit Beiträgen der Herren Knauth und Volksmann die Umfrage eröffnen, erbitten wir uns von unseren bewährten Mitarbeitern weitere Mitteilungen.

I. Man sagt hier allgemein, dass derjenige, welcher sich unsichtbar machen will, die Herzen von drei ungeborenen Kindern essen muss.

Schlaupitz, Schlesien.

K. Knauth.

II. Schon unter Diebglaben¹⁾ haben wir Einiges hierher gehörige mitgeteilt, wie durch Zauberei der Dieb veranlasst wird, das Gestohlene wiederzubringen, oder ein Auge verliert, oder gar zu Tode gequält wird. Hier noch Einiges:

In Stapelholm war Ringreiterfest. Sprach ein alter zauberkundiger Mann zu seinem Enkel: „Du musst König werden!“ Antwortete der Jüngling: „Nein, ich will nicht König werden.“ Doch der Alte machte sich beim Pferde etwas zu schaffen, und als der Reiter unter den Ringbaum kam und anfang zu reiten, da war das Loch im Ring so gross wie ein Teller und er musste den Ring mitnehmen, er mochte wollen oder nicht. Ja, bei jedem Ritt kriegte er den Ring und ward also doch König. Wie ging das zu? Der Alte hatte drei Nadeln, mit denen ein Totenhemd genäht war, so in die Satteldecke gesteckt, dass sie mit der Spitze nach vorne reichten, und nun erschien ihm das Loch im Ring, das doch in Wirklichkeit nur klein war, so gross wie ein Teller. Etwas anders lautet die dithmarscher Sage: Ein Reiter konnte beim Ringreiten den Ring nicht treffen.

¹⁾ S. 125 u. f.

Spricht zu ihm ein alter Mann: „Lass mich einmal für dich reiten!“ Der Alte setzt sich auf's Pferd und reitet unter dem Ringbaum durch und trifft auch den Ring. Spricht er zu dem ersten Reiter: „So, nun reit du nur wieder.“ Und siehe da! Der Ring erscheint ihm jetzt so gross wie ein Wagenring und er kann ihn jedesmal treffen. Wie hatte der Alte das gemacht? Er hatte eine Nadel, mit der ein Totenhemd gemacht war, dem Reiter heimlich in die Kleidung gesteckt.

Zaubern nennt man in Dithmarschen *oug'nverschröin*, anderswo in Holstein auch *ogenverschälen*. Wer einen falschen Schilling oder einen vierblättrigen Klee, ohne es zu wissen, bei sich trägt, kann *oug'nverschröin* sehn.

Es war einmal ein Mann, der allerlei Zauberkünste konnte. Einst kroch er immer um einen Baum herum. Die Leute aber konnten nicht anders sehen, als wenn er wirklich durch den Baum hindurchkroche, und immer mehr Leute liefen herzu und staunten und wunderten sich. Da kam auch ein Mädchen herbei, das hatte Klee in der Schürze, worunter auch ein vierblättriger Klee sich befand; das allein konnte sehen, dass der Zauberer um den Baum herumkroch. „Was,“ sagte es daher zu den Leuten, „was steht ihr hier und wundert euch? der Mann kriecht ja gar nicht durch den Baum, sondern um ihn herum.“ Da rief der Zauberer ihr zu: „Wer die Kunst versteht, verrät den Meister nicht,“ nahm das Mädchen bei der Hand, führte es in ein Flachsfield und schlug ihm die Schürze aus der Hand, so dass aller Klee auf die Erde fiel. Auf einmal schrie das Mädchen laut auf; „Ach Gott, ach Gott! ich stehe ja in lauter Wasser!“ Nach einem andern Bericht schlägt der Zauberer dem Mädchen sofort die Schürze aus der Hand, worauf es glaubt in lauter Wasser zu stehen, die Rösche hochhebt und von den Umstehenden verlacht wird. Auch Bosco soll Heider Milchmädchen einmal die Augen „verschröit“ haben, so dass sie die Rösche hochgehoben, weil sie glaubten in lauter Wasser zu waten.¹⁾ Nach einer Sage aus Wagrien kriecht der Zauberer durch einen grossen Stein. Im übrigen lautet sie ebenso, wie die obige, nur das Flachsfield, wo die blaue Blüte offenbar die Farbe des Wassers veranlassen soll, fehlt.²⁾ Man erzählt auch von einem Hahn, der einen Strohhalm trägt, während die Umstehenden denselben mit einem Balken im Schnabel einherstolzieren sehen.

H. Volksmann.

Diebglauben.

Bei den Rutenen in der Bukowina herrscht folgender Diebgläub: Ward ein Landmann bestohlen, so eilt er zum Glockenturm, wäscht die Glocken mit Weihwasser, und putzt sie mit Knobel. Hierauf läutet er die Glocken und ist überzeugt, dass der Dieb, wenn er sich

¹⁾ Groth, Quickborn I., 195.

²⁾ Müllenhoff, S. 556.

noch innerhalb der Dorfgrenzen befindet, sie nicht mehr überschreiten könne und daher leicht zu ergreifen sei.

Wahrsagerinnen können Diebstähle aufdecken und Diebe veruraten.

Von verlorenen Gegenständen glaubt man offenbar, dass sie der Teufel genommen habe. Der Verlustträger umbindet nämlich einen Tischfuss mit einem Bindfaden und sagt: „Teufel, Teufel, spiele dich nicht (d. h. zögere nicht), gib mir das Verlorene zurück.“

Um unbehindert stehlen zu können, verschaffen sich die Diebe folgendes Zauberinstrument. Sie entfernen aus einem menschlichen Schienbein das Mark und giessen, den hohlen Knochen als Form benützend, in denselben ein Licht. Geht man nun dreimal mit solch einem Lichte um ein Wohnhaus, so versinken die Bewohner in einen totähnlichen Schlaf; die Diebe können dann alles stehlen, ohne dass sie Gefahr laufen, ertappt zu werden. Andere machen es aber so, dass sie aus einem Totenbein eine Flöte verfertigen. Blasen sie sodann auf diese Pfeife, so umfängt ebenfalls alles Lebende ringsum tiefer Schlaf.

Vor kurzem brachten die „Bukowinaer Nachrichten“ Nr. 797 folgende Mitteilung. Auf drei Bauern lag der wohlbegründete Verdacht, einige Kleidungsstücke gestohlen zu haben. Da jedoch keiner von ihnen das Verbrechen gestehen wollte, verfiel der Polizeikorporal Löbl auf folgende Idee: „Er nahm einen Strohalm, teilte ihn in drei Teile und gab einem jeden der drei Vorgeführten ein Stückchen in den Mund mit den Worten: „Bei demjenigen, der von euch der Dieb ist, wird durch meine Zaubermacht das Stückchen Stroh wachsen und ich werde sonach wissen, wer die Sachen gestohlen hat.““ Hierauf ging Löbl um die drei Leute murmelnd und Kreuze schlagend herum, während sie, jeder mit dem Strohalm in Munde dastanden, und bemerkte wie Semnak ein Stückchen von seinem Strohalm abbiss, damit das verwünschte Wachsen des Strohalmes ihn nicht als Thäter verrate. Nachdem der Hokuspokus zu Ende war, nahm Löbl aus dem Munde der drei die Strohstückchen, von denen das des Semnak beim Vergleichen kürzer war. Löbl forderte von dem nun erkannten und auch sogleich geständigen Dieb die Herausgabe der Sachen, die dieser nun angab, unter einem Misthaufen in einem Sacke versteckt zu haben, wo sie auch gefunden wurden.“

Czernowitz.

R. F. Kaindl.

Diebe festmachen in Schlesien (zu VII, p. 125, 126 des laufenden Jahrganges). Im nahen Pfaffendorf plünderten stetig die Pferdejungen des Domini einen an herrlichen Früchten reichen Birnbaum des in Mittelschlesien sehr bekannten Heilschäfers Felsmann. Der sprach nun an einem Abend über den Baum den „Diebsegen“ und schon am nächsten Morgen sass einer von den Bengeln wie „festgebunden“ oben in der Krone, konnte nicht mehr herunter. Da sprach der Heilschäfer zu seinem Weibe: „Nimm die Leiter, steig

auf den Baum, gieb dem Jungen ein paar „tüchtige Backpfeiffen“ und ruf endlich: Vater, nun lass ihn laufen, der hat's „ordentlich gekriegt.“

Den Diebsegen, — seinen Wortlaut konnte ich leider bis anitz nicht in Erfahrung bringen —, soll das Frauenzimmer dem „Mannvolke“, der Mann dem Weibe nicht lehren, sonst verliert er seine Wirkung.

Schlaupitz.

Karl Knauthe.

Es stehen drei Lilien auf unseres Herrgottes Grab, die erste ist Gottes Mut, die andere ist Gottes Blut, die dritte ist Gottes Wille, darunter ihr Diebe müsst stehen und halten stille; stehet still, ihr Dieb', so wenig als Jesus Christus von dem Kreuz gestiegen ist, also so wenig wollest du von der Stelle laufen, das gebiete ich dir bei den vier Evangelisten und Elementen des Himmels im Fluss oder im Schuss, im Gericht oder im Gesicht, so beschwöre ich dich bei dem jüngsten Gericht, dass du stille stehest und nicht weiter gehest, bis ich all' die Stern am Himmel sehe, und die Sonne giebt ihren Schein, also stell' ich dir dein Laufen und Springen ein, das gebiete ich dir im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Wenn man sie will wieder losmachen, so heiss sie im Namen Gottes wieder gehen. (Albertus Magnus, egyptische Geheimnisse I., 55 u. f)

H. Volkmann.

Geheime Sprachweisen.

Eine Umfrage von Krauss.

89—111. Im letzten (3.) Heft von Íslenzkar Gátur, Thulur or Skembanir, Kopenhagen 1890, finden sich folgende Beiträge zu den geheimen Sprachweisen p. 201, diese werden „hrognamál“ genannt, dass muss wohl „Rogensprache“ gedeutet werden.

1. „Pémál“; nimmt man das Beispiel: „Eldgamla Ísafold“ heisst es auf der „P Sprache“: „Epeldgapamlapa Ípisapafopold.“

2. „Erresstémál“ das heisst „rst Sprache“; das obenstehende Wort wird auf diese Sprache: „Ereseteldgarasatamlarasata Írisítisarasataforosotold.“

3. Errmál“ d. h. „r Sprache“; dasselbe Wort wird auf diese Sprache: „Reidramla Rísarold.“

4. „Emrmál“ d. h. „mr Sprache“: „Emrgamra Ímrafomr.“

5. „Esmá Thasma mál“; wenn man den Satz nimmt: mí er jeg ad skrifa um leiki, d. h. jetzt werde ich von Spielen schreiben, wird es auf diese Sprache heissen: „núsmá esmá jesmá asmá skrismá usmá leisma.“

6. Auf „Ubbala Abbala mál“ wird derselbe Satz lauten: núbbala ebbala jebbala abbala skribbala úbbala leibbala.“

7. Auf „Enkum Unkura mál“ würde er heissen „nünkúra enkúra jenkúra ankúra skrifnkúra (skrinkúra) tinkúra leinkúra.“

8. Noch wird „Gemál“, d. h. „g Sprache“ wie „p Sprache“ genannt.

9. „Aeta Eeta mál.“

10. „Esna Thasna mál.“

Die beiden letzten Sprachweisen werden so gebildet, dass man „eta“ und „sna“ wie in Nr. 5 statt „sma“ hinzufügt.

Diese verschiedenen Sprachweisen werden in Island „teufeldeutsch“ (djöflathýzka) oder „teufelfranzösisch“ (skollafranska), oder auch wohl „málamiska“ genannt, was als „Sprachverdruss“ übersetzt werden könnte.

F e i l b e r g - D a r u m .

In der in Leiden erscheinenden Zeitschrift für chinesische Sprache und Litteratur „T'oung-Pao, Vol. II, Nr. 2“ lesen wir:

Secret Languages in Europe and China.

The german monthly periodical for Ethnology „Am Urquell“ publishes contributions towards the knowledge of secret language, according to an enquiry instituted by Mr. Krauss.

The secret languages, especially in use among the schoolgoing boys or girls, that the teacher may not understand them, are of different kind. In Hungary e. g. the jewish boys in Bodolo spoke a *Pe* and *We* language, saying f. e. instead of *guten Morgen* (good morning) *gupopen mopopen* or *gucucuen monowen*.

The scholars of the Leopoldstadtgymnasium in Vienna used the O-language, when the vowel in the first syllable was changed to o, the preceding consonant placed at the end of the word, and an e appended as a suffix, e. g. *oste otge* for *ist gut* (is good).

For about 60 years ago, the children in the school on the Katonberg near Elberfeld added to each word the syllable *la*; e. g. *Eckla mottla dattla donnla* for *eck* (I) *mott* (musst) *datt* (this) *donn* (do).

This curious way of making a language of their own is not only observed in Germany, but also in England, France and Holland. I remember having made myself such a language for my sister and brother, which we spoke very fluently and which our parents could not in the least understand. It was the *vere*-language; adding this syllable to every word; e. g. *gavere jivere meevere mijvere ivere devere tuivere spelevere* for *ga jiv me(t) mij in de(n) tui(n) spele(n)* (go you with me in the garden play). I was, therefore, not a little astonished, when arriving in the year 1858 in Amoy (China), to detect a similar secret language among the Chinese children, constructed upon the same principles. It was called the *sa-la* language. E. g. instead of saying: *goá* (I) *kā* (to) *li* (you) *kóng* (say), they said: *goásoa kása lísi kóngsong*, or *goásoa kálasa lílisi kónglongsong*. As it will be seen by this example, the dodge consists in doubling or trebling the syllable and changing the initial consonant into *s* or *l*.

Of course this secret language is quite distinct from the slang of the thieves and members of the Triadsociety, wherein totally different words are substituted for the original word. An Amoy thief

will warn his mate by the words *lióng-á! tsui téng lah* „my little dragon! the tide is rising“ for „mate! there is something wrong“; the expression *tsui t'è* „the water is falling“ means „the coast is clear“. A big fowl is called *ong-lai-toā kī* „a big pineapple“, etc. The Chinese chairbearers have a similar jargon; but all these are very different from the Chinese *Sa* und *La* language so curiously related to similar secret languages of the children in Europe.

G. Schlegel.

Bauopfer.

Beim Bau einer neuen Chaussee wurden unmittelbar an einem Bache dicht hinter unserem Gehöft, im Alluvium, über metertief in der Erde mehr als ein halbes Schock Hufeisen aus recht verschiedenen Perioden dicht beisammen aufgefunden, neben uralten Hufbeschlägen, sog. „Kosakeneisen“, verhältnismässig recente Stücke. Der Bauunternehmer erzählte mir, dass seine Leute schon öfters in Schlesien ähnliche Hufeisenlager im Schosse der Erde aufgedeckt hätten, ob immer in der Nähe von Bächen oder im Bette von versiegten Rinnsalen, das vermochte er leider nicht genau anzugeben. Dagegen berichtet mir mein alter Vater, der seit seiner Kindheit in Schlaupitz ansässig ist, dass die Leute früher Pferdeeisen in unseren „Aspenbrunnen“ zu werfen pflegten, angeblich, um sein Wasser „härter“ zu machen. Jener Quell ist aber an und für sich schon hochgradig eisenhaltig; diese Erklärung mithin ein nonsens. Ich glaube vielmehr dieses Einwerfen und das daraus folgende Aufschichten von Hufeisen in Quellen und Bäche ebenso erklären zu dürfen, wie Rob. Eisel das häufige Vorkommen von „Schwedeneisen“ im Quellschlamme von Tinz bei Gera (Reus j. L.) deutet, „sie wurden in jene geschleudert, um reichlichen Wasserfluss „hervorzubringen,“ wie in der Steinzeit Füsse von Rind und Pferd (conf. „Jahresberichte der Ges. v. Fremd. d. Naturw.“, Gera 1888, p. 215). Für die Richtigkeit dieser Ansicht dürfte auch der Umstand sprechen, dass man vor einigen Jahren beim Schlämmen des sog. „Füllengrabens“ hinter Striegelmühle bei Zobten a. Berge ebenfalls ein solches Hufeisenlager fand just an der Stelle, wo der „Nachtreiter“ mit sieben Hunden und seiner Pfeife oft ein entsetzliches Konzert aufführen soll.

Schlaupitz.

Karl Knauth.

Schon Seite 25 haben wir über das Bauopfer bei Deichbrüchen eine Sage mitgeteilt, wonach in eine Wehle ein Kind hineingeworfen ward, und man erst nun in stande war, den Bruch zu schliessen. Rührend ist die Sage von dem am Stördeich eingegrabenen Kind, welches eine Zigeunermutter für 1000 Thaler hergab. Am Deich war ein grosses Loch, welches um jeden Preis ausgefüllt werden musste. Eine kluge Frau hatte gesagt, das sei nur möglich, wenn man ein lebendiges Kind da vergrabe, aber es müsse freiwillig hingehen.

Nun legte man ein Weissbrot auf das eine Ende eines Brettes und schob es so über das Loch, dass es bis in die Mitte reichte. Als nun das Kind hungrig darauf entlang lief und nach dem Brot griff, schlug das Brett über und das Kind sank unter. Da tauchte es noch ein paarmal wieder auf und rief beim ersten mal: „Ist nichts so weich, als Mutters Schoss?“ Und beim zweiten mal: „Ist nichts so süss, als Mutters Lieb?“ Und zuletzt: „Ist nichts so fest, als Mutters Treu?“ Da aber waren die Lente herbeigeeilt und schütteten viel Erde auf, dass das Loch bald voll ward (Müllenhoff. S. 242). In der Stapelholmer Sage ist das Kind, das in der Wehle mittels einer Wippe ertränkt wird, ein uneheliches, welches die herzlose Mutter um schnödes Geld hergiebt; und zwischen den Umstehenden und dem Kinde entsteht folgendes Wechselgespräch, dergestalt, dass die Umstehenden fragen und das Kind antwortet: „Wat is wêker as wêk?“ „Moers Schôt!“ „Wat is sôter as sôt?“ „Moers Titt!“ „Wat is harter as hart?“ „Moers Hart!“ Ebenso berichtet der Pastor Hieronimus Saucke in Herzhorn, dass die Brunsbütteler im Jahre 1685 ein Kind in ihrem Deich vergraben wollten (Am Urdsbr. VI., 195 u. f.) Auch in einer 1597 entstandenen Wehle im Delder Koog ertränkte sich, wie Viethen und Neocorus berichten, ein junger Mann, und nun konnte man die Wehle mit Leichtigkeit zuschlagen. Recht häufig warf man, um einen Deichbruch zu schliessen, einen Hund oder eine Katze in die Wehle.

Nach friesischem Recht ward derjenige, der einen Deich durchstach lebendig darin vergraben. Es sollte dies wohl nicht nur eine Strafe für den Frevel sein, sondern es lag wohl der Gedanke eines Bauopfers zu Grunde. Ob aber auch bei Gebäuden Menschen als Bauopfer Verwendung gefunden, dürfte für Schleswig-Holstein nicht mit absoluter Sicherheit nachzuweisen sein. In der Güderodeschen Grabkapelle in der Domkirche zu Schleswig fand man 1888 in einem Pfeiler zwei menschliche Skelette aufrecht stehend. Unter dem Stalle eines Hauses in Nesserdeich fand man ein Skelett eingemauert. Ob an eine Strafe event. einen Mord oder an ein Bauopfer zu denken ist, wird schwer zu sagen sein.

Ob Geld als Bauopfer beim Häuserbau, beim Kirchenbau verwendet wurde, ist ebensowenig sicher ausgemacht. Fast scheint es so! Walther Heimreich berichtet in seiner dithmarschen Chronik: 1495 des andern Sonnabends vor unserer lieben Frauen Lichtmessen ist die Kirche zu Lundener aufgebroschen und aus ihr ein grosser Schatz, so St. Laurentii (Laurentius war der Schutzpatron der Lundener Kirche) gewesen, genommen. Ausgemacht dürfte aber sein, dass Geld als Bauopfer beim Bienenstand Verwendung findet. Kauft sich jemand einen Bienenstock und legt ein Geldstück in den Bienenkorb, so hat er Glück damit (Urdsbr. IV., S. 242). Ueber das Ei als Bauopfer, das in einem Ständer angebracht wird, hat Herr Frahm bereits einen kleinen Artikel geschrieben (Urquell I, S. 33).

Wilhelm Lehrmann.

Das Alpdrücken.

In Ostfriesland heisst der Alp mire, mirje, nagtmire oder nagtmirje. Dieses Nachtgespenst drückt und quält die Menschen und reitet auch die Pferde; daher rühren die Märklatten und Marvlechten. Den Alp nennt man in Ostfriesland deshalb auch Wälrieder, auf der Insel Wangeroog: Wólrieder. (Wörterbuch der ostfries. Sprache von J. ten Doornkaat Koolman II., 605.)

In Schleswig-Holstein. War noch in Reinsbüttel bei Wesselburen bei einem Schmied in der Lehre, da ward ich auch einmal vom Nachtmähr geritten. Das war ein unangenehmes Gefühl. Ich konnte gar keine Luft schöpfen und wollte schreien, aber konnte nicht. Endlich gelang es mir, das Tier zu erwischen; das war so glatt wie ein Aal.

H. Paulsen.

Volklieder der Siebenbürger Sachsen.

(Inedita.)

- | | |
|--|--|
| 1. Leis de hüschen Üsen grosen
An dem grenjen Basch
Kit menj Leivster za dem Branen,
Fét sech klübes Fasch.

Wis, dat hé bold alle Faschken
Os dem Branen fét;
An det Néz der Leiv bedrugen
Hot hé mech orn Méd! | Liess die hübschen Ochsen grasen
In dem grünen Busch,
Kommt mein Liebster zu dem Bronnen,
Fängt sich kleine Fisch.

Weiss, dass er bald alle Fischlein
Aus dem Bronnen fängt,
In das Netz der Lieb betrogen
Hat er mich arme Maid! |
| 2. Ovend wál et warden,
Híne sel ech gón;
Rusen mácht ech bréchen,
Wán Dörner nedj do stón.

Ovend ás et warden,
Mácht menj Leivsten matsen,
Doch de Ledj ech ferchten,
Dei gór boldich klatsen! | Abend will es werden.
Heim soll ich gehu;
Rosen mócht ich brechen,
Wenn Dornen nicht da stehu.

Abend ist es worden,
Mócht' meinen Liebsten küssen,
Doch die Leute ich fürchte,
Die gar baldig klatschen! |

Jégénye.

Dr. H. v. Wlislöcki.

Abderiten von heute.

3. Die Büsumer. Die Büsumer wollten einst einen Mühlstein vom Deich hinunter auf ein Schiff bringen. Mit Mühe gelang es ihnen auch. Wie sie aber den Stein unten am Deich haben, fällt ihnen ein, es wäre doch viel leichter gewesen, ihn vom Deich hinabrollen zu lassen. Mit grosser Mühe und Anstrengung bringen sie nun den Stein wieder nach oben. Aber, meint nun einer, er könnte uns ins Wasser rollen, darum muss einer seinen Kopf durch das Loch in der Mitte stecken, damit der uns dann, wenn der Stein wirklich ins Wasser laufen sollte, Bescheid geben kann, wo der Stein geblieben ist. Also

steckt nun einer den Kopf durch das Loch. Der Stein wird hinabgerollt und läuft samt dem Büsser, der ihn um den Hals hat, in die Nordsee hinein. Rufen die Büsser vom Deich herunter: „W'nëm is de Stèn?“ Keine Antwort. Wiederum rufen sie: „W'nëm is de Stèn blèh'n?“ Wieder keine Antwort. Sprechen die Büsser: „Nu is de verdammte Kerl uns mit den Mälenstèn üt'nait.“ Und nun gehen sie auf die Suche und kommen endlich auch nach Hamburg und in der Michaeliskirche finden sie in dem Pastor den Mann mit dem Mühlenstein wieder und verklagen ihn bei dem Senat. (Erzählt man ähnlich auch von andern Orten.) Einstmal finden die Büsser einen Frosch, und da sie das Tier nicht kennen, wird hin- und hergeraten, was das wohl für ein Tier sein möge. Einer meint, nach der Stellung beim Sitzen zu rechnen, müsse es ein Hund sein. Doch will man lieber einmal den Sohn eines Büssers fragen, der in Kiel studiert und augenblicklich gerade beim Hause ist. Der wird denn nun geholt und der entscheidet also: nach dem Springen zu urteilen, muss das Tier ein Frosch sein (Vrgl. in Müllenhoff, S. 559: die Thadener). — Als während des Krieges die Kriegsschiffe bereits auf Büsum lossegen, holen die Büsser rasch ihr Vieh vom Anssendeich. Dasselbst steht auch ein Pferd getüdet. Der Eigentümer des Pferdes kommt eilig angelaufen, schwingt sich auf dasselbe, ohne erst den Tüderpfahl loszumachen, und als er davon galoppiert, reisst der Pfahl von selber heraus und fliegt dem Reiter in den Nacken, und dieser ruft: „Ick bin dräpen, ick bin schäten, au, au, au!“ (Vrgl. auch die Hostruper, Müllenhoff, S. 93.) — Ein andermal sind die Büsser zum Baden ausgegangen, und wie sie aus dem Wasser heraussteigen, fehlt einer, und der muss, — es kann ja gar nicht anders sein — ertrunken sein. Sie zählen aber so, indem der Zähler sagt: „Ick bin ick! und dann beim zweiten anfängt zu zählen; und so fehlt immer einer. Betrüb't setzen sie sich an das Ufer der Nordsee. Kommt da jemand gegangen, dem sie die Ursache ihres Kummers mitteilen; und der giebt ihnen den Rat, sich alle auf den Bauch zu legen und ihre Nasen in dem Sand abzudrücken, und die Abdrücke dann zu zählen. Sie thun das und — richtig! alle sind wieder da und sie gehen vernüht nach Haus. (Vrgl. auch Müllenhoff, S. 94.) — Ein Büsser guckte einmal in den Brunnen und ward da den Mond gewahr. Der rief nun alle Büsser zusammen und sagte, der Mond sei in den Brunnen gefallen. Man beschliesst, ihn wieder herauszuholen. Ein Windelbaum wird quer über den Brunnen gelegt, Waghals (nach anderer Fassung Dumm-Hans) hängt sich an den Baum mit den Beinen nach unten, ein zweiter wieder an dessen Beine und ein dritter an dessen Beine. Noch aber reicht die also gebildete Kette nicht ganz an's Wasser, da ruft Waghals: „Holt, ick mut ers mal in'e Händ'n spig'n (spütt'n).“ Er lässt also los und — plumps! fallen alle in den Brunnen. Nach einem andern Bericht wollen sie den Brunnen leer schöpfen; da das ihnen nicht gelingen mag, so können sie auch den Mond nicht kriegen.

Ralf Ofterding.

Geisterglauben.

Die Geister der nordischen Felsenwelt.

Von J. Staake.

Während meiner Reisen in Skandinavien war es meine liebste Unterhaltung mir durch den einheimischen Volkmund die Sitten und Gebräuche vergangener Zeiten schildern zu lassen. Auch die Sagen und Mürchen, in denen geheimnisvolle Wesen eine grosse Rolle spielen und die sich wie ein teures Vermächtnis von Geschlecht auf Geschlecht fortpflanzen, liess ich mir gerne erzählen. Ich schrieb sorgfältig solche Mitteilungen nieder. Ich will meine Mitteilungen mit jenen geheimnisvollen Wesen beginnen, welche nach der Meinung des Volkes in den Bergen, Felsen, Schluchten und Wäldern hausten, und die Unterirdischen, Troll, Hulderen, Alfes, auch Nisser genannt wurden und welche bald in Riesen, bald in Zwerggestalten auftraten. Jene Wesen waren alle Unterthanen zweier Bergkönige, in Schweden war es der Kullamane, der seinen Wohnsitz auf dem Kullen hatte, in Norwegen aber regierte Harkort, der am Hardungerfjord wohnte, diese Geisterschaar. Beide waren mächtige Herrscher und sandten ihre Untergebene aus, böse Menschen zu strafen und gute zu belohnen. Indes waren die Troll ein gar launisches Volk, mochten gerne necken und liebten es dann und wann einen Schabernak auszuüben. Kein Wunder also, dass die Bewohner der nordischen Felsenwelt diese Wesen fürchteten und alles mögliche thaten, sie bei guter Laune zu halten. Selten rühmte sich jemand die Wesen gesehen zu haben, und wenn es geschah, so verschwand ein solcher plötzlich oder wurde schwer krank. Ward aber jemand reich oder machte sonst sein Glück, to flüsterte man oft seltene Dinge von ihm und betrachtete ihn als einen Bevorzugten der Unterirdischen, von denen niemand recht wusste, ob sie gute oder böse Wesen seien.

Diese Wesen, Troll, Nisser oder Unterirdische genannt, wurden als höchst launenhaft und mächtig geschildert, mithin war die Furcht vor ihnen so gross, dass es niemand wagte, Uebles von ihnen zu reden, selbst dann nicht, wenn sie Misswachs, Schiffbruch oder sonstiges Unglück, die Wirkungen ihres Zornes, gebracht. Obgleich nun die Unterirdischen sich fast nie den Menschen gezeigt, so war der Glaube des Vorhandenseins ein so fester bei der Bevölkerung des Nordens, dass er selbst durch die Einführung des Christentums nicht verseucht werden konnte. Um nun aber die Troll in freundlicher Gesinnung zu halten, ward ihnen von jedem Festmahle eine Schüssel mit den schönsten Gerichten vor die Thür gestellt. An die Ausführung dieser Sitte knüpfte sich die Hoffnung der Hausbewohner, es würde ihnen Glück und Segen zu teil. Ein anderer Gebrauch, auf den ebenfalls viel gehalten ward, war der, bei der Wiege eines Kindes musste stets nicht nur in der Nacht, sondern auch am Tage so lange eine Kerze brennen, bis es einen Namen erhalten. Dieses geschah sowohl in den Hütten der Armen, als auch in den Häusern der Reichen. Der

Schein des Lichtes soll die Unterirdischen ferne halten, die gerne ihr Wesen im Dunklen treiben und dem Kinde in schlechter oder neckischer Laune, leicht Uebles zufügen konnten. Ein auf dem Lande im ganzen Norden verbreiteter Gebrauch wurde ebenfalls auf das strengste beobachtet; bei dem Einbringen der Ernte liess der Landmann stets eine Korngarbe auf dem Felde stehen. Dadurch wollte er den Troll andeuten, dass auch ihnen Dank für den reichen Segen, den die Felder gebracht, gebühre. In einigen Strandgegenden war es ebenfalls schon von Alters her Sitte, dass die Fischer, wenn sie einen guten Fang gethan, einige der schönsten und grössten Fische an eine Stelle niederlegten wo sie glaubten, die Unterirdischen würden sie finden, sich darüber freuen und auch ferner den Strand segnen.

Die Sitten des grauen Voralters sind der Neuzeit übergeben. Alle Märchen und Sagen, in denen von Geistern berichtet wird, tragen auch dazu bei, dass die nordische Gebirgswelt mit ihren starren Klippen, tiefen Schluchten, dunklen Höhlen, brausenden Wasserfällen und finstersten Wäldern in einen geheimnisvollen Zauber gehüllt wird.

Ostpreussische Sprichwörter, Volkreime und Provinzialismen.

Gesammelt von J. Sembrzycki, Königsberg in Ostpr.

Zweite Folge.

256. Wem hab' ich was zu befehlen!

Spottende Entgegnung, wenn Jemand übermüthig äussert: Wer hat mir was zu befehlen! —

257. Er ist aus der Familie Blubbereit.

(cfr. Frischb., Wb. I., p. 90.) Ein unerträglicher Schwätzer, der immer plappert (blubbert). Wenn eine Flüssigkeit aus einer Flasche mit engem Halse langsam unter gluck-gluck-gluck entfließt, sagt man: sie blubbert.

258. Na, wenn Sie wieder was brauchen!

Diese stereotype Redenart der „Gewürzer“ wendet man an: zu Jemand, der im Geschäfte lange gewählt, schliesslich aber doch nichts gekauft hat; zu Bettlern, zu Jemand, der sich davon macht, nachdem er die Wahrheit ordentlich zu hören bekommen.

259. Du öl ful Brün'!

Zu einem Faulen.

260. Hier wird nicht gebrudert!

Hier geht's ohne Ansehen der Person streng geschäftsmässig zu.

261. Dat öss förz tom Brölle!

Das ist zum ans der Haut fahren.

262. Modder, göff wat öinne Collect!

So fordert der Arbeiter von seiner Frau Geld zu Branntwein.

263. Ök College!

Spottend, wenn Jemand sich unbefugt einen Titel giebt, einem Stande zählt, z. B. wenn ein Materialist sich als Drogist, ein Kurpfuscher als Doctor, ein Austreicher als Maler bezeichnet.

264. Was nicht dein ist, lass nicht liegen!

Persiflage der Redenart: Was nicht mein ist, lass ich liegen!

265. Jetz kannst din Ding öm Rök hänge.

Zum Stroh Wittwer. Ding = penis.

266. Öl' Donnerdos'!

Schimpfwort zur Bezeichnung einer grossen, dicken Frauenperson mit lautem Organ.

267. Na, denn bin ich so weit einig!

Meine Geschäfte habe ich erledigt und wäre somit wohl abgefertigt.

268. Kannst mir mal auf die Eier pfeifen!

Soviel als: Leck mich im A.

269. Endlich ist nicht ewig!

Als „kalter Wasserstrahl“ Jemandem gegenüber, der sich sehr freut, „endlich“ etwas erreicht, erworben etc. zu haben.

270. O wie eitel, Is de Keitel!

O Eitelkeit! Wortspiel; Keitel ist ein Eigenname.

271. Du hast wohl Erbsen zu Mittag gehabt? Mir scheint, die Schauben stecken dir noch in den Ohren!

efr. Frischb. Sprw. II., 2348. Zu Jemand, der sich stellt, als verstehe er nicht recht, zum Wie?-Frager.

272. Jede Arft' singt ehr Löd.

Wenn Jemand viele Erbsen gegessen hat, und in Folge dessen reichliche Detonationen hörbar werden.

273. He huckt wie e Erzpriester.

Gravitätisch und breit.

274. Wenn wärd di bim Ète grin on gél fer e Öge? Wenn Rührei etzt mött Prislök.

275. Das Essen hat Feuer gesch'n!

Ist noch sehr heiss auf den Tisch gebracht.

276. Schlimm fahren, wenn ein Pferd zieht, das andere nicht!

Es ist für einen Haushalt schwer, fortzukommen, wenn einer der Ehegatten leichtsinnig und pflichtvergessen ist.

277. Wenn e Füler söck wat deiht, denn freut he söck.

Jemand, der sich mit einer geringfügigen von ihm verrichteten Arbeit brüstet.

Schimpfwörter.

Nordfriesisch. Ual Teut, grat Sek, Dorrelduush = unordentliche Person, Quaksnütj = Plaudermaul, Püscherich (Helgolander Schimpfwort), Küptan oder Süptan = Trink- oder Sauftonne, Glüsungh = Glotzauge, Holtskuh — Holzschuh, Dönmar = Donar, Slotholt = Taugenichts, Reekel (auf Silt) = ein langer, aber schwächlicher Mensch (Chr. Johansen, die nordfriesische Sprache, S. 33). Seite 111 kommt auch als Schimpfwort: „thing“ vor.

Berlinisch. Die Berliner Abendpost Nr. 65 von 1891 berichtet: B. nennt P. einen Lump. Sie gehören zu den Dickpansen und aussaugenden Staatsobjekten. Er wird, weil er gereizt, mit nur 30 Mark Strafe belegt und muss dem Verletzten 31 Mark zahlen.

H. Volksmann.

Kleine Mitteilungen.

Zu „Lilith und ihr Gefolge.“ S. 144 u. f. Ich erlaube mir, Sie auf einen Fehler aufmerksam zu machen, der im 8. Hefte, S. 144 u. f. vorkommt. Es findet sich dort die Uebersetzung eines Amulets, das zum Schutz des Neugeborenen gegen die Lilith an den Wänden des Zimmers angebracht wird. Der Inhalt des Amulets wird nun als Volkglaube der Juden hingestellt. — Das alles beruht auf einem Irrtum. Den eigentlichen Inhalt des Amulets macht nicht das in jener Uebersetzung Angegebene aus, sondern der in der Mitte gedruckte Psalm 121. Desgleichen gehört zum Amulet ein Zettel mit Engelnamen, die in jener Uebersetzung aber falsch und unvollständig angegeben sind. Das kann meines Erachtens gar keinen Anspruch erheben, Volkglaube genannt zu werden. Dieser Brauch hat seinen Ursprung in der Kabbalah und ist von dort ausgegangen. Die Tenfelin Lilith ist den Juden ganz unbekannt; ich meine natürlich der Masse. — In den unzähligen Teufelgeschichten, die ich in meiner Kindheit gehört, findet sich absolut keine Tenfelin, die jüdische Dämonologie kennt auch keinen Namen der Teufel, mit Ausnahme etwa „Aschmadai,“ des Namens des Teufelkönigs, der aus der Thalmud her bekannt ist. Lilith ist eine Figur der Kabbalah, also der geheimen Lehre und nicht des Volkgläubens. Und es ist, glaube ich, unrichtig den Inhalt eines Amulets, das, weil hebräisch geschrieben, dem Volke so gut wie ganz unverständlich ist, als Volkgläubens auszugeben. Dazu muss ich noch bemerken, dass in den geschriebenen Amuletten, diese Randglosse, die Ihr Mitarbeiter als Inhalt angiebt, sich gar nicht vorfindet.

Lemberg.

B. W. Schiffer.

Sprichwörter galizischer Juden.

VI.

85. A schlechter Zahler ist a güter Muhner.

86. Ass m' hot kan Grät (Wäsche), verspurt (erspart) man Wäschgeld zü zühlen.

87. Mehr gelebt, mehr esst men.

88. Alle Hünd hoben ein Punim (Aussehen).

89. Ryba (poln. Fisch) ist taki Fisch, ober Geld auf'n Tisch!

90. Pätsch (Ohrfeigen) zü bekommen, ist lachter (leichter) wie Pätsch zü geben.

91. M' sugt nischt och (ach) bis s'git nischt kan Stoch.

92. M' giesst nischt aus dus Unreime, bis m' hot nischt kan Reins.

93. Der Mensch ist schwacher vün a Schtroj (Stroh) ün starker vün a Stein.

94. Dns Gejächt (Aergre) vergeiht, der Rewach (Gewinnst) besteiht.

95. Der Eiberschter (Oberster = Gott) schickt die Kält nach die Kleider.

96. Ass es ist nischt du kan Meidel (Mädchen), müss men tanzen mit a Schickse (Dirne).

97. Wenn der Bal-bus (Wirt) ist a Schlimisalnik (Schlemmichl = unbeholfen), ist der Ganew (Dieb) ein Berji (geschickt).

98. Waber hoben lange Hur (Haare) ün' a korzen (kurzen) Seichel (Verstand).

99. Var a heimischen Ganew (Dieb) könn m' sech nischt ubhüten.

100. Ass m' losst a Hünd auf der Bank, springt er auf'n Tisch. [Serbisch: Pusti koku na stolicu, skočiče i na policu (Lass die Gluck aufs Schemelchen, so springt sie auch aufs Geschirrwandgestell hinauf)].

Lemberg.

(Fortsetzung folgt.)

A—n. I—n.

Abzählreim: änke, twänke, dränke, fänke, fike, fake, bone, knake, höppern, pöppern, piren, paren, puff, dat is en rechter Schuff. Vor 70 Jahren in Horn in Lippe.

Frankfurt a. M.

G. A. B. Schierenberg.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII, Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Kommissionverlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.“

XII. Hft. II. B.

Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 2 fl. 40 kr.

1891.

Geburt und Taufe in der Gegend des Sollinger Waldes.

Von Heinrich Sohnrey-Freiburg im Breisgau.

„Hochtied . . . Kinderläpige is nich wiet!“ So hat der Spassmacher an der Hochzeittafel gerufen . . . und er hat recht prophezeit. Eine gewisse Zeit ist vergangen . . . und die eine Frau im Dorfe raunt es der andern zu: „Wat seggst Däu, met Bormann's junger Fröuen is't alle wat anders!“ Ein dunkles Wort, auf das aber die andere so verständnisvoll nickt, als wüsste sie schon seit Wochen um das Geheimnis.

Bormann's junge Frau begegnet ihrer Erzfeindin . . . und was sie seit Jahr und Tag nicht über sich gewonnen hat, das geschieht jetzt: sie bietet ihrer Erzfeindin einen guten Tag. Es mag ihr schwer genug angekommen sein; aber sie steht mit einem Fusse im Grabe, und sie weiss: grüsst sie die Feindin nicht, so wird sie . . . ein stummes Kind zur Welt bringen, denn so geht der Volksglaube. In der Taubstummenanstalt zu Hildesheim befindet sich ein taubstummes Mädchen, in dessen Heimorte ich die Leute versichern hörte, dass das Kind taubstumm geboren sei, weil die Mutter dem Verführer ihrer Schwester nicht die Tagzeit geboten hätte.

Hoffnungsvolle Frauen dürfen kein Unrecht begehen, wenn sie nicht wollen, dass ihr Kind mit den entsprechenden üblen Eigenschaften geboren werden soll.

Die Zeit ist um . . . und plötzlich geht ein Raunen durch's Dorf. Man hat den jungen Bormann im blanken Sonntagkittel hastig vom Hof gehen sehen, und er hat nicht den graden Weg durch's Dorf, sondern einen Umweg ausserhalb des Dorfes eingeschlagen, um

zur Stadt zu kommen. Was dies verschämte Eilen zu bedeuten hat, nur zu bald wird's offenbar. Auf einmal heisst's: „Wettet je as wat Neages? Bormann's hebbet 'n klein Megen ekregen!“ Also die „Bamutter,“ die Bademutter (Hebamme) war's gewesen, der das verschämte Eilen des jungen Mannes gegolten hatte. Bormann's hätten zwar zuerst lieber einen kleinen Jungen genommen, um den Stammbaum gerettet zu sehen; es war sogar der Bademutter, wenn auch nur scherzweise, ein entsprechender Auftrag gegeben worden; indessen als sie das „gralläugige“ Mädchen sehen, da sind sie es auch zufrieden und sagen: „Wat kümmt, maot ewelint weren!“

Nachdem das Kind glücklich zur Welt gekommen, geht der Vater in seiner Herzfreude eiligst auf die „Raakböhne“, um die für dies Ereignis besonders aufgesparte „dicke Wurst“ herunterzuholen, welche dann von den versammelten nächsten Verwandten und Nachbarn in freudiger Aufregung einmütig verzehrt wird, wobei man selbstverständlich einander auch fleissig mit dem Brantweinglase zuproestet. Kommt gerade ein guter Bekannter am Hause vorüber, pflegt man auch ihn wohl hereinzunötigen: „Kumm herin und drink emol un probeer ak de dicke Wost emol!“

Der alte Glaube äussert sich hauptsächlich bei der Taufe in den verschiedensten und seltsamsten Vorschriften, mit deren Befolgung es aber heute nicht mehr so gehalten wird, wenn wir uns auch nicht verhehlen dürfen, dass noch manche Handlung allein durch den Glauben bestimmt wird.

Bezüglich der Pathen heisst die verbreitetste und bekannteste Regel: „Dei dredde Adder sleiht nah'n Paen.“ Ein Glaube, welcher besagen will, dass sich eine gewisse Eigenschaft vom Pathen auf den Täufling vererbt.

Eine Frau, welche selbst ein Kind erwartet, soll man nicht zur Gvatterin bitten, es könnte sonst dem Täufling das Leben kosten.

Manche Eltern stellen das ausdrückliche Verlangen an Pathen und Pathinnen, dass sie sich, bevor sie den Taufgang antreten, den Mund hübsch mit Wasser ausspülen und sich danach aller spirituellen Getränke enthalten, auf dem Taufgange selber aber keine leiblichen Bedürfnisse mehr befriedigen, weil das Kind sonst mit üblen Eigenschaften behaftet werde. Im übrigen ist für den Taufgang die Regel massgebend, dass der Jüngste vorangeht, und immer der Nachälteste sich anschliesst.

Vor dem Altare hat die Bademutter Sorge zu tragen, dass das Kind von sämtlichen Pathen ein Weilchen auf dem Arme gehalten wird; der Jüngste hat in der Regel das Kind über die Taufe zu halten. Dabei ist nun noch ein besonderes Merkzeichen zu beachten, und es soll wirklich Leute geben, die durchaus nicht nur des Spasses wegen auf das Zeichen achten: der Pathe nämlich, auf dessen Armen das Kind weint, „hat es nicht gern gethan.“

Das Pathenamt bringt ja freilich allerhand Verpflichtungen mit sich; aber dafür verspricht es auch einen herrlichen Lohn, heisst es

doch: So viel mal einer hat Pathe stehen müssen, so viel Sitze („Stehens“) werden ihm im Himmel bereitet.“

Ein grosser Widerwille herrscht dagegen, mehrere Kinder gleichzeitig zur Taufe zu bringen, denn man glaubt, eins müsse dann sterben. So kam es beispielweise vor, dass eine Mutter, welche mit den Gevattern ihres Kindleins bereits vor der Kirchenthür stand, wieder mit der ganzen Gesellschaft umkehrte, weil sie eines zweiten Täuflings ansichtig geworden war.

Lässt sich aber eine Doppeltaufe durchaus nicht umgehen, so muss, falls die Täuflinge verschiedenen Geschlechts sind, das Mädchen vor dem Knaben getauft werden, damit es . . . keinen Schnurrbart bekommt. Manchenorts wird aus eben diesem Grunde der Küster veranlasst, bei jedem Kinde „neues“ Wasser zu besorgen, und da leider zumeist noch dieser Küsterdienst von dem Ortlehrer verrichtet werden muss, dieser aber den unsinnigen Aberglauben zu bekämpfen hat, so kommt es da mitunter zu recht seltsamen Auftritten und Konflikten.

Die kirchliche Handlung ist vorüber, und der Heimweg wird in gleicher Weise zurückgelegt, wie der Hinweg. Ist man auf der Hausdiele angekommen, wird zunächst das aus barem Gelde . . . sechs Mark und darüber oder darunter, je nach Vermögen . . . bestehende Pathengeschenk „beigebunden,“ das aber wegfällt, wenn die Eltern „freie“ Kindtaufe halten, was allerdings nur „alle Jubeljahre einmal“ vorkommt.

Der jüngste Gevatter muss darauf den Täufling über ein vor der Stubenthürschwelle niedergelegtes Gesangbuch in die Stube tragen und es mit folgender Anrede auf den Mutterschooss legen:

„Je hebbet meck egeben 'n Heidenkind,
Eck bringe jöck weer 'n Christenkind;
Wenn je't raupet von der Straten,
Denn söll je raupen . . . (folgt der Name).“

Hiernach hebt der Vater das vor der Thür liegende Gesangbuch auf und legt es, blindlings aufgeschlagen, in die Wiege unter das Kopfkissen, worauf das Kleine schlafen gelegt wird. Wenn es lange und gut schläft, wird solches auch in der Folge der Fall sein. Verziehen sich im Schlafe die Mienen des Kindes wie zum Lächeln, so sagt man: „Die Engel im Himmel spielen mit dem Kinde.“

Ist der Täufling endlich wach geworden, so wird das Gesangbuch genommen und der getroffene Gesang gelesen. Je nachdem er einen traurigen oder fröhlichen Inhalt hat, steht dem Kinde ein trauriges oder fröhliches Leben bevor.

Von dem Gesangbuch vor der Thür sagt man übrigens, es solle bezwecken, dass das Kind klug werde.

Somit wären wir endlich beim Kindtaufschmause angekommen und könnten uns nun, wenn wir, wie der Herr Pastor und der Herr Lehrer, dazu geladen wären, besonders an dem mit einer prächtigen braunen Kruste gebratenen Schweinschinken, dem prächtigen Butter-

Reisbrei, dem süßen „Habutschenbrei“ und dem ewig kreisenden kalten Grog gütlich thun. Es ist ein lustiges Essen, reichlich gewürzt nicht nur durch Pfeffer, Senf und Salz, sondern auch durch manche deut-same Spässe und Schuurren der übersprudelnden Laune

Die Gevattern müssen jedes Gericht „probieren,“ lautet ein Paragraph im alten Herkommen.

Die Mutter des Täuflings schneidet sich eine Brotscheibe und bestreicht sie mit Butter, wobei sie sich aber nur der linken Hand bedienen darf. Vielerwärts hat der jüngste Pathe dieses Taufbutter-brod zu schneiden und mit Rosmarin zu schmücken.

Abgesehen davon, dass man auf dem Dorfe den Festtag am liebsten zwischen den vier Wänden zubringt, verbietet auch ein alter Glaube den Pathen das Ausgehen am Taufstage, denn wenn die Pathen ausgehen, so wird das „Pathchen“ einmal ein „Wanderer“.

Auch die Mutter soll am Taufstage das Haus nicht verlassen, denn in dem Hause, das sie an diesem Tage besuchte, würde in dem selbigen Jahre viel Töpfergeschirr entzweigeworfen werden.

Eine gesittete Mutter würde sich übrigens schwer dazu verstehen, auszugehen, ehe sie die kirchliche Einsegnung empfangen hat, welche, wenn es ihr Gesundheitszustand irgend erlaubt, in der Regel un-mittelbar nach der Taufhandlung vor dem Altar erfolgt.

Ich will nur noch hinzufügen, dass die Leserin sich einen blanken Thaler verdienen könnte, wenn sie so glücklich wäre, den . . . ersten Zahn des Kindes zu finden.

St. Martintag in Schleswig-Holstein.

Von H. Volksmann.

Der Martintag hat jetzt nur noch als Kalendertag in Schleswig-Holstein eine Bedeutung, weil er meistens der Tag ist, an welchem die Pacht bezahlt wird. Ehedem war er ein Festtag. Ueberreste dieses Festes finden sich nur noch in der Kinderwelt. In meiner Jugend hüllte man in Dithmarschen mit Vorliebe Kürbisse aus, schnitt Gesichter darauf aus, steckte ein Licht hinein und fertig war die Laterne. Ebenso häufig hüllte man Gurken aus, schnitt allerlei Figuren darauf aus, gewöhnlich Sonne, Mond und Sterne. Aber schon in meiner Jugend traten an die Stelle dieser Laternen die bunten Papierlaternen. Mit solchen nun gehen die Kinder von Ende des August bis in den Oktober hinein umher und singen dabei Martinlieder, die aber längst schon ihren Charakter als wirkliche Bettelieder eingebüsst haben. Von einem Einsammeln von Gaben ist längst nicht mehr die Rede. Die Kinderwelt hat uns noch einige Martinlieder aufbewahrt, von denen ich hier einige zur Kenntnis bringe. Ein recht merkwürdiges Martinlied, das ich in Dithmarschen und Stapelholm hörte, mag die kleine Reihe eröffnen. Es lautet:

Ich wull noch mál in 'n Måneschien gån, wenn blots de bösen Rúders man ni kámt; dár kámt se all, vár de Kukuk sin Dår. De Kukuk lét se rinner, wér dat ni 'n grot Wunner? 'Trantralja, trantralja. De Brüt de krég en Kuss. Geg. von Lunden.

Etwas abweichend lautet dasselbe Lied in Friedrichstadt a. d. Eider:

Ich wull so geru mal in 'n Maneschien gæu, wenn blots de bösen Rúders man ni kamt; daer kamt se all her vár de Kukuk sin Dår. De Kukuk leeg derunner, weer dat ni grote Wunner? Hau harra, trarara. De Bruet de geev en fórt; se kunn nich länger holen' dat Ledder weer to kort. Re—a, Re—a—räschen, klikke, klikke, kläschen. Morrn sull wi Hasen jag'n. Heisasa, folgt mir nach, folgt mir alle kleine Vögelein nach.

Diese Gruppe von Martinliedern habe ich sonst nirgends gedruckt gefunden. Doch veröffentlicht G. Raatz im Hamburger Fremdenblatt vom 29. Juli 1887 eine ähnliche Lesart:

Laue, laue, tittitit, en oll Mann am Fúrherd sitt, in 'n düstere Kamer mit 'nen blanken Hamer. Wi will'n so girn in 'n Manschien gahn, wenn blot de ollen Rúders nich kam'n. Da kam ick all her mit vulle Gewehr, ∴ Hurra! in 'ne Reih, ∴ De Hahn de kreiht, de Bäcker de backt, de Klock sleiht acht, de Mån geiht up ∴; un geiht wedder af ∴;

Das gewöhnlichste Martinlied, das noch jetzt in der Lunderer Gegend am meisten gesungen wird, lautet:

Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne. Brenn' auf mein Licht, brenn' auf mein Licht, aber meine Laterne nicht. Meine Laterne ist so schön, da kann man mit spazieren gehn in dem grünen Walde, wo die Büchsen knallen, wo die Vögelein springen, Hirsch und Rehe springen; de Bäcker de backt, de Klock slaiht acht, juch Händrai, juch Händrai, schall'k man 'n Snupp Licht?!

Dasselbe Lied singen auch die Kinder in der Stadt Schleswig. Doch heisst der Schluss hier:

In dem grünen Wald, wo das Echo schallt und die Büchse knallt.

Ein anderes aus Preil bei Lunden stammendes Martinlied heisst:

Mit der Laterne in der Hand reisen wir durch's ganze Land: Hamburg, Lübek Bremen; ich brauch' mich nicht zu schämen. Olsche mit de Lüch, de de Lüd bedrúch, het sick Eier hält, het se nich betált. Olsche kunn de Trepp nich(t) find'n; bums! dár full se na de Bums Keller rin.

Aus Friedrichstadt a. d. Eider besitze ich auch noch eine andere noch mehr verunstaltete Form der Martinlieder, das schon abgedruckt ist in den volktümlichen Liedern aus Norddeutschland u. s. w., H. 3, S. 260. Es lautet:

Madd'n, Madd'n Hülk'n en rood'n Rülk'n, en rood'n Röckschen an, dat weer mien ol Madd'n Mann. Madd'n, Madd'n Göesch'n Sie ni al to böesch'n. Hier en Stoel, daer en Stoel, op jede Stoel en Küss'n un daer en Panckoek twisch'n.

Aehnlich lautet auch das folgende aus Lunden stammende Lied, das schon im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung gedruckt vorliegt:

Maden Maden Hülken sü ni all to bülken hier en Stohl un dar en Stohl up jeder Stohl en Küssen un dar en Hülken twischen. Maden Maden Göschen sü ni all to böschen. Min ull Maden wer en Mann harr en rodes Röckschen an Dat wer min ull Maden Mann. Maden Maden harr en Ko de kem Allerhilgen to wer ni fett un wer ni mager Dat wer min ull Maden-Swager. Schall'k man 'n Snupp Licht?

Hülken in den beiden vorstehenden Liedern bedeutet vielleicht, wie Herr Dr. Mielck im Korrespondenzbl. des niederdeutschen Sprach-

vereins meint, Hülleken, kleine Hülle, und weist dann auch für unsere Gegend auf eine übliche Vermummung hin.

Deutlich lassen sich für Schleswig-Holstein 2 Gruppen der Martinlieder unterscheiden. In der ersten Gruppe ist von bösen Reitern (Rinders in dem von Raatz mitgeteilten Liede ist wohl ein Druckfehler) die Rede, die vor des Kuckucks Thür erscheinen und vor denen das Kind sich fürchtet. Die Lieder sind vielleicht als Martinlieder nicht alt und wahrscheinlich sind Bruchstücke von andern Volkreimen darin aufgenommen. Die Lieder der zweiten Gruppe kennzeichnen sich deutlich durch den Namen Maden, Madd'n = Martin als wirkliche Martinlieder.

Die Scheidenrufer.

Von Ludwig Frahm-Poppenbüttel.

Die Scheidenrufer bilden eine besondere Abart der Wiedergänger. Ueber sie äussert sich Jensen-Boren in den „Scenen und Geschichten aus Schleswig-Holstein, Altona 1850“, in einem kleinen Aufsatz über „das Wiedergehen“ sehr treffend also: „Sehr häufig beziehen sich die Sagen auf Wiedergänger. Wer hier Unrecht gethan und nicht wieder gut gemacht, der musste nach seinem Tode umhergehen und als Schatten sich kraftlos abmühen, wiederherzustellen, was durch Versündigung geschadet war, und kam nicht eher zur Ruhe, bis ein Lebender sich erbarmte, dies zu thun; wer sein Herz an Dinge dieser Welt sündlich gefesselt hatte, dessen Schattengestalt war an diese Dinge nach dem Tode noch gefesselt bis eine Sühnung geschehen. Das war die Vorstellung, die den vielfachen Erzählungen von den Wiedergängern zu Grunde liegt, eine Vorstellung die, wenn man sie sich zu Ende denkt, in der That eine grauenhafte Strafe und Qual bezeichnet. Der etwa verrückte Grenzstein sollte wieder an seine rechte Stelle gebracht werden, und der Geist mühte sich vergebens, ihn anzufassen, ihn zu heben.“

So sind denn die „Scheidenröpers“, wie sie allgemein in Holstein und wohl auch in den Nachbarländern bezeichnet werden, nach der Vorstellung des Volkes dazu verurteilt, in nächtlichen Stunden, vornehmlich in düstern Nächten die wahre Grenze der Feldmark, des Flurgebietes entlang zu schreiten und durch Rufen zu bekunden. Aus den Sagen der Scheidenrufer geht hervor, dass in den allermeisten Fällen die Verrückung der Grenze den derzeitigen Bewohnern einer ganzen Dorfschaft, einer Gemeinde oder deren Vertretern zur Last gelegt wird, denn meistens sind 3—7 Personen als Scheidenrufer betroffen worden, nur in wenigen Fällen muss der Amtmann oder eine andere höherstehende Person allein „scheiderufen“, welcher die Veruntreuung eines Teiles der Feldmark zur Last gelegt wird. Es mögen hier nur einige wenige Fälle von Scheiderufern angeführt werden. Als ehemals die Bauern des Gutes Ahrensburg noch Holz, sogenanntes

„Bundholt“ nach Hamburg führen und dann spät heimkehrten, hörten sie oftmals schon in der Ferne die Rufe: „Hier geiht de Schei — ho, ho!“ In des Regel war es in der moorigen Gegend beim Hagen, wo bekanntlich die alte Burg Arnesvelde stand. Man sah mehrere Personen durch den Sumpf waten und hörte das Klirren der Ketten. — Selbst mitten im Duvenstedter Bruch ist ein solcher Scheidenrufer anzutreffen, dessen ich erwähne, weil sein Ruf ein anderer ist; er schreit nämlich in monotoner Dehnung: „Hier schall de Steen stahn!“ Dabei überraschte ihn einst ein Bauer der Gegend und erdreistete sich, ihn nach dem Näheren zu befragen. Da zog der nächtliche Geist eine Schrift, die im Dunkeln leuchtete, hervor, hielt sie dem Bauern hin mit der Frage, ob er lesen könne. Der musste freilich zu seinem Bedauern bekennen: „Nein, lesen kann ich nicht!“ — In Lauenburg kommen an vielen Orten Scheidenrufer vor; die Pferde wittern sie schon von ferne, bäumen, fahren rasend vorbei oder schlagen einen andern Weg ein. — Merkwürdig aber ist es, dass fasst nur an entlegenen, bewaldeten und sumpfigen Stellen diese Nachtbolde auftreten, also an Gegenden, um die sich unsere Väter nicht sehr werden gestritten haben, Strecken, die vor 2—3 Menschenaltern wüst und herrenlos waren.

Diebglauben.

Man nehme ein dreimal vererbtes lutherisches Gesangbuch, schlage darin das Lied auf: „Wie Gott mich führt, so will ich gehen ohn alles Eigen-Wählen etc.“ (von Lampertus Gedichte 1683/1735), lege einen dreimal vererbten Schlüssel an der citierten Stelle so hin, dass der Bart auf den Anfang des Liedes zu liegen kommt, der Griff unten aus dem Buche hervorragt. Darauf klappt man letzteres zu, verschnürt es fest übers Kreuz und versiegelt es. Nun stellen sich zwei Personen einander gegenüber, jede mit ausgestrecktem mittelsten Finger von der rechten Hand, ein drittes Menschenkind hängt den Schlüsselgriff auf die Fingerspitzen. Endlich soll man sagen: „Ich glaube, dass Anton X . . . dem Bauern Fritz Y . . . eine Gans gestohlen hat.“ Im positiven Falle springt der Schlüssel von den Fingern herunter und das Liederbuch fällt polternd zur Erde. (Mittelschlesien, neben dem von Herrn H. Volksmann beschriebenen Siebdrehen.)

Karl Knauth.

Sünden.

Der Bal averah (Sündenmensch). An einem Fasttage da sassen zwei Leute im Walde, der eine lernte den ganzen Tag Talmud, der andere verbrachte die Zeit mit Essen. Fragte A.: Weisst du

denn nicht, dass es heute nicht gestattet ist zu essen? Warum frisst du? — B.: Ich werde es dir sagen: Es giebt schon auf derer Welt keine Averaĥ, die ich nicht gethan, darum fresse ich auch heute. Aber vielleicht weisst du noch von einer Averaĥ, so sag mir sie und du bekommst heute abend von mir ein gutes Essen. A.: Also! Ich wüsste für dich eine schöne Averaĥ; du kannst keine bessere mehr finden. — B.: Nu, sag mir! — A.: Bei uns Juden heisst es: Selbstmord ist eine grosse Sünde. — B.: So! Jaßer koach! (zur Kraft). Danke bestens für die Averaĥ.

Krakau.

A. J. Charap.

Hexenglaube.

I. Aus Buck: Im benachbarten Stockum war das Kind eines Fabrikarbeiters krank. Die Eltern hielten es für behext und wandten sich an einen Hexenbanner in Hamborn. Dieser versprach das Kind zu retten und die Hexe zu bannen. Zu der feierlichen geheimnisvollen Handlung hatten sich Abends gegen 11 Uhr mehrere Nachbarn und Nachbarinnen in dem Hause des Arbeiters eingefunden, und nun begann der Hamborner seine Beschwörung. Die in dem Kissen des Kindes gefundenen „Federkränzchen“ wurden mit Oel ans Feuer gesetzt und tüchtig gesotten, nachdem der Deckel des Topfes gehörig verkittet worden. Der Hexenmann murmelt allerlei Beschwörungformeln, liest Gebete vor, sprengt angebliches Weihwasser umher und dergleichen mehr. Nach seiner Versicherung muss die Hexe um 12 Uhr unter grossem Gepolter erscheinen und am Fenster Einlass begehren. Die Mitternachtstunde rückt immer näher und sie geht vorüber, die Hexe aber — kommt nicht; sie zieht vor, nicht zu erscheinen. Der Hamborner hält sich dabei, sie müsste kommen, käme sie aber in der Nacht nicht, dann wird sie am andern Tage ins Haus kommen und an gewissen Zeichen im Gesicht — wohl Brandwunden von den gesotteten Federn — zu erkennen sein. Um 12¹/₂ Uhr endlich wurde die Geschichte langweilig. Der Topf mit den Federn und dem Oel wurde unter Gemurmel geöffnet und mit einem Messer der Inhalt kreuz und quer durchschnitten; wahrscheinlich sollte das die Hexe spüren; darnach schüttelte der Hamborner den Topf zum Fenster hinaus. Es muss ihm wohl selbst bei der Prozedur gruselig geworden sein; denn als die Nachbarn sich entfernt hatten, erklärte er den Eltern des behexten Kindes, er dürfe vor Sonnenaufgang das Haus nicht verlassen. (11. Jänner 1884.)

K. E. Haase.

II. Im Juni d. J., 1884, hat sich in Peresadowka, Gouvernement Cherson, folgendes zugetragen: Die anhaltende Dürre wurde von den Bauern des genannten Dorfes drei alten Weibern zugeschrieben, die als Hexen galten. Diese Weiber wurden in das Dorfamt berufen, wo man ihnen strengstens anbefahl, zum 17. Juni Regen zu schaffen. Einstweilen begnügte man sich damit, die Weiber sofort im Flusse

zu baden. Offenbar versprach man sich hiervon irgend eine, den Regen beschleunigende Wirkung. Indess der 17. Juni kam heran und es regnete immer noch nicht. Wiederum wurden die „Hexen“ vor die Dorfbbrigkeit geschleppt. „Warum regnet es nicht? Heute ist der siebenzehnte!“ herrschte sie der Starosta an. „Ihr habt den Regen verhext.“ „Ja, wir haben ihn verhext. Aber man müsste mit Euch noch ganz anders verfahren. Dafür, dass Ihr uns durch den Fluss gezogen habt . . . Nun gerade werdet ihr keinen Regen bekommen!“ antworteten die sich in ihrer Rolle als „Hexen“ offenbar gefallenden Weiber. Die Wirkung dieser Worte war nicht etwa Zorn auf Seiten der durch die Dürre hart geprüften Dorfbewohner — im Gegenteil, mit Thränen in den Augen bat man die „dem Regen gebietenden“ Weiber, sich doch der Unglücklichen zu erbarmen und es regnen zu lassen. „Nein, wir lassen keinen runter!“ erwiderten die Weiber hartnäckig. „Jetzt kann auch schon nicht mehr helfen, denn wir haben den ganzen Regen an den Berg Athos verkauft.“ Allmähig geriet der Volkhaufe aber doch in Hitze und man begann den Weibern zu drohen wegen der Regenverschreibung an den Athos. Die Weiber wurden furchtsam und verstanden sich endlich dazu, den Ort anzuzeigen, wo die eigentliche Kraft der Verhexung verborgen sei. Der Starosta nahm Zeugen mit sich und begab sich in die Hütte eines der Weiber, wo man in der Ofenröhre zwei beschmierte Feilen und ein Schloss fand. . . . Die Aufregung legte sich, aber Regen kam immer noch nicht. Mit tiefem Unwillen hörte man jetzt von den Bauern das Wort Athos aussprechen, der Quelle alles ihres Uebels, wie sie meinen. „Zu spät haben wir die Sache in die Hand genommen, Athos wird uns unsern Regen jetzt schon nicht mehr abgeben.“

Schlesische Volksagen.

Von Karl Knauth-Schlaupitz.

Vor einigen Jahren starb im nahen Wallfahrtsorte Stoschendorf der Wirtschaftinspektor v. B. Gar bald munkelte man im Dorfe, dass er keine Ruhe fände und in Teufelgestalt nachts im Hofe „herumhumpelte“ oder als Drachen auf dem Taubenhause sässe. (Amtleute pflegen sonst als Feuermänner umzugehen.) Diese Drachen, nach Angaben unserer Bauern Katzen oder ganz eigenartige kleine Tiergestalten mit feurigem Rachen und Schweife¹⁾ kommen unter grossem Gepolter durch den Rauchfang ins Familienzimmer und bringen dessen Bewohnern entweder Geld (nach Weinhold auch Weizen) oder sind Verkündiger von besseren Tagen. (In Ober-

¹⁾ Man stelle sich aber dabei ja nicht den „Lindwurm“ vor.

schlesien denkt man sich übrigens die „skrzatki“¹⁾ als feurige Besen durch die Luft fliegend, cf. Joh. Lompa, „Schlesisch. Provenzbl.“ N. F., Bd. I. 393 ff.)

Zu Diersdorf, einem Badeorte im Kreise Nimptsch, kam häufig ein einzelnes rotes Schwein vom Kirchhofe her (derselbe liegt mitten im Dorfe drin) und wanderte der ersten Freistelle des Ortes zu, woselbst es im Gehöfte verschwand. Einst fuhr ein Gutbesitzer aus einem „Nupperdorfe“ bei der in Rede stehenden Besitzung kurz nach Mitternacht vorbei und hörte jemanden auf der Tenne mit dem Fligel dreschen. Der Mann, welcher einen gehörigen Stiefel hatte“ (bezechet war), rief nun: „Sull ich Der ernde a Wing halfa kumma?“ In diesem Augenblicke sprang irgend ein dunkler „Gegenstand“ hinten auf den Wagen, ein mächtiger Sturm erhob sich und die Pferde griffen wie toll aus. Sobald die Fuhre jedoch den Kirchhof passiert hatte, da legte sich der Wind wieder ein, auch die Tiere beruhigten sich. (Der Mittelschlesier lässt diese roten Schweine, des Sonnengottes Fro oder Freyr goldborstigen Eber (?) sonst immer nur, wie schon Weinhold treffend bemerkt, ausserhalb bewohnter Ortschaften, an Kapellen oder Dornhecken spuken).

Ein dicht bei dem zu Schlaupitz gehörigen Vorwerk Jentschwitz gelegener, von mächtigen künstlichen Erdwällen²⁾ umzäunter Hügel führt den Namen „Kirchberg“. Ich glaube nun, dass sich dort ein alter heidnischer Betplatz befunden hat und werde in dieser Annahme bestärkt durch die Notiz in unseren Wirtschaftbüchern, dass man im Jahre 1830 auf dem Platze verschiedene rechteckige Bronzetafeln gefunden habe. — An diesem merkwürdigen Orte erscheint manchmal dem Wanderer ein mächtiger schwarzer Hund (Wolf) mit feuerspeiendem Rachen. Er kommt vom Kirchberge, läuft langsam über die Strasse weg und verschwindet, wenn er bei den jenseitigen Dämmen anlangt [(auch in Langenöls, in der Pfarrgasse, treibt sich ein solches gespenstisches Tier herum). In Güttmannsdorf b. Reichenbach umfliegt ein kopfloser schwarzer Hund, aus dessen Halse Feuer „stossweise“ auflodert, unter Kettengeklirr im Sturme das Dach des Schlosses]. Ferner soll sich mitunter auf diesem Hügel und den ihn benachbarten Lauterbacher Höhen tags von 11 bis 12 Uhr ein furchtbarer Wirbelwind erheben und gleichzeitig eine ganz „altmodische“ Karrete ohne Insassen von 2 mächtigen kopflosen **Rappen** gezogen den Berg dreimal umfahren. Die Leute sagen: „Die Schlickawabern fährt aus“ oder macht „einen Imgang im a Barg.“ (In der mir zugänglichen Litteratur über Schlesiens Sagen finde ich blos gespenstische Schimmel er-

¹⁾ „skrzatki“ werden dort nach meinem Gewährmann auch die sagenhaften schwarzen Hühner genannt, über die ich Ihnen später vielleicht noch einmal berichte. D. V.

²⁾ Diese Erdwälle, ein ganz kolossales Verteidigungswerk, führen einerseits bis zur „Rindsmauer“ auf dem Geiersberge, die schon Prof. Dr. Goepfert-Breslau sehr gut beschrieb, andererseits tief ins „Land“ hinein. D. V.

wähnt.) „Manch gläubiger Mund“ weiss übrigens davon zu berichten, dass einsamen Wanderern früher leere, führerlose Brettwagen von 2 kopflosen Rappen gezogen oder, wie bei Tinz, Kreis Breslau, ein ungemein grosser Leichenzug (4 feuerspeiende kopflose Rappen, das „Gefolge“ alles schwarz ohne Schädel) begegnet seien, vornehmlich in der Advent- oder Faschingzeit.

Bida (Das Unglück).

Ein junges Ehepaar hatte sich in Rohatyn (Galizien) ein Haus gekauft und es sehr schön wiederhergestellt. Nicht lange darauf suchten aber schon die jungen Wirte einen Käufer für ihr Besitztum. Fragte man sie, warum sie es so schnell veräussern wollten, so sagten sie einigen, dass sie ein grösseres Haus kaufen würden; den andern erzählten sie aber insgeheim, dass in dem Hause die Bida oder das Unglück umgehe. Sie krieche nächtlicher Weile aus dem Ofen heraus; sei sehr hoch und hager; mit ihren langen schwarzen Händen berühre sie alles, was in der Stube stehe und schneide hierbei schreckliche Gesichter; wenn sie aber in ihr Versteck zurückkehre, werde ein heller Schein sichtbar und zugleich vernehme man die leisen aber deutlichen Worte: Wann wird es zum letzten Male sein?“

Endlich fand sich ein Kürschner, der kaufte das Haus. Gar bald sollte er aber erfahren, dass er hintergangen worden sei, denn in dem gekauften Hause weilte in der Tat die schreckliche Bida.

Die in der vorstehenden Ueberlieferung mitgetheilten Tatsachen fanden vor wenigen Jahren in Rohatyn statt. Die Erzählung von der Bida ging damals gläubig von Mund zu Mund; sie ist sehr interessant, weil uns aus ihr klar wird, wie sich das Volk das Unglück personifiziert darstellt. Mit der Bida ist die Gestalt der Dzuma (Pest) bei Kaendl und Manastyrski, Die Rutenen in der Bukowina II. 54, vor allem aber die Nesreča bei Krauss in Sreča, Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslaven, Wien 1886, zu vergleichen.

Czernowitz.

R. F. Kaendl.

Lied der Arbeiter um Callies in Pommern.

Es wollt' ein Mädchen 'nen Schreiber haben,
Und sollt' sie ihn sich aus der Erde graben.
Sie grub wohl ein, sie grub wohl aus
Und grub sich einen Schreiber aus.
Der Schreiber, der hatte wohl Geld soviel,
Er kaufte dem Mädchen, was ihr gefiel;
Er kaufte ihr einen runden Hut,
Der war wohl für die Sonne gut,
Wohl für die Sonne, wohl für den Wind.
Schlaf' du bei mir, mein liebes Kind,
Schlaf' du bei mir und ich bei dir
Und all meine Güter, die schenk' ich dir.

Behalten Sie Ihr Gut, sparen Sie junges Blut
 Und schaffen sich Eine an, die's gerne thut.
 Die's gerne thut, die mag ich nicht,
 Die hat kein Herz, im Leibe nicht,
 Die hat ein Herz wie ein Taubenhaus,
 Der Eine fliegt rein, der Andere fliegt raus;
 Die hat ein Herz wie Leberwurst,
 Je mehr man sie isst, je mehr einen durst't.
 Und wenn man ein junges Mädchen küsst,
 Das ist, als wenn man Zucker isst,
 Und wenn man eine Alte küsst,
 Das ist, als wenn man Erbsstroh frisst.
 Und wenn man einen jungen Mann küsst,
 Das ist, als wenn man Mandeln isst,
 Und wenn man einen alten Mann küsst,
 Das ist, als wenn man Steine frisst.

A. Treichel.

Schimpfwörter.

Äesken (Dimin. v. Äs), Äpe, Äs, Äschkrabat. — Basterd, Bédeler, Bédelkosechte, Bédelsack, Bettseiker, Biäst, Blenge Hess, Bönselschen, Bommel, Böschklöpper, Büffel. — Dälvken, Däkschiar, Daugeniks, Dickkopp, Dicksack, Dilldöppchen, Docken, Döifelskeng, Döiker (Teufel), Döppen, Döppesbäcker, Dörmelsdöppen, Döve Danjel, Doll, Dollbender, Domkopp, Domschnute, Dotz, Dreckschwalf, Druitsack, Drithammel, Drömmelschen, Drüge Pitter, Druawlötschen, Duppsterken, Dümendreier, Dusseldir. — Eschenpülschen. — Fänt, Feller, Fennekieker, Ferken, Fickfacker, Filun, Fillaks, Fimmelschen, Fläbes, Fládús, Flátschkopp, Flitsch, Fotse, Frats, Frétbalg, Frétsack, Fülefott, Fûrblöser, Fulk, Fulwammes. — Galgenschwengel, Galoppschnider, Geck, Giffelte, Gitzhals, Glüntige Döivel, Graütenkieker, Grünschnabel, Gaus. — Häkse, Hämesken, Hampel(m.), Hampelte (f.), Hérgód (höiltern Hérgód), Hess (blenge H.), Hippe, Hongesfott, Hotschel, Huar, Huarenblag, Huarenbommel etc., Huæn, Hubbelte. — Jäsel, Jütte (dolle Jütte), — Kalf, Kálfäkter, Kallbacke, Kanallj, Kasper, Kattring, Kietelläpper, Kik-en-de-Welt, Killefütser, Kladis, Klapper, Klatsch, Klénkenklöpper, Klénkenfister, Klonte, Klöngel, Knistert, Knorrpott, Knüesel, Kongelfott, Kräntenbacker, Krai, Kratzkäpp, Kremmelstât, Krigmuar (Hebamme, Kröspitter, Kroesken, Krotz, Kûken, Kujan, Kûlengskopp, Kusselte, Kwängelschen, Kwätschken, Kwätschkopp, Kwatschmichel, Kwerksack, Kwettbalg, Kwetter, Kwietenpöngel, Kwiamelschen. — Lappäsche, Lappes (auch in vielen Verbindungen), Lappsack, Locktang, Lerbeck, Lömmel, Löper, Lodder, Lüder (Schendluder), Lomp, Lompenhong (etc.), Lünenköster, Lünenpitter, Lûspöngel. — Mensch (en M.), Mastkalv, Mestfenk, Mottenkopp, Mottschen. — Naffken, Naitswächter, Norksack, (Suppnickel, Saunickel etc.) — Onât, Ondocht, Otter. — Packjudd, Pánásch, Pauhahn, Peias, Pékfister, Péssekiker, Pingelschen, Pöngel, Pottkiker, Prölbüdel, Prölhans. — Quengelte, Quengelschen. —

Rabau, Racker, Rappelkopp, Rappschöttel, Ráv, Réngelduv, Riariäsel, Rotzbengel, Rotzliäpel, Rotznás. — Saubalg, Schafskopp, Schelm, Schendhong, Schendknöken, Schénás, Schenner, Schrátelte, Schrüte, Schubsack, Schuft, Schummelte, Schlampampe, Schlampe, Schlang, Schleppendröger, Schlópmötsch, Schlodderboks, Schlöngel, Schluff, Schlúkhals, Schmiarfenk, Schmiarlappen, Schmedder, Schmall, Schná-terte, Schneppe, Schnerwelte, Schnoddermül, Schnodderliäpel, Schnüffler, Schweiniögel, Seiverbát, Seiwepia, Spagitsenmeker, Spénte, Spetsbuov, Spiller, Spillewitt, Spörkel, Sprútenküönig, Stockfesch, Stoffel, Stropp, Strubbel, Strubbelkopp, Strúkróver, Strongsbüdel, Stotterfritz, Stúroks, Sünder, Supnickel. — Täckel, Tang, Tappes, Trampeljúd, Trántel-schen, Twaschdriwer. — Ül, Ullefatsküken, Útbong. — Vágabond, Verstangskasten, Völlschnúte, Vollahü, Voss. — Würwolf, Wepstát, Wespel, Wippop, Wismuar (Hebamme), Wisnás, Witzknüsel. — Zigeuner, Zippelte, Zoppenbát.

Aus dem Bergischen.

Schell.

Jüdische Legenden.

Rabbi Akiba ging einst hin und her auf dem Friedhofe. Er begegnete einem nackten, kohlschwarzen Mann. Der trug auf seinen Schultern eine schwere Holzmasse und rannte damit wie ein Pferd. Der Rabbi befahl ihm, stehen zu bleiben und fragte: „Warum mußt du eine solch schwere Arbeit verrichten? Und wenn du ein Knecht bist und dein Herr dich dazu zwingt, werde ich dich befreien.“ „Halte mich nicht auf,“ sagte der Mann, „denn meine Herren werden mir zürnen.“ „Womit beschäftigst du dich gewöhnlich?“ fragte der Rabbi weiter. „Ich bin ein Toter“ sagte der Mann, „tagtäglich schickt man mich Holz fällen.“ „Mein Kind,“ sagte Akiba, „was für eine Beschäftigung hattest du auf der Welt, von welcher du kommst?“ „Ich war Richter, aber kein gerechter, denn ein Begünstiger der Reichen und ein Bedrücker der Armen. Auch war ich von den Aeltesten des Volkes und dazu sehr reich.“ „Hast du nicht ein Wort von deinen Vorgesetzten, die diese schwere Arbeit dir auferlegen, vernommen, auf welche Weise du gerettet werden könntest.“ „Aber ich bitte dich“ sagte der Mann, „halte mich nicht auf, denn meine Herren, die Wüteriche werden mir zürnen. Für mich ist keine Rettung vorhanden, nur ich habe vernommen, was aber unmöglich ist, das, wenn ich Unglücklicher einen Sohn hätte, der vor einer frommen Versammlung sagen könnte: ‚Preiset Gott, den Gepriesenen,‘ und die Versammlung darauf erwidern sollte: ‚Amen, sein grosser Name soll gepriesen werden,‘ damals würden sie mich von diesem Elende befreien. Das ist aber unmöglich, denn ich hinterliess keinen Sohn auf jener Welt, nur als ich starb, hinterliess ich eine schwangernde Frau, ich weiss aber nicht, ob sie einen Sohn oder eine Tochter zur Welt gebracht hat. Und gesetzt, dass sie einen Sohn gebar, wer würde ihn in der heiligen Schrift unterweisen, ich hatte doch zu jener Zeit keinen guten Freund.“

R. Akiba entschloss sich, zu gehen und zu forschen, ob dessen Frau einen Sohn geboren, um ihn zu unterweisen, damit er vor einer Versammlung den Ewigen preisen könnte. Der Rabbi fragte ihn daher, wie er, seine Frau und die Stadt, wo er starb, hiesse. Der Mann sagte: Ich heisse Akiba, meine Frau Schoschnabus, die Stadt L(e)dowkaju. Betrübt und in voller Seelenangst trennten sie sich. — Als der Rabbi in die Stadt kam, wo der Mann gelebt und nach ihn fragte, verfluchte man den Verstorbenen. Seine Gebeine sollten zerrieben werden, „er ist bei Lebzeiten ein Unmensch gewesen,“ sagten die Stadtleute. Als er wiederum fragte, ob jene irgend eine Nachkommenschaft zurückgelassen, antwortete man: nach seinem Tode sei ein blöder Sohn geboren worden, der sogar unbeschnitten sei. Akiba nahm ihn zu sich, beschnitt ihn, unterwies ihn in der heiligen Schrift, aber der Blöde konnte trotz den gewaltigen Mühen seines Meisters nichts erlernen. Akiba, sehr betrübt, fastete daher 40 Tage nacheinander. Eines Tages, als die Geister der Hölle losgelassen wurden und die Elemente in Aufruhr waren, entstand ein grauerregendes Wetter und es kam eine Donnerstimme vom Himmel und fragte mit furchtbarem Geheul den Rabbi, dem Angst durch Mark und Beine rieselte, warum er sich denn so plage? „Deinetwegen — Allmächtiger Vater und Weltenlenker,“ antwortete der Rabbi, „Deinetwegen plage ich mich. Ich lehre den Jungen die heilige Schrift lesen, das Schmahgebet¹⁾ und Tischgebet verrichten, ich lehre ihn, damit er in Deinen heiligen Hallen vor einer Versammlung vortragen könne: „Preisest Gott, den Gepriesenen,“ und die Versammlung darauf antworten solle: „Gelobt sei der gepriesene Gott auf ewig.“

In ebenderselben Stunde ward der Tote von seinen unseligen Qualen befreit. Nachts erschien er dem Akiba im Traume und sagte:

Allmächtiger! Dein Name ist auf der ganzen Welt.

Allmächtiger! Dein Name währet auf ewige Zeiten.

Lemberg.

J. Spinner.

Ostpreussische Sprichwörter, Volkreime und Provinzialismen.

Gesammelt von J. Sembrzycki, Königsberg in Ostpr.

Zweite Folge.

278. Em fehle fif Gille am Däler.

(cf. Frischb. I, 820). Ist ein absoluter Habenichts.

279. Nu hebb' öck min Fett!

Nun habe ich meine Schelte weg. In derselben Bedeutung:

280. Nu hebb' öck min Fröhstöck!

¹⁾ Ein Gebet, dass mit dem Worte Schmah, d. h. Höre, beginnt. Der erste Satz dieses Gebetes lautet: „Höre Israel, der Gott, unser Gott ist einzig.“

281. Du kannst gehen Filzschuh' wichsen.
Zur Abweisung eines sich unbefugt Einmischenden.

282. Mit dem grössten Frachtwagen!

Sagt man scherzweise statt: „mit dem grössten Vergnügen.“

283. Er freut sich ein zweites Loch in den A.

(cf. Frischb. Sprw. I, 979; II, 805.)

284. Der freut sich, dass er selbst nichts hat. (Auch: Er ist froh, dass etc.)

Wenn ein Armer die Hoffnung ausspricht, er werde von einem Dritten wohl etwas geborgt bekommen.

285. Mi öss so fründlich omme Narsch.

Ich verspüre Draug zum Stuhlgange.

286. Wat he da gefrête hefft, ward he nu wedder utschîte.

Was Jemand an anderem Orte durch gutes Leben an Körperfülle und Gesundheit gewonnen, wird er, in ärmliche Verhältnisse zurückgekehrt, durch schlechte Ernährung wieder einbüssen.

287. Oeck si e armer Fuhrmannsknecht, Mi geiht Winter on So^amer schlecht; Oeck hebb' en ôlet brunet Pêrd, On dat öss nich fif Schilling werth.

288. De Foss bellt, ward Dreck reg'ne.

Sagt man, wenn Jemand rülpst.

289. Kennst nich dem nie Galopp? Lûr' man drop!

Abweisend einem von jemand gestellten Ausspruch, Verlangen gegenüber.

290. Erscht Göld, denn de Waar'!

291. Klein Geld habe ich nicht, aber das grosse ist bei mir rein wie ausgefegt!

Scherzhafte Antwort, wenn Jemand wechseln will und fragt: Haben Sie vielleicht klein Geld?

292. Geld hab ich zwar nich', aber schöne Sachen — hab' ich mal gehabt!

Bezeichnung eines Habenichts.

293. Ok genög!

Und damit basta! ! Nur referierend, z. B. „He säd, he deiht dat nich, ök genög!“

294. Is a Geschäft mit a Loch; der Profit lauft unten durch. Jüdischen Ursprungs. Sinn: ein faules Geschäft.

295. Ei so, gesund böst noch, dat Ète schmeckt di noch, de Lêwer fült di nich?

Sinn: Bist wohl nicht recht klug? Antwort auf eine unpassende, alberne Bitte, Frage.

296. Gesund wie'n Reddick (Rettig).

Kerngesund.

Nachrufe.

In der Nacht vom 24. auf den 25. Sept. verschied in Krakau im 66. Lebensjahre die Zierde und der Stolz polnischer Ethnographie und Anthropologie, **Prof. Dr. Isidor Kopernicki**, der gewiegte Kenner des Volkstums aller slavisch redender Völker, der kundige Anthropologe, der Freund Kolbergs und Erbe von dessen geistigem Nachlass. Ein böses Geschick waltet über unserer aufstrebenden Wissenschaft; denn ihre besten Vertreter sterben vorzeitig. Kopernicki war ein unausgesetzt emsiger, nüchtern und scharfsinniger Forscher, er war vieler Sprachen gründlich

Meister und durch und durch ein ehrenfester Mann. Zur Aufzählung seiner Schriften brauchten wir wohl zwei Seiten. Er hat überall die Forschung gefördert und sich ein bleibendes Andenken gesichert. Ich betraue an ihm einen Freund von unerschütterlicher Liebe und Treue. Am 6. d. M. weilten wir in Wien im Hôtel Tegethoff, wo er auf der Heimreise aus Gleichenberg eingekehrt war, volle sieben Stunden bis Mitternacht. Wie freute er sich, als ich ihm ein ansehnliches Honorar für eine anthropologische Untersuchung über Judenköpfe in Aussicht stellte, wie lebhaft besprach er die Zwecke, Ziele und Arbeitsweise in unserer Wissenschaft. Er duzte mich seit Jahren als seinen pobratim (Wahlbruder) und klangerte sich an jenem Abend an mich an als wie ans Leben. Wir spielten zuletzt noch zwei Partien Schach zusammen. Ich liess ihn gerne beide gewinnen, und schmerz erfüllt gab ich ihm den Kuss zum Abschied, denn ich sah, dass mein Freund Isidor Kopernicki das Spiel des Lebens bald zu Ende gespielt haben würde.

Wien.

Friedrich Krauss.

Dr. G. A. Wilken, Professor der Geographie und Ethnographie des indischen Archipels an der Universität zu Leiden, verstarb daselbst nach einem kurzen Krankenlager am 28. August dieses Jahres. Der Verstorbene war am 13. März 1847 zu Tomohon auf Celebes als Sohn eines deutschen Missionars geboren, erhielt seine Schulbildung in Niederland und widmete sich ursprünglich dem Beamten-dienst in niederl. Indien, zu welchem Behuf er Vorlesungen an der sogenannten indischen Schule zu Delft hörte und nach abgelegtem Staatsexamen an verschiedenen Orten in Indien wirkte; seine Freistunden verwandte er derzeit schon zum Studium der Ethnographie. 1880 kehrte W. infolge eines ihm erteilten Urlaubs nach Niederland zurück, liess sich in Leiden nieder und benutzte seine Zeit zu weiteren Studien, so u. A. im Sanskrit unter Leitung von Prof. Kern, im Arabischen unter der vom Prof. de Goeje, etc. etc. Ausgerüstet mit einem eisernen Willen und ausserordentlicher Auffassungsgabe, waren seine Fortschritte derart, dass er schon bald darauf zum Lector für Geographie und Völkerkunde des indischen Archipels an der städtischen Anstalt für Ausbildung indischer Beamten, die im Juni d. J. eingegangen ist, ernannt wurde. Rüstig arbeitete W. weiter und publizierte zahlreiche Arbeiten über Themate der Ethnographie des indischen Archipels, alle von ausserordentlicher Belesenheit und Gründlichkeit des Studiums Zeugnis ablegend; was ihm am 1. Dez. 1884 den Grad eines Doktor litt. hon. causa eintrug, worauf er dann am 27. April 1885 zum Professor, als Nachfolger des berühmten Prof. Veth, der wegen vorgeückten Alters zurücktreten musste, aber noch heute in Arnheim lebt, ernannt wurde. Jetzt ganz seiner Wissenschaft leben könnend, entwickelte W. eine derartige schriftstellerische Thätigkeit auf ethnographischem Gebiete, dass man, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, ihn als den Eröffner einer neuen Aera für die Ethnographie der Völker des malayischen Archipels bezeichnen darf. Seine Arbeiten „Het Matriarchaat bij de oude Arabieren, Het Animisme, Das Haaropfer etc. etc.“ werden zu jeder Zeit dem unentbehrlich sein, der sich mit jenen Völkern zu beschäftigen wünscht.

W. hatte die Absicht, seine Studien in einem grossen Werke zusammenzustellen, vorher aber wünschte er noch einmal die Inseln zu besuchen, wo er geboren und zum Teil seine Jünglingsjahre verlebte. Beides sollte nicht in Erfüllung gehen; der unerbittliche Tod raffte ihn von hinnen am Vorabend der Verwirklichung des letzten Wunsches! Viele Hoffnungen, die seine Schüler, die Wissenschaft und Indien auf ihn gebaut, sinken mit ihm zu Grabe! Wer wird berufen sein, sie zu erfüllen? — — —

Leiden.

J. D. E. Schmeltz.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII, Neustiftgasse 12. — Administration in Lunden in Holstein. Kommission-verlag von G. Kramer, Verlag in Hamburg.

Preis der Monatschrift ganzjährig 4 Mk. = 2 fl. 40 kr.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

Princeton University Library



32101 065208900



